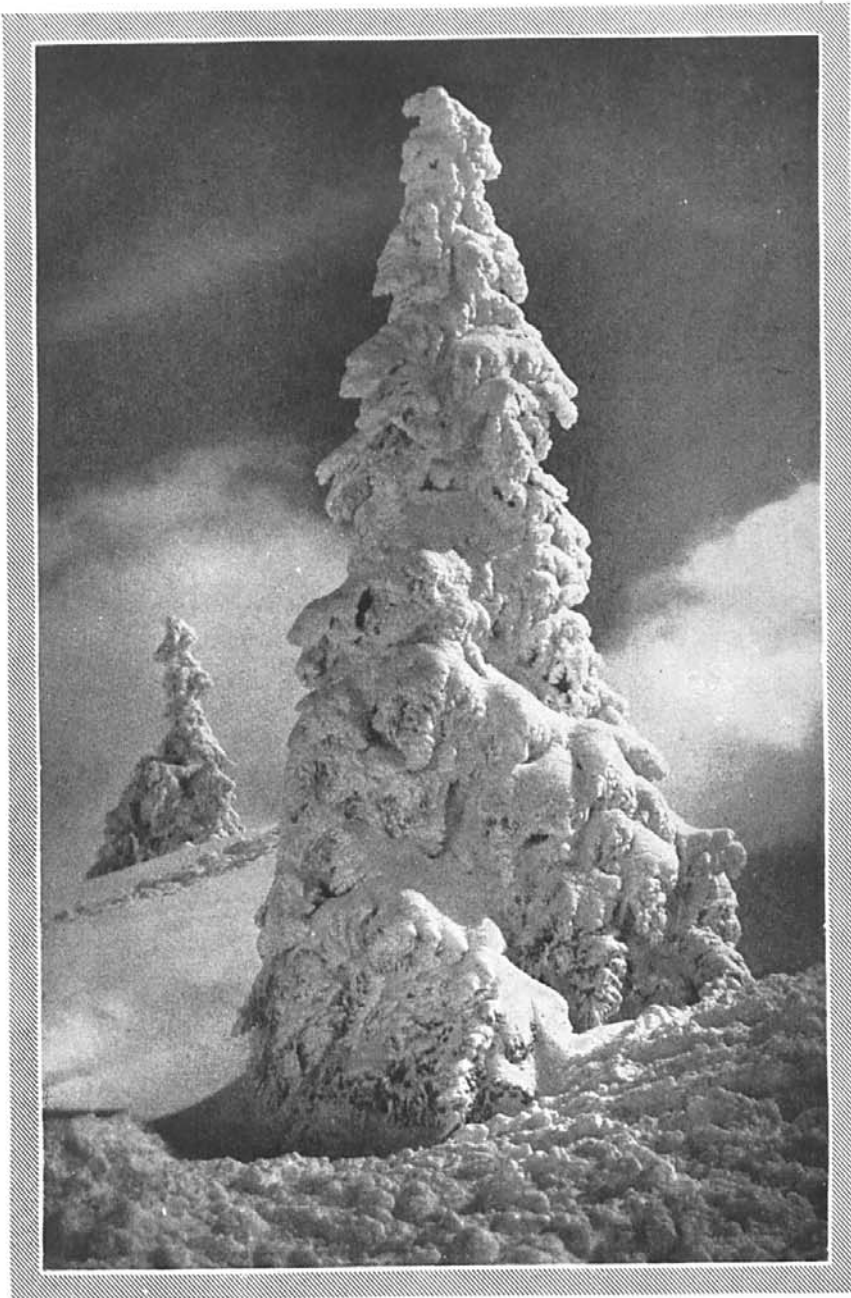


12. 7. 1934
L. No. 134.



Weihnachtsbäume
Phot. Lothar Wetzel

Anbretteln

Willy Ehrlich

Anrudern ist ein feststehender Begriff. Mit allem Drum und Dran wird das getan und gefeiert. Anklettern ist auch ein beinahe gewohnter Begriff geworden. Man liest das Wort schon in den gedruckten Wanderplänen der ganz korrekten Vereine. Warum sollen wir nun nicht das Wort Anbretteln oder Anskiern oder Anschneeschußlaufen erfinden? Solche Worte klingen doch ganz modern und passen auch für manchen

Schneeschußläufer oder Skifahrer. Aber — jetzt muß ich damit aufhören, denn die Worte werden immer lustiger und — ich möchte nicht Protestschreiben verursachen. Die Überschrift „Anbretteln“ ist so treffend. Ich konnte kein anderes Wort finden. Hoffentlich findet es keine Nachahmung. Offizielles Anbretteln der Skigemeinde, der ganz Zünftigen, soll am Bußtag sein. Doch hat es damit immer seinen Haken. Meist

wird es später. Zwar lauten die Wetterberichte schon viele Tage vorher: „Leichte Niederschläge, in den höchsten Lagen des Erzgebirges als Schnee zu erwarten“. Oder so ähnlich. Aber diese Schneeschauer sind recht ärnlich. Wenn ein fegender Sturm die Krümen in irgendeinen Winkel zusammengefegt hat, dann gibt es bescheidene Wehen, die aber der Herbstsonne nicht lange widerstehen.

In diesem Jahr war es ganz lustig. Schon Ende Oktober trug der Fichtelberg eine zusammenhängende Schneedecke, wenn auch noch recht dürftig. Aber es war richtiger Schnee. Lange blieb er auch nicht liegen. Doch genügte die Zeitungsmeldung vollauf, die Skigemüter etwas zu erregen. Es ist leicht erklärlich, daß gerade in diesem Jahre der Winter sehnlichst erwartet wurde, weil ja der Sommer so schön feucht war. Und da gibt es wieder eine Berechnung von einem 100jährigen Mittel, daß nach einem nassen und kalten Sommer ein ebenfolcher Winter folgen soll. Auch wieder so eine ungenaue Sache. Weil in 100 Jahren vielleicht 30 Mal dieser Fall eingetreten ist, ist anzunehmen, daß –

Nein, wir nehmen nichts an, wir warten! Und wer es nicht erwarten kann, der fährt schon vor den ersten Schneemeldungen ins Erzgebirge und riecht Schnee. So war es auch am vergangenen Sonntag. Schnee gab es wohl. Hier und da ein Hängel. Es hätte gelangt zum Hangrutschchen und mancher hat seine Freude daran gehabt, auf kleinen Schneefeldern wieder alte Künste aufzufrischen. Es ist doch etwas wert, wenn man dann beim gemeinschaftlichen ersten Ausflug gleich mit schönen Schwüngen und gar Sprüngen aufwarten kann. Am Sonntag Abend bröckelte es ganz leicht. „Mittwoch gehen wir bretteln!“ das wurde mit einem Schlage Gesetz. Bis zum Mittwoch waren noch 2 ganze Tage und 3 Nächte. In dieser Zeit kann viel Schnee fallen.

Montag Abend wurde die Zeitung herbeingenommen und schnell der Wetterbericht aufgeschlagen. Den finde ich heute selbst in der dicksten Zeitung so schnell, wie als Lausbub das „Vermischte“. Richtig – Polarluftzufuhr von Norden, Schneefälle bis in die Niederungen. – Also soll es am Mittwoch losgehen! Am Dienstag Morgen lag der Schnee auch schon in Dresden. Bescheiden zwar, doch oben im Gebirge, da liegt er stärker. Auch die Zeitungen gaben schon Wetterberichte. Nun heißt es rasch die Schneeschube bereitstellen.

Dienstag Mittag, der erste Telefonanruf. Freund Karl ist da. Unser Gespräch war ungefähr folgend: „Also Willy, wann fahren wir denn?“ „Ich kann erst morgen früh.“ „Gut, wie weit?“ „Na, bis Altenberg oder Wettinweg.“ „Mir recht, da rutschen wir gleich rüber zum Kahleberg.“ „Sein, aber meinst Du, daß genügend Schnee liegt?“ „Na, was fehlt, das fällt noch diese Nacht.“ „Also, verfrachte es nicht morgen! 6 Uhr Hauptbahnhof.“ „Verfrachten? Ausgeschlossen!“ – und dann noch einige Neuigkeiten. Nun muß nur noch Hans anrufen, dann ist das Kleeblatt von Willersdorf wieder zusammen. Willersdorf ist ein kleines böhmisches Dorf. Wir drei haben dort schon herrlichste Stunden verlebt. Und wenn es nach Willersdorf ging, da fehlte selten einer. Aber Hans rief nicht an.

Dienstag Abend wurden nun die Schneeschube hervorgeholt. All die guten Vorsätze, die ich im vergangenen Jahre hatte, sie waren ein Nichts geworden. Noch immer hing Klister vom Riesengebirgsostern an den Brettern. Und die Riemen waren trocken. Die Bindung locker, die Backen rutschten im Stemmloch hin und her! Und noch mancher Übelstand wurde festgestellt. Alles kann ich nicht erzählen. Na, morgen hält es schon! Aber dann wird alles restlos in Ordnung gebracht. Schube – ja wo hatte ich die denn hinverstaft? Dort standen ein

Paar. Sind es meine oder die meines Bruders? Schnell hineingefahren. Richtig, es waren meine. Sie sahen noch ganz gut aus. Man sah es ihnen nicht an, daß Fett fehlte. Übrigens besinne ich mich, daß ich bei irgend einen skitechnischen Experten gelesen habe, daß Schube nicht zu oft geölt werden dürfen, da wird das Leder zu weich. Mein Leder war hart. So, Schneeschube und Skistiefel, die waren da, was sonst noch fehlt, das finde ich schnell morgen früh.

Am Abend ging ich zu einer dieser vielen Versammlungen. Es wurde viel geredet und auch viel debattiert. Und anschließend weiter geredet und erzählt. Einige sprachen ganz ernsthaft vom Skilaufen von morgen. Das gab zu den beliebten Witzen von Rädern an die Schneeschube und vom Kahnfahren und von Drecksfahren Anlaß. Na, Spaß für jeden, wie ers braucht.

Mittwoch Morgen. Feiertag. Ich habe es tatsächlich verfrachtet, nur eine halbe Stunde Zeit. Aber, nun Trab! Handschuhe, Wachs, Ersatzbindung, Zehenriemen. Nichts war zu finden! Ganz zufällig erwischte ich noch zwei linke Tuchhandschuhe. Ersatzbindung, Wachs usw. wird heute nicht nötig sein. Und dann Galopp zum Bahnhof.

Ich war nicht der einzige, der laufen mußte. Auch Freund Karl und Freund Hans kamen im gestreckten Lauf daher. Beide angetan mit ihren wuchtigen Anzügen, federn Hut und so schön buntem Hemd. Hans hat auch erst am Morgen seine Schneeschube vom Boden geholt. Beweis: Staub auf den Spitzen und der Bindung und die Schlüssel der Bodenkammer, die gelegentlich einmal zum Vorschein kamen. Doch er war da. Und das genügte uns. Die Zeit gestattete nur eine kurze Begrüßung. Hin zum Schalter. Da – Hans kramte in seinen Taschen. Bei der Gelegenheit entdeckten wir auch die Bodenschlüssel, und suchte sein Geld. Vergessen. Zu meiner Be-

ruhigung also auch leicht liederlich. Trotzdem saßen wir bald im Zug. Dort gab es nun ein großes Begrüßen mit all denen, die man im Sommer kaum gesehen, die aber für die Winterszeit stetige Kameraden geworden sind. Man schwatzte über die Erlebnisse des Sommers, man lachte vom vergangenem Winter und pranzte – das heißt, schnitt auf – ein wenig nur, von dem, was man im kommenden Winter leisten wollte.

Auch Filme wurden besprochen. Das Lied aus dem Film „Der Sohn der weißen Berge“ wurde versucht. Darüber entstand ein kleiner neckischer Streit, der eine wollte ein Musketier der Alpen, der andere ein Grenadier der Berge sein. Ganz genau habe ich die Titel nicht behalten können. Und richtig. – Dort ganz hinten saß schon so ein Grenadier-Musketier oder ein Sohn der weißen Berge. Er hatte eine lustige Spielbahnsfeder aufs verschrobene Hütchen gepflanzt. Ganz wie im Film. Nun warten wir bloß noch auf den Skianzug mit den Generalsstreifen, wie sie der Filmheld auch trug. Oder auf den weiß-orangeren Skianzug. Oder auf sonst noch Neuigkeiten, die uns beim Film entgangen sind.

Kipsdorf!! Die Schneehöhe konnte nicht festgestellt werden. Die Messungen wurden an verschiedenen Stellen vorgenommen. Ein Mittel konnte nicht erreicht werden. Aber oben auf dem Kamm liegt mehr. Schnell zum Autobus, und flugs hinauf nach Altenberg. Die schönen Übungshänge waren noch grün. Aber im Wald, dort, wo der Wind nicht so frisch blasen konnte, da gab es eine flache zusammenhängende Schneedecke.

Angeschmalt, Handschuhe an die Finger, denn diese waren mit der Kälte nicht so recht einverstanden und zwickten. Der linke Handschuh paßt auch rechts. Und lustig und guter Dinge gings hinein in den Winterwald. Das Tempo war für den Anfang

reichlich rasch. Freund Karl murrte leicht. Auf dem Gipfel des Kahleberges gesellte sich noch Adolf zu uns. Wohin nun? Zum Seegrund!

Im Filmskilaufschritt nebeneinander zogen wir über das Hochmoor und sangen jeder nach eigener Melodie das Lied des Kameraden der Berge. An den Seegrundhängen waren schon einige tüchtig dabei, zu schwingen und zu springen. Adolf versuchte gar Geländesprünge. Doch hat er vorher immer erst genau den Aufsprung wegen der ungemütlichen Steine untersucht. Karl stand am Gang und hämmerte an seinen Schneeschuhen. Bald mußte auch ich einen neuen Riemen, den ich glücklicherweise auftreiben konnte, einziehen. Und so konnte man noch manch einen beobachten, der jetzt etwas nachholen mußte, wozu der lange Sommer nicht ausreichte.

Wir haben uns dann vom Gange wegetrollt. Es waren mit der Zeit so viele Maulwurfshäufen freigelegt worden, daß nur noch ein ganz korrekter Slalomlauf ein sturzfreies Rutschen gestattete. Wer das nicht mochte oder brachte, der mußte immer ein oder das andere Bein heben. Das sind auch ganz nette Übungen. Die Niklasberger Straße hatte eine wundervolle Skiföhre.

Hier sah man nun die Kommenden Kanonen trainieren. Richtig trainieren! — das Wort „Üben“ sagt nicht genug. Weitausholend legten sie sich in die Stöcke und griffen so schnell Meter um Meter. Wir hatten Zeit. Beim Schutzhaue an der Waldwiese bogen wir ab um zu unserem alten guten Freund, dem Bornhau, hinaufzusteigen. Er war nicht gut gelaunt. Mit Nebeln hatte er sich umhängt. Na, alter Freund, das Skivolk kennt Dich auch von anderer Seite.

Abfahrt! Schön langsam und vorsichtig. Mal nur auf dem rechten Bein, mal auf dem linken, mal breitbeinig wie ein Möbelwagen, mal eng beieinander. Immer schön um die großen Steine, die wir sehen konnten, über die anderen sind wir gerutscht und haben schmerzlichst an die Riefen und Schrammen gedacht.

Nächsten Sonntag, da gehts nach Willersdorf! Wenn kein Tauwetter kommt. Ausgeschlossen. Und siehe da, am Abend, da regnet es Striche.

* * *

Das war ein richtiges Anbretteln. Nur die Zünftigen unterwegs. Der Schnee langte gerade bis zum Abend. Und die Schrammen in den Schneeschuhen waren nicht so schlimm wie erwartet.

Liedlein

K. W. Streit

*Die lichte blaue Weite,
der Kiefern wirr Geäst,
in Feld und Wald und Heide
liegt deine Seele fest.*

*Da steigt sie wohlbehütet
mit Wolken frühe zu,
geht abends eingemüdet
in dunkler Nacht zur Ruh.*

*In meine Wanderreise
klang mir dein leichter Schritt,
ich wandre nicht im Kreise,
geht deine Seele mit.*

Freinacht

Kurt Weissenfels

„Bleibt doch hier!“ scholl es aus dem Kreise der Bergfreunde. Doch wir traten hinaus in die stille, funkelnde Sternennacht. Wir zwei hatten beschlossen, während der ersten Ferienwoche Freilager zu beziehen und das galt. Schweigend schritten wir bergan, nur das tiefe Atmen war zu hören und das Klüstern und Gemurmeln des eiligtalab rauschenden Bachs. Dort wo der Weg hochschießt gleich dem gekrümmten Rücken eines sprungbereiten Raubtiers, sähelte uns Söhnluft an. Seitlich am Bachrand wollte uns gar eine verfaulte, phosphoreszierende Baumwurzel ein Stück des Weges leuchten. Doch wir kannten ihn genau; denn viele Male hatten wir oben in den Felsen geschlafen. Über eine sumpfige Grabenstelle stiegen wir den bekannten Pfad hinan. Links und rechts streifte uns kniehohes Gras und Sarnkraut. Nun an den Wänden entlang, dann einen Pfad durch halbhohen Baumbestand mit seinen zähen, federnden Zweigen und über uns wuchten die Felsen, denen unser Besuch gilt, gigantisch im bleichen Mondlicht ins All. Nun beginnt das Klettern im schrofigen Gestein. An einer Wurzel, an welcher mit zünftigem Rucksack, mit Klammzug und Spreizstellung hochgegangen wird, heißt es fest zupacken. Nunmehr geht es in kleinen Kehren zur Scharte, in welcher Mondlicht silbern an Steilwänden liegt. Ein langes Band noch und wir sind am Ziel. Schweigend packen wir den Schnerfer auf und essen. Unter Zurücklassung der Rucksäcke gehen wir vor zum Felsvorsprung um die Abendstimmung in uns aufzunehmen. Bei dem silbrigen Lichte, das uns Luna spendet, heben sich die Konturen all der Berge ab,

welche uns bekannt sind, dann dort drüben der Winkelturm, fürwahr er macht seinem Namen Ehre mit seiner kühnen Gestalt. Kaiserkrone, Zirkelstein, Zschirnsteine, und wie sie alle heißen, alle armen Ruhe und Frieden, wohltuend für den geheizten Menschen. Endlich Feierstunde, ein zufriedener Seufzer entringt sich der Brust. Doch unterdessen hat sich der Mond verzogen, nur ab und zu seinen Schein zwischen jagenden Wolken spendend. Hinten am Schneeberg wetterleuchtet es. Ein leises Grollen mit säuselndem Winde vermischt kündigt ein Wetter an. Lange läßt es auch nicht auf sich warten. Der Wind wird stärker, er wächst zum Orkan. Wir flüchten in unser „Quartier“. Die ersten schweren Tropfen fallen klatschend auf die riesigen Buchenbäume. Die Bäume wanken im wütenden Sturm umher. Ein Rauschen erfüllt die Luft, und dann gießt es in Strömen. Rrrrrzack, zack, krackerack, brrrrumbumbum. Alles scheint zu glühen. Huiiü! faust der Orkan in die Baumriesen, daß sie sich stöhnend biegen. In den Wänden ehort der Bass des Donners. Das Gewitter verzieht sich, nur der Regen tropft sein monotonen Lied auf die Baumkronen. Fern am Großen Winterberg schwankt ein Lichtschein hin und her — vielleicht ein Grenzer auf seinem Dienstgang. Wir machen uns fertig zum Schlafen. Das Laub ist weich, eine Decke kommt drüber, das Seil als Kopfkissen, die Provorräte werden freischwebend gehängt, damit keine Felsmäuse herankönnen, dann Schube aus, in den Mantel gewickelt, Süße in den Rucksack. Die Alpina ausgelöscht. Gute Nacht! Die Atemzüge meines Kame-

raden verkünden, daß er sich im Land der Träume befindet. Und ich muß immer wieder an ihn denken, an meinen einstigen treuen Berggefährten Gerhard. Er war ein großer, brauner Gefelle mit leicht gewelltem Haar. Sein Charakter war gerade und lauter. Ich kann mich nicht entsinnen, von ihm ein böses Wort gehört zu haben. Seine Familie waren vertriebene Ostmärker und das Schicksal wehte sie ins Erzgebirge. Gerhard hatte den kaufmännischen Beruf ergriffen. Kurzum, wir lernten uns in den Bergen kennen, wir zwei erkämpften manchen schönen Sieg im Fels. Wie er sich freute, wenn er eine neue Route kennen lernte, seine Augen strahlten wie eine Sonne. Sein Ziel waren jedes Jahr die Alpen. Begeistert packte er alles an, besprach mit mir Literatur und alles Dazugehörige. Er eiferte Hermann Delago nach in seinen Märschen. Er kam vom Erzgebirge fast allsonntäglich zu seinen Felsen gelaufen; auch im Winter lief er die große Strecke von unserem Standquartier bis in sein Heimatdorf auf Schiern. War etwas ausgemacht und es war noch so schlechtes Wetter, Gerhard war da. Er war ein Idealist, ein Edelstein unter Bergsteigern. Sein Lieblingslied war: „Im schönsten Wiesengrunde, ist meiner Heimat Haus“. Dieses Lied hatten wir ihm einmal gesungen, als er im Winter von unserem Schiquartier noch spät abends bei Sturm aufbrach, um auf den Brettern die noch weite Strecke nach Hause zurückzulegen. Nachdem das Lied verklungen, gab er uns bewegt die Hand und jagte im Schuß davon. Die schwere, wirtschaftliche Lage zwang ihm statt des Federhalters Hacke und Schaufel in die Hand. Doch ungebeugt arbeitete er; denn für ihn gab es nur ein Ziel: seine Felsen und die Alpen. Dort hatte er ein Lieblingsgebiet, ein Hochtal umfränzt von Bergen. Von diesen schwärmte er immerfort. Einmal sagte er zu mir: „Wenn wir zwei dort wären, würde manche schöne Sache fallen und auch

neue Wege“. Aber es ging beim besten Willen nicht. Und er fuhr allein, sogar zwei Wochen eher, als er fahren wollte; denn menschliche Niedertracht war es, die ihn vorzeitig zu seinen großen Bergen trieb. Als er von mir Abschied nahm, sah ich seine Signalpfeife. Da kam mir mit einem Male eine heiße Angst um den Freund. — Ach Unsinn, eine Signalpfeife braucht jeder Alpinist — und ich drückte ihm zum ersten Male die Hand. Eine Karte schrieb er mir noch aus dem Wilden Kaiser, wo er als Alleingänger viele Sachen gemacht hatte. Vierzehn Tage später fand ihn ein Freund tot unter einem Gipfelgrat, wo er schon ungefähr eine Woche gelegen haben muß. Er lag kurz vor einer graufigen Steilwand, über welche sein Rucksack abstürzte. Der Pickel klemmte in einer Spalte. Es war, als wenn ihn die Berge nicht gern hergaben; denn die Bergungsmannschaft hatte unter schwerem Steinschlag zu leiden. Und als man ihn in R. beerdigen wollte, sollte er an der Mauer verscharrt werden, weil er nicht katholisch war. Er wurde dann in B. der Erde zurückgegeben und ruht in Frieden im Angesicht seiner Berge. — Schlaf doch nun endlich ein, ihm ist jetzt wohl, er ruht inmitten seiner Berge, wie es sein Wunsch war, rauscht der Wald. Und ich schlief. Als ich die Augen öffnete, kam ganz sacht über den Großen Winterberg der junge Tag gezogen. Die ersten Vögel regten sich schlaftrunken, pink, machte ein Fink, ein Zwitschern erfolgte. Drüben am Massiv startete ein Falkenpärchen zum Morgenflug ins Äthermeer, Fük, Fük, lockten sie sich und gaukelten mit kurzem Flattern der Flügel, dann fast bewegungslos immer höhere Kreise ziehend, davon. Die Sonne mit ihren ersten zitternden Strahlen fand uns schon am Fels. Nicht lange jedoch dauerte es, dann erfüllte Schreien und Brüllen die ruhigen Gründe und Täler — und die Masse Mensch kam berangewalzt.



Phot. Lothar Wetzel

Nächtliche Skifahrt

Karl Kmoch, „Berglust 06.“

Wir hatten Glück in diesem schneearmen und milden Winter. Just am Tage unserer Ausfahrt schenkte uns der Himmel einen blendenden Schnee und ein ausgezeichnetes Wetter. Fürwahr, Freund Petrus hält noch zu seinen artigen Berglustigen! So konnten wir unseren Plan zu vollem Gelingen führen! Laßt mich erzählen!

Kalt und still senkte sich die Bergwinternacht übers weite weiße Land. Sternenschein überfät und rein wölbt sich der Himmelsdom über Berge und Wälder. Vom Osten schiebt sich die volle Scheibe des Mondes in das Blau und taucht die Welt in silbernen Glanz.

Verwunderlich ist heute die Natur,
Winterwald und Raubreif,
Mondlicht und Sterne,

Schnee und Eis — gleisen, glitzern,
funkeln,
ein Wettstreit um Pracht, —
Bergwinternacht!

Und wir Glücklichen durften Kosten von dieser Pracht. Zogen unsere Spur durchs pulverige Weiß, durch Wald und Flur, standen auf hoher Warte, umgeben vom verträumten, vereisten und verschneiten Winterwald, ernst und tiefbewegt, schauten hinein ins nächtliche Wunderall, flogen auf flinken Hölzern und schmalen Pfaden hinab zu Tal zu den Wassern und Menschen. Kehreten ein in trauer Mühle und saßen beisammen in treuer Freundesrunde. Ein Lied erscholl — noch hör' ich's klingen:

„. . dem Schöpfer zum Danke,
der diese Pracht uns zugebadt“



Die Christrose

Die Christrose (*Helleborus niger*), die schon um Weihnachten herum aufblühen kann, stand in alten Zeiten in hohen Ehren; man verehrte in ihr ein Wunder der Schöpfung. Die Sage erzählt, daß vom Weihnachtsstern, der den Hirten die Geburt des Heilands verkündete, ein Funke auf die schneebedeckte Flur des kalten Norden gefallen sei und daß im Augenblick des Verglimmens dieses Fünkchens die seltene Pflanze ihre Blüte erschlossen habe. Wer genau zuschaut, erkennt leicht, daß die Blüte ohne Blumenblätter aufgebaut ist. Die schön geformten fünf Kelchblätter leuchten im weißen Glanze, so daß der Laie die vollendetste Täuschung einer richtigen Blume im Schnee vor sich hat. Die Wurzel der Christrose wurde schon

im Altertum gegen Hypochondrie und Geistesfrankheiten verwandt. Ein noch da und dort in Sachsen anzutreffender Glaube rät, die Wurzel auf der bloßen Haut zu tragen; dadurch verschwinde Schwermut und Liebeskummer und bei jungen Mädchen blieben die seelischen Störungen der Entwicklungsjahre aus. Die Christrose ist vielen als schwarze Nieswurz bekannt. Weniger bekannt aber ist, daß sie zwei starke Gifte in sich birgt. Das sollten sich alle merken, die diese Pflanze in der freien Natur einmal finden. Finger weg von solchen Seltenheiten! Wer sich der Christrose als seltener Winterblume freuen will, der suche sie in den herrschaftlichen Gärten zu erspähen, wo man sie oft vorfindet.

Skilaufen und Bergsteigen

Henry Hoek hat im Verlag von Gebr. Enoch, Hamburg, ein neues Buch „Schußfahrt und Schwung, ein Brevier alpiner Abfahrten“ erscheinen lassen. Um es vorweg zu sagen, eins der schönsten Bücher über die Freuden des Skilaufes! Unfern Lesern ist Henry Hoek kein Fremder, wir wissen, daß er nie beim Gegenständlichen stehen bleibt, daß er immer wieder versucht an die tieferen Gründe unseres Tuns heranzukommen, daß gerade dieser Umstand seine Schriften so interessant und anregend macht. Jeder Skiläufer und Bergsteiger wird seine Freude daran haben. Mit Erlaubnis des Verlags geben wir das einleitende Kapitel „Skilaufen und Bergsteigen“ wieder. — — — die Abfahrten, von denen ich erzählen will, sind sehr zweierlei. Und wenn auch oft dieselben Menschen diese verschiedenen Abfahrten machen, so gehören diese Skiläufer doch ihrer ganzen Wesensart nach verschiedenen Gefühlswelten an. Teils sind

sie Wanderer auf Gottes schöner Erde und wollen sich gerne dem Zauber der Berge beugen, teils sind sie Sportleute im Sinne des modernen athletischen Rekordiebers. Daß alle Übergänge zwischen ihnen vorkommen, das ist wohl selbstverständlich — denn zwei Seelen wohnen in der Brust eines jeden. Welche die stärkere ist, welche zu einem bestimmten Zeitpunkt das Übergewicht hat, das wird entscheiden, für welche Fahrt der Skiläufer sich begeistert. Die beschriebenen Fahrten sind teils noch Wander- und Bergtouren — teils sind sie kaum mehr so zu nennen, haben ihren Charakter im Laufe der letzten Jahre gründlich geändert. Einige wurden zu „Abfahrtsbahnen“, zu „runs“, demnächst vielleicht den Bob- und Skeletonbahnen vergleichbar. Nehmen wir als Beispiel die Parsenn. Vor zwanzig Jahren war die Fahrt über den Parsenn-Paß eine touristische Leistung. Heute segt die Mehrzahl die Parsennbahn hinab,

wie der Rodler seine Straße. Natürlich hinkt der Vergleich in manchem. Aber ein gutes Vergleichsmoment ist da: Man läuft gegen Zeit! Der Witz der Sache liegt im Tempo. Er liegt so ausgesprochen und offensichtlich im Tempo, daß man ganz folgerichtig begonnen hat, diese Strecke auszubauen, daß man Äuene entfernt, Brücken schlägt, Wege verbreitert, Flagen steckt — alles nur zu dem Zweck, dem Läufer zu ermöglichen, Minuten oder Sekunden zu sparen. Wobei wir freilich nicht übersehen wollen, daß auch heute noch — und besonders im Frühjahr — gar mancher den Bergen zuliebe diese Tour macht, und daß manch anderer versucht, in welcher Zeit er über die Sourela d'Eschia oder den Diavolezza-Paß rennen kann . . .

Es sei aber festgestellt: Ich tadle diese Einstellung nicht. Wie sollte ich mir solches anmaßen? Ich begreife sehr wohl, daß wir heute der Natur anders, und vor allem unternehmender und wagenutiger gegenüberstehen als vor Jahren. Seitdem die Felswand ein Turngerät, der Steilhang eine Abfahrtsbahn, der Strom eine Kanustrasse und der Wald ein Begriff von so und so viel Festmeter geworden ist, hat sich manches in uns geändert. Einst war der Berg ein Götterthron, der Fluß ein Silberband und der Wald ein Märchen — das gibt freilich eine andere geistige Einstellung . . .

„Die Welle war schöner als das Mädchen“, erwiderte C. S. Meyers Dante, zur Rede gestellt, warum er Beatrice auf der Arnobrücke übersehen habe. „Die Abfahrt freut mich mehr als der Berg“, erwidert uns der Skiläufer, wenn wir ihn fragen, was er gesehen habe . . .

Es gibt noch solche, die anders fühlen. Ich bekenne mich dazu. Wenn ich die Parsenn jetzt abfahre, mit allen Kniffen erlernter Technik, so geschieht es ohne Sturz und mit Würde. Aber die Würde ist nur eine Maske. Die Casanna rechts oben, die mich vor dreißig Jahren hier sah, als Parsenn noch Neuland

war, und meine toten Freunde, die hier mit mir gingen, und alle Erinnerung meiner Jugend — sie wissen es besser. Die Würde ist Maske. Und in mir lacht noch immer mein Herz und freut sich wie einst.

Sie werden das nie verstehen, die den Skilauf als eine Selbstverständlichkeit von uns beschenkt bekommen haben, die ihn in Schulen und Klassen erlernt haben. Wie sollten sie auch? Ihnen ist er ein „Sport“ wie jeder andere, ein Mittel der Erüchtigung und eine Mode . . . uns war er, und wird es stets bleiben: ein Abenteuer. Denn keiner kann das Fühlen seiner Jugend je ganz verleugnen.

Der „Sport der Abfahrt“ aber — er hat seine Berechtigung und seinen Reiz. Wer aber denkt je an die tiefsten Gründe seines Tuns? Nur in seltenen, stillen Stunden, vielleicht im lassen Föhnwind auf dem Gipfel des Berges, wenn die Felsen im Süden verschleiert und im Norden geschnitten klar sind . . . vielleicht im halben Rausch der Ermüdungsgifte in der warmen Luft eines schaukelnden Eisenbahnwagens . . . vielleicht wenn man dösend nach langer Tour am Abend im heißen Entmüdungsbad in der weißen Wanne liegt . . . vielleicht wird uns dann plötzlich klar: Unser Sport ist ein Ventil für die gespeicherte und gebaute Gebundenheit des Alltags. Er ist ein selig blau glänzendes Wolkenloch im grauen Himmel des Alltags.

Wir wollen uns austoben! Und wenn die Abfahrt vorbei ist, dann werden wir wieder brave Menschen in braven Kleidern. Ist es ein Zufall, daß wir für diesen Sport ein phantastisch gewagtes Durcheinander von Kostümen erleben? Nichts ist Zufall! Wenn der Traum zu Ende, dann haben wir auch den Mut zu diesen Kleidern nicht mehr — wir haben kaum noch den Mut zu denken, was wir denken . . .

Aber um die große Lüge der Illusion zu erleben und genießend zu erleiden, sollte man

die Wiederholung des süßen Traumgiftes opfern. Doch das ist eine Sache für sich . . . Natürlich ist es nur ein Gedankengebäude, wenn ich dem „Abfahrer“ den „Bergsteiger“ gegenüberstelle. Zwischen beiden gibt es keine klare Grenze und die Natur kennt nur Übergänge — und Endpunkte.

Die, so da als reine Bergsteiger gerne sich gebärden, vergessen, daß auch sie selbst nicht mehr das sind, was der Bergsteiger vor zwei Generationen war. Sie können es nicht sein. Auch der Alpinismus unterliegt, wie jede Kulturerscheinung, den Gesetzen der Zeit. Das Gesicht der Zeit prägt sich aus im Alpinismus wie in den Alpinisten. Die Alpen sind heute geographisch bis ins Kleinste erforscht, sie sind bis in das letzte Täldchen erschlossen, sind wirtschaftlich durchorganisiert. Die Materialisierung unserer Welt — mag man dies nützlich oder schädlich, gut oder schlecht, erfreulich oder verabscheuungswürdig finden — hat vor den Bergen und Gletschern nicht Halt gemacht. Zum Teil sind es ganz andere Triebkräfte geworden, die heute die meisten von uns in die Berge treiben. In völliger Verkennung dieser Tatsachen gibt es Bergsteiger genug, die die Alpen in jeder Beziehung für sich allein beanspruchen; sie fordern ein alpines und ein alpinethisches Naturschutzgebiet.

Ja, wir fühlen uns gekränkt durch den Besuch und das Gebahren der vielen. Sie stören uns Freude und Genuß — und egozentrische Einstellung. Das ist ein Teil unserer Untugend, den geliebten Gegenstand, das Land unserer Liebe, für vollkommen, das heißt für eine unbetretene Insel im Zustand der Natur zu halten. Wir nehmen es sozusagen persönlich übel, daß die Alpen nicht erst gestern aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen sind — daß auch andere sie schon entdeckt haben, und ihren Zwecken nutzbar gemacht haben.

Die Alpen sind ein Wunderland . . . Aber um es zu erkennen, muß man es lieben.

Denn nur dann nehmen wir mit dem andern und dunkleren Teil unseres Wesens, der der hellseherische ist, und der allein das Wort „der Liebende“ rechtfertigt — nur dann nehmen wir mit diesem Teil unseres Wesens nichts wahr von all dem Menschlich-Allzumenschlichen, das sich tagein tagaus hier abspielt, sondern atmen nur die erhabene Schönheit und die Klarheit der Berge.

Das ist möglich. Und ich kenne ein Beispiel in vollendeter Gestalt. In Davos lebt ein Mann, Engländer, der „liebt“ die Paresenn wirklich. Die Abfahrt ins Prätigau hat er mehr als tausendmal gemacht. Manche halten ihn für einen Tarven. Vielleicht aber ist er weise. Gab es nicht einst eine Zeit, da träumte ich davon, die „Berge der Erde“ — wenn auch nur oberflächlich — kennenzulernen. Ich wurde älter, bescheidener und weiser . . . ich wollte die Alpen kennenlernen — gründlich. Ich wurde älter und viel bescheidener, und ich dachte daran, die Berge der Schweiz zu erforschen. Ich wurde noch älter und mein Ehrgeiz ist heute, die Bergwelt Graubündens zu kennen. Vielleicht werde ich noch einige Jahre leben und bin es zufrieden, wenn ich glaube es könnte mir gelingen, die Berninagruppe oder das Bergell könnte ich „erkennen“. Vielleicht werde ich ganz alt, so alt und klug, daß es mir genügt, einen Gipfel bei Davos in allen Launen des Wetters, in allen Aspekten des Jahres zu kennen und zu lieben.

Diese Liebe zum Berg ist unerklärlich. Letztlich schrieb ein Bergsteiger: „Und würde ich mit Blindheit geschlagen — ich würde dennoch in die Berge gehen. Ich würde mich auf den Rasen einer stillen Alp legen am frühen Morgen, wenn der Tau vertrocknet und die Luft beladen ist mit dem Duft der Blumen und der feuchten Erde. Mit vollen Zügen würde ich den Harzgeruch der Tannen in meine Lungen ziehen. Ich würde horchen auf den Ton der Kuhglocken auf fernen Weiden, auf das Schwellen und Abklingen



Schellerhau
im Hintergrund der Kahleberg
Phot. Lothar Wetzel

des donnernden Gletscherbaches und das feierliche Rollen der Lawinen . . .“ Wer die Liebe zum Berge nicht hat — er wird lächeln über derartigen „Überschwang“. Vergeliches Bemühen ihm die Gefühle des Bergsteigers begreiflich machen zu wollen.

Vielleicht gibt es Gefühle, die jenseits unserer täglichen Skala liegen, die nicht erlebt noch in Worten gefaßt werden können — Gefühlsfarben jenseits der Sichtbarkeit, aber von starker Wirkung. Vielleicht gehört „die Liebe zum Berge“ in ein Gefühlsgebiet, von dem auch unsere Philosophen und Psychologen noch nichts ahnen.

Warum bestiegen wir Berge? Der Bergsteiger hat keine Antwort. Je älter ich werde, um so weniger weiß ich eine. Die besten Dinge dieser Welt liegen jenseits der Sprache und Mitteilbarkeit. Sie sind ein Teil von uns, über den wir keine Rechenschaft geben können — selbst wenn wir wollten. Eines aber ist gewiß: Ein volles Verständnis der Berge erringt man nicht durch bloßes Schauen. Darum steigt man auf den Berg! Denn auf dieser Erde ist alles Körperliche eine wesentliche Ergänzung des Geistigen. Bergsteigen und Skilauf verschmelzen für mich mit den Jahren immer mehr zu einer Einheit. Beide können sie „so oder so“ be-

trieben werden. Der große englische Bergsteiger G. Young hat schon recht mit seiner Behauptung: Die Geschichte des Bergsteigers wäre ein gutes Beispiel dafür, daß der Mensch es liebt, Grenzen zu setzen, wo sie in keiner Weise berechtigt sind.

Jahre später fand man, daß die Berge zu allen Zeiten bestiegen werden können, wenn auch mit anderem Gerät. Und nun umgrenzte man das Sondergebiet des „Winterbergsteigers“, des „alpinen Skiläufers“ und so fort. Wir bekamen die Gilden der flüssigen Bergsteiger, der Felsmänner und Kletterer, der Winteralpinisten und der Skiläufer. Und sie all sind im Grund ihres Herzens dasselbe: Sie sind Verehrer der Berge, sind Liebhaber der Berge, sind „Bergsteiger“ — solange nicht andere Motive als die Liebe zur Natur sie treiben.

„Bergsteiger“ — es sollte eine Bezeichnung sein, die nichts zu tun hat mit der Schnelligkeit, die der Träger des Tamens erreichen kann, nichts zu tun hat mit seinen sonstigen körperlichen Fähigkeiten, nichts mit der Zahl der Viertausender, die er bezwungen . . . Als Bergsteiger im besten Sinne des Wortes werde ich den, der die sinnlose, undefinierbare Sucht nach dem Berge hat, ihn, den das über jede Vernunft erhabene Verlangen quält, Berge

zu sehen, mit ihnen zu leben, an ihnen sich zu betätigen, zu jeder Zeit, in jeder Weise, die ihm möglich ist.

Als Bergsteiger werde ich den, dem jedes Werkzeug und jede Technik recht ist, um dem Berge sich zu nähern: Pickel und Kletterschuh, Seil und Steigeisen, Spazierstock und Ranzen, Hammer und Mauerhaken, Ski und Seehundsfell . . . immer vorausgesetzt, daß ihn der Wunsch treibt, „in den Bergen, mit den Bergen“ zu leben, und nicht die Eitelkeit, durch technische Leistung, durch tolle Kühnheit oder tolle Schnelligkeit Aufsehen zu erregen und Beachtung zu ernten.

Selbstverständlich: Ich werde versuchen, mit meinen Hilfsmitteln je nach Jahreszeit, je nach Zustand des Berges meine Tour so angenehm wie möglich zu gestalten. Selbstverständlich: Ich werde mich freuen, wenn es mir möglich ist, als Ende der Fahrt noch den sportlichen Reiz der rasenden Abfahrt zu haben. Selbstverständlich: Da dem so ist, da die Abfahrt reizvoll und ein Genuß, werde ich meine Ziele manchmal so wählen, daß ich sicher bin, als Abschluß meines Tages das Finale des Skifluges zu erleben.

Das alles streicht mich nicht aus den Reihen der Bergsteiger.

Vergessen wir aber nie: Es gibt andere Menschen genug, die keine „Bergsteiger“ sind, noch sein wollen; die nur Freude haben an der sportlichen Leistung. Wir können sie im Sommer und im Winter in den Bergen treffen: Felsakrobaten und Skirenner. Nichts liegt mir ferner, als irgend etwas gegen diese zu sagen. Sie sind weder minderwertiger, noch schlechter, noch unliebenswürdiger als „wir Bergsteiger“ — sie sind anders; das ist alles. Sie haben das selbe Recht, die Berge zu ihren Zwecken zu benutzen, wie wir es uns genommen für unsere egoistische Bergliebe. Und die Bergwelt hat wirklich noch Platz genug für alle . . .

Und wenn diese anderen uns manchmal nicht gefallen — dann ist das nicht nur

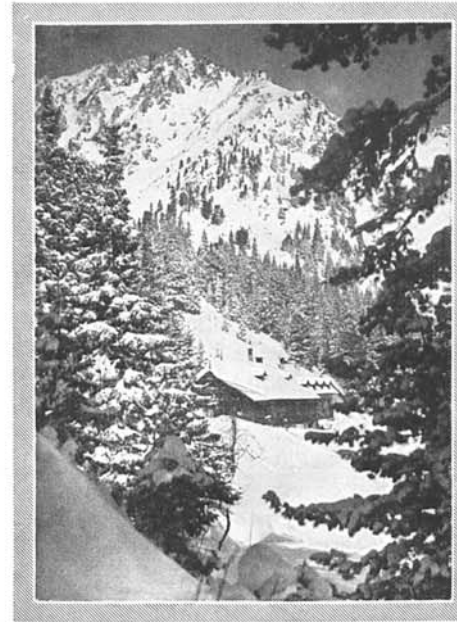
ihre Schuld. Zum Bergsteiger muß man geboren sein — zum Akrobaten und Athleten auch. Eines macht so viel Spaß wie das andere. Raum für alle hat die Erde. Wir brauchen uns nicht gegenseitig zu stören. Aber der Geist L. Steffens, der das vorahnende Wort vom „Playground of Europe“ für die Alpen erfand, lächelt zwielichtig . . . Es liegt in der Entwicklungsrichtung unserer Zeit begründet, daß die reinen „Sportler“ an Zahl wachsen und gedeihen. Rekord und Sensation sind die Götter, zu denen unsere Jugend betet.

Voraussetzung für Rekord und Sensation — auch in den Bergen — ist eine hochentwickelte Technik. Und die haben wir heute. Wie in der Malerei das „l'art pour l'art“ so ist in den Bergen die Freude an der verblüffenden Leistung eine notwendige und natürliche Folge der Technik, die eine „Kunst an sich“ wurde. Alles aber, was wird, ist notwendig bedingt und hat seine kausale Berechtigung. Auch das Fühlen und Freuen der Menschen unterliegt den ewigen Gesetzen des Werdens und Vergehens.

So haben auch die beiden Endpunkte der langen Kette ihre volle Berechtigung: der eine, das ist der Mann, der ohne einen Blick für Wolken, Berg oder Baum, die Parsenn hinabragt — dem es ganz gleich ist, ob seine Rennbahn zwischen Gottes schönen Hügeln oder zwischen den Scheußlichkeiten eines Vorstadtbaunternehmers liegt.

Der andere ist der Mann, der ohne jegliches Können mit unendlicher Mühe sich die Suorcla d'Eschia hinunter quält und nach vielen Stunden todmüde, aber vollgefogen mit der Schönheit dieser Welt, sein abendliches Ziel erreicht.

Ich gestehe: mir ist der zweite lieber, denn er ist Geist von meinem Geist. Aber das ist ein einseitiges Gefühlsurteil, dem ich gedanklich schwerwiegende Einwände entgegenhalten könnte . . .



Das Majlathschutzhause am Poppersee

Sonne und Schnee über dem Mengsdorfertal

Hans Gebler, Dresden

Jeder, der auf der belebten Gürtelstraße wanderte, die den Südfuß der Hohen Tatra in seiner ganzen Länge umspannt, wird überrascht gewesen sein von dem prächtigen alpinen Bilde, das sich an den tiefeingegriffenen Ufern des über riesige Felsblöcke zu Tal stürzenden Popperbaches bot: das Mengsdorfertal, das zweitgrößte der südseitigen Täler, öffnet seine waldumwogten Pforten und gibt den Blick frei auf den grandiosen Felsenirkus, der in seiner wilden Schönheit die Tatra so recht wirkungsvoll in Erscheinung treten läßt. Da das Mengsdorfertal den Zugang bildet zur vielgerühmten Meeraugspitze mit ihrem noch berühmteren Tiefblick auf den senkrecht darunterliegenden Fischseekeffel, ist es sommer-

tags von zahlreichen Touristenkarawanen belebt, die zumeist alle nur das eine Ziel vor Augen haben: die Meeraugspitze. Aber auch der Winter lockt in dieses schneegeißelte Alpenparadies, seit 1884 der erste Winteralpinist der Tatra, Theodor von Wundt, seine abenteuerlichen Fahrten durchs Mengsdorfertal unternahm und reichlich zehn Jahre später der große Bahnbrecher der Tatrahochtouristik, Dr. Karl Jordan aus Budapest, die „weiße Kunst“, den Skilauf, in den Tatrabergen zu Ehren brachte, denn gerade dieses acht Kilometer lange und verhältnismäßig breite Tal bietet mit seinen weiten Hängen, seinen hochgelegenen Felsenfesseln und den prächtigen mehr oder minder schwierigen Gipfeltouren eine Sülle von

Genüssen für den berggewohnten Skifahrer, der in dem sommer- und wintertags über bewirtschafteten Schutzhaus am Poppersee einen trefflichen Stützpunkt findet.

Der Poppersee, 1513 Meter hoch gelegen, ist nicht bloß ein Glanzpunkt des Tales, sondern eines der romantischsten gelegenen Meeräugen auf der Südseite der Tatra überhaupt. Von verzotteltem Zirben- und Fichtenwald umrahmt, träumt zur Sommerszeit die stille smaragdgrüne Flut im Schoße der rings darübereagenden Felsenriesen gleich einem unergründlichen Geheimnis, — deckt aber der Bergwinter See und Wald mit seiner weißen Hermelindecke, funkelt der Gipfelkranz im Strahlengold der Winter-sonne, dann breitet sich ein Märchenreich und schwer fällt das Scheiden von all der Schönheit, die sich dem einsamen Gaste bietet. —

Ein Vierteljahrhundert lang bin ich ins Mengsdorfertal hinaufgezogen. Heulender Schneesturm, der von den Graten herab ganze Ladungen der lockeren Masse in das Talbecken trieb und das kleine Hüttlein am See bis zum Dache begrub, um die Weihnachtszeit, — ein Leuchten und Glimmern auf blauweißen Hängen wie die goldene Monstranz bei der Auferstehungsfeier an den Ostertagen, — Regen und wieder Regen, eine Regel, die nie eine Ausnahme kannte, die „lieblichen“ Pfingsten — und sonnen-durchglühete Rasten im duffenden Knieholz, wenn nach harter Felsfahrt das Auge traum-verloren zu den Granittürmen hinaufglitt, denen unser Sehnen von jeher galt. — Eine Bergsteigerheimat, wie so manche fern unten im sonnigen Dolomitenland, ward das Mengsdorfertal und sein herrlicher Felsenzirkus, und um das Majlathschutzhäus schlingen sich Erinnerungen an frohe, wagemutige Zeiten, an Erlebnisse, in denen noch die alte Garde der Tatrapieniere die Statisten abgab. So bin ich auch nie allein, wenn ich langsam in Sonnenglanz oder

Schneetreiben aufwärts stapfe, denn all die vielen, die mir einstmals Freunde und Begleiter waren, sind um mich im Geiste. Da steigen die Zeiten wieder auf, wo wir mit Madar Polnisch, dem allzeit getreuen, von der Waldmächeneinsiedelei Hoch Hagg schwerbepackt mit Lebensmitteln und allem sonstigen aufbrachen, einer Karawane gleich, denn das Schutzhaus war damals im Winter noch unbewirtschaftet. Lawinen donnerten an den steilen Waldhängen des Smrkovec, echoten vom Basteizuge dumpf wider und scheuchten die Gemserudel in die schützenden Talregionen. Pickel und Schaufel bahnten den Zutritt zur Hütte und unter den Antrieben der slowakischen Träger fiel mancher alter Recke, um als Feuerholz in den Ofen zu wandern. Unvergeßlich dann die traulichen Stunden am warmen Herd beim flackernden Kerzenlicht, wenn die blauen Schneewächten feindselig zu den kleinen Fenstern hereinglosten und Rede und Gedanken bei denen weilten, die einst den Zauberschleier der Unberührtheit von den stolzen Zinnen rissen. Und trat man am schweigsamen Abend hinaus an den Uferand, so glühte der letzte blasse Purpurschein um die weißgebänderten Felsenrunden der 500 Meter hoch darüber ragenden Osterva und goldgeränderte Wolken segelten leise wie Zukunftspläne über die weltstillen Kare des blauschattigen Trümmertales. — Es war einmal! —

Das zweimal abgebrannte kleine Majlathschutzhäus, das als primitive Blockhütte 1879 durch den Karpathenverein erstand, ist heute ein vielbesuchtes Unterkunftsbaus, in dem man auch zur Winterszeit nie mehr allein ist, Aber man ist noch heute dort sehr gut aufgehoben und weiß vor lauter Schönheit nicht, wohin man sich zuerst wenden soll! Die Haupttroute für die meisten Skifahrer bleibt wohl immer die talaufwärts. Hoch über der Talsoble auf blanken Hängen hin, erschließt sich immer gewaltiger

das blendende Felsenrund. Der letzte dickstämmige Zirbenwald — ein Märchenwald, tritt man in seine geheimnisvolle dämmerige Grotte — bleibt hinter uns, um uns nur die einsame Pracht des Hochgebirges. Die Basteigruppe drüben, mit dem Satan und dem Höllenturm, deren mächtige Plattenschüsse die Lawinenbahnen zerreißen, der Kopfgrat über uns, blendend im Sonnenglanz, und am Talschluß eine feinprofilirte Pyramide, das Matterhorn der Tatra — die Olgaspitze.

Aus dem wüsten, von hochgetürmtem Lawinenschnee begrabenen Grottsseefessel kommt der Grottsbach herab. Grünstillende Eisabbrüche zeichnen seinen Lauf in die gleichmäßige Firrendecke. Der Weg zum Hunsalvyjoch mit seinem überraschenden Tiefblick auf die Felsenwildnis des Böhmisches und des Eissees, auf den stillen Frieden der tausend Meter tiefer liegenden Schneematten mit dem Jagdhaus Pod Vysoka, führt hier hinauf und weiter zur Meeräugspitze, die im Winter eine stramme Hochtour darstellt. Wir fahren diesmal in langsamer Steigung geradeaus weiter, um den breiten Ochsenrücken herum, ins Hinzembachtal. Die steile Seewand schafft Arbeit, aber bald ist der breite Schneefessel des Großen Hinzensees, 1965 m, erreicht, der ein dankbares Gelände für den Skisport bietet! In polarhafter Wildheit präsentiert sich die Umgebung. Das mehrfach geschartete Koprova-joch mit der leicht ersteigbaren Koprovaspizze, 2370 m, im Hintergrund die Tubrina und die schroffen Felsenmauern der Mengsdorfer Spizzen, zwischen denen das Wilderer Joch den Übergang auf die Nordseite eröffnet. Die treuen Bretteln verstauend, klimmen wir über die glatte Steilwand zum Kleinen Hinzensee empor und auf steilen Firnhängen in schweißkostender Arbeit zum Wilderer Joch, an dem einst Wundt des tiefen lockeren Schnees wegen umkehren mußte. Die unendliche Tiefe mit dem fern im Schnee

verborgenen Fischee, an dessen Ufer das schmucke Alpenhotel des Polnischen Tatra-vereins sichtbar ist, bannt für Momente den Blick, dann beginnt die Kletterei in die Südwestflanke der Östlichen Mengsdorfer Spizze. Die Steigeisen knirschen auf den vereisten Felsrippen, der Pickel schafft Griffe und Tritte. Mächtige Schneemassen liegen in vier gerade hochziehenden Rinne. Sie sind festgefroren und, Stufen schlagend, gewinnen wir rasch an Höhe. Nur der Aufstieg in die Einschartung des Grates ist heikel, denn eine mächtige Schneewächte hängt weit über und zwingt uns hinaus auf abschüssige schmale Schneebänder. Nach einer Stunde stehen wir am Gipfel, 2405 m, und drücken uns freudig die Hände. Eine überwältigende Rundschau lohnt unsere Mühen. Ein alpines Winterbild liegt in einer Großartigkeit um uns ausgebreitet, daß wir stumm versunken im Anblick dieser gleißenden Pracht alles vergessen. Weit über die wogenden Bergkämme im Norden bis zum polnischen Hügelland um Krafau wandert das Auge, senkt sich in die Tiefe, wo zu Füßen die weiße Grabesruhe des Mengsdorfer und Koprovatales sich breitet und erspäht am Talausgang die große Eisläche des Tschirmersees und das sonnenverklärte Zipsler Unterland. — Die Sonne brennt, ganz windstill ist es heute — ein seltenes Ereignis in diesen Höhen, da meist von Polen herüber der eisige Nord faucht. — Und dann stehen wir wieder im Hinzenseefesse bei unseren Schneeschuben und die sportliche Freude beginnt. Ein Tummeln auf den weiten strahlenden Flächen, ehe wir in saufender Fahrt, nur einmal gehemmt durch die steile Seewand, wieder hinabzischen durch den fährigen Schnee zu unserem Hüttlein im Zirbenwald unter den Wänden des Osterva. — Das war ein Tag im Mengsdorfer Tal! Unzählige reiheten sich an in der Sonnenhelle des Winters und auch hin und wieder

im Orgeln des Schneesturmes. Leicht und überaus lohnend für den Skifahrer ist die Besteigung der Patria, 2205 m, deren Felsmauern rückwärts unsere Hütte überragen. Durch den alten zottigen Tann am Trigan gewinnen wir rasch den sanftgedachten Südbang, der uns in angenehmer Fahrt hinauf zum Gipfel bringt. Auch von der Patria ist der Ausblick ein hervorragend schöner. Gesselnd ist besonders die Schau auf die Gewaltigen, die das Mengsdorfer und das prächtige Mlinicatal beherrschen — der langgestreckte Soliskograt, die Steilwände der Bastei. —

Ins Trümmertal! Ein trüber Morgen, der nicht viel Gutes versprach. Brandrot der Sonnenaufgang zwischen dunkelviolettten Wolkenbänken. Unsere großen Pläne schmolzen schon dahin, als wir in kurzen Kehren neben dem Eisbad zum Eissee hinaufspurten. Von dem wilden Kessel aus sahen wir über der gezackten Linie des Drachenseegrates langgedehnte Schneefahnen stieben und hörten das dumpfe Brausen des Stur-

mes oben im Gewänd. Schwere Wolken brandeten um die stolze Taraspitze und hüllten sie ein. Es begann zu schneien. So stiegen wir mühsam in den obersten Kessel des Talgrundes hinauf und in eckiger Schneestampferlei umfaucht von den immer stärker werdenden Sturmstößen zur Gamsenwartenscharte. Die paar hundert Meter zu dem mit schwarzen glatten Platten aus dem weißen Treiben herausdämmernden Gamsenwartenturm, 2235 m, waren schon ein Keuchen und Ringen mit den entfesselten Naturgewalten, so daß wir am Gipfelblock umkehrten und Hals über Kopf abwärts rutschten, unsere Bretter zur Flucht zu erreichen. Es war höchste Zeit, denn der ganze Kessel war jetzt in hellem Aufruhr und der Vordermann verschwand sofort auf Skilänge in dem Herensabbath. Dann ist das trauliche Heim erst recht eine heimliche Klausur und man lauscht dem Urweltensang draußen und im Kamin, als hielte der große Gott der Berge den verwegenen Menschenzweigen selber eine eindringliche Predigt zur Einkehr!

Wanderung im Schneefall

R. H. Viebach

*So stille schneit's!
So lautlos sinkt's herunter!
Und in dem lockren,
Schwebesankten Fall
Verschwindet alle Sicht:
Der Tag geht unter.*

*Die Ferne — fort!
Nur noch ein paar Konturen:
Ein Berg, ein Fels, ein Baum,
Ein Stapel Holz am Hang —
Und hinter Dir,
Vom eignen Schritt
Im feuchten Moos,
Noch ein paar Spuren.*

*Sieh dort den Waldrand —
Schon tief eingehüllt,
Und dort die Wände —
Auch schon übersponnen!
In sanftes Dämmerlicht
Geht alles ein,
In sich geborgen
Und, wie Du, versonnen.*



Zwiesprache
Phot. Israel

Mein Winter

Willy Ehrlich

Ein hoher Familienrat hatte beschlossen, mir zu meinem fünften Weihnachtsfeste einen Schlitten, den mein Großvater mit aller Liebe vor vielen Jahren selbst gebaut hatte, zu schenken, oder besser gesagt, zu beschenken. So erhielt auch ich, wie viele andere noch heute, das erste Wintersportgerät unter dem Weihnachtsbaum. Warum man mir eines der Familienheiligtümer anvertraute, weiß ich nicht. Vielleicht sah man in mir die zukünftige Wintersportkanone. Das würde mir sehr leid tun. Bin ich doch im vergangenen Jahre durch die Skilehrerprüfung hindurch „gefegelt“, wie vor Jahren eine beliebte Skiführerin durch einen im

Wege stehenden Stangenzaun. Zurück zu dem Schlitten. Er war „standfest und auf die Dauer“, so wie wir uns heute den Winter wünschen. Das Untergestell aus soliden dicken Eisenschienen, die Kufen schön schwungvoll nach oben gebogen und dort mit grünen Rosetten, ebenfalls aus dickem Eisen, geschmückt. Die Rückenlehne war fest mit dem Unterteil verbunden. Wahrscheinlich hat mein Großvater in weiser Voraussicht allen Verbesserungen vorgreifen wollen. Nun, es ist mir dennoch mit Hilfe meiner Straßenfreunde gelungen, die Rückenlehne, die eher einem Geländer glich, abzumontieren. Und damit war der erste

Schritt aufwärts in meiner Wintersportlaufbahn getan. Ich hatte keinen Schlitten mehr. Ich hatte eine zünftige Käsehitsche. Freilich, ganz zünftig war sie schon für damalige Begriffe nicht. Eine richtige Käsehitsche bestand nur aus Kistenbrettern. Aber ich konnte schöne Bauchflitzer vorführen. Und das war doch vorerst einmal Erfüllung eines brennenden Wunsches. Mit diesem Schlitten oder Käsehitsche eroberte ich die Berge von Löbtau. Der höchste war der Kirschberg. Die Ruchelbahn in der breiten Straße, die ins Häusermeer hinein zog, hatte allen Anspruch darauf, ernsthaft genommen zu werden. War doch auch eine kleine Kurve drin. Und die Schuhspitzen scheuerten sich so schnell auf den hervorstehenden Steinen durch. Auch die Wiesen und Böschungen nach der jetzigen Weidentalstraße zu wurden als Neuland mit dem Schlitten erobert. Nach dem ersten Schuljahre verlegten meine Eltern den Wohnsitz nach Berlin. Mein Schlitten ging mit. Denn einen Winter mußte es ja auch dort geben. Aber die Bedingungen für meine Hitsche waren recht ungünstig. Wir wohnten beinahe in der Mitte der Stadt. So gelegentliches Ausreiten, wie es in Dresden oft der Fall war, verlief dort schon an den Bogen der Hochbahn. Und selbst die bescheidensten Straßengrabenhänge gab es nicht. Da kam ich ein Stück weiter auf meiner Wintersportlaufbahn. Ich erhielt wieder unter dem Weihnachtsbaum ein Paar Schlittschuhe. Mein Vater, wahrscheinlich hat er die sparsame Ader vom Großvater geerbt, hatte mein schnelles Wachstum berücksichtigt und legte ein Paar gebrauchte Schlittschuhe bereit. Sie waren schön geputzt und hatten den Vorzug, mit einer Patentvorrichtung versehen zu sein, die das Anspringen erleichterte. Der Erfinder dieser Sache wird damit aber nicht reich geworden sein. — Ich war jedenfalls glücklich. Und mit dem ersten Frost zog ich hinaus zur Eisbahn,

natürlich Freibahn. Das Anspringen ging schnell. Aber einer der Schlittschuhe war bockig. Ihm schien die seitliche Belastung nicht zu gefallen. Er löste sich wieder und wieder vom Schuh. So nahm ich ihn kurzerhand unter den Arm und schlitterte mit dem einen vergnügt am Rande der Bahn entlang. Ich versuchte mich schon im Bogenfahren, dabei das unbewaffnete Bein als Sicherheit mitschleifend. Und zu Hause habe ich erzählt von den ganz riesigen Fortschritten, die ich im Kunstlaufen machte.

Wir zogen nach einigen Jahren wieder zurück nach Dresden. Meine ganze Liebe wendete sich nunmehr wieder dem Schlitten zu. Doch nicht mehr die zünftige Käsehitsche. Nein, ein tief liegender Rodelschlitten mit Rundeisen auf den Holzfüßen war mein Stolz. Rundeisen, weil damit größere Geschwindigkeiten erzielt werden konnten. Damals bestand im Westendpark die sogenannte Bienertrodelsbahn. Diese hatte feinen Auslauf. Die Fahrt der Schlitten wurde durch Auffahren auf Stroh gehemmt, und wer dennoch über das Stroh kam, der landete auf einer dickgepolsterten Wand. Die rechte Freude war das nicht. Aber ich konnte mir mit Recht eine wiederum zünftige Anschaffung machen. Das waren Eissporne. Diese wurden an die Absätze der Schuhe befestigt. Lange währte die Freude nicht mit diesem stahligen Werkzeug. Ich verlor sie schon am ersten Tage.

Da kam als Retter die neue Rodelbahn des Gebirgsvereins am Westendpark. Diese hatte einen schönen Auslauf in einer Lehmgrube, der sein Ende an einem steilen kurzen Gegenhang fand. Wenn der Schnee gut lief, — schon damals kannte ich diese fachtechnischen Ausdrücke — machte der Rodel am Ende der Fahrt noch einen Sprung über den Rand des Hanges hinaus. Und das war eine feine Sache!

Bei diesem Vergnügen habe ich mir dann auch die ersten Sportwunden zugezogen. Ich hielt mich immer hinter dem Körper an den Außenleisten des Schlittens fest. Bei dem Aufsprall nun setzte ich mich einmal zu fest auf die Daumenballen — und ich mußte über eine Woche lang mit eingewickelten und bandagierten Daumen zusehen, wie andere ihre Freude am Rodeln hatten. Aber auch ein Vorteil war für mich dabei. Ich brauchte keine schriftlichen Schularbeiten zu machen. Nur ein griesgrämiger Oberlehrer ließ mich als Ersatz ein etwas langes Gedicht auswendig lernen. Etwas ist mir von dieser Rodelerei noch unangenehm in Erinnerung.

Das waren die kleinen Fahrscheine, die jeder Rodeler haben mußte. Ich habe diese kleinen grünen Dinger immer mühsam aus meinen Taschen, die gewöhnlich auch viel Schnee enthielten, herausgeklaubt. Ganz besonders stolz war ich einmal, als ein Vetter sich entschloß, mit rodeln zu gehen und bereits nach der ersten Fahrt wieder heimwärts trollte. Er hatte keinen Spaß daran gehabt. Und ich habe auch etwas viel versucht, um ihm zu imponieren. Es ist mir gelungen. Aber den Atem hatte es mir auch etwas verschlagen, als wir ganz knapp den Kurvenrand durchsausten.

Ich fühlte mich zu höheren Dingen berufen. Mir genügte die Westendbahn nicht mehr. Ich zog hinaus zum Hutberg bei Weißig. Auch dort eine Rodelbahn mit Kontrolleuren und Wärmestube. Und weiter zog ich einmal zu Fuß von Dresden bis Tharandt zur Rodelbahn im Breiten Grund. Die war richtig. Mehrere Kurven, Anlaufgerüst und einige schöne Wippen, die lange Sätze machen ließen. Zurück sind wir mit der Straßenbahn ab Hainsberg gefahren. Die Straßenbahn hatte am Vorderwagen ein Gestell zum Aufnehmen der Rodelschlitten. Wir kamen uns so wichtig vor,

als auch wir in der Reihe der Sportrodler standen, die dort ihren Schlitten gegen Marke aufgaben. Wir, mein Bruder und ich, waren auch ganz zünftig angezogen. Graue, dickwollene Stutzen, Schwitzer und Pudelmütze zum Herunterziehen, so daß nur die Augen frei blieben. Die Wolle war aufgeraut, und an den Stutzen klapperten lustig die Eiskügelchen, die an den Wollfäden hingen. Meine Pudelmütze hatte keinen Wollknopf mehr oben aufsitzen. Das schien mir zu kindisch. Aber mein Bruder mußte diesen darauf behalten. Wegen der Verwechslung der Mützen.

Einmal machte die Dresdner Schule, der ich angehörte, einen Winterausflug nach Altenberg mit Schlitten und Schneeschuhen. Da sah ich die ersten Schneeschuhläufer. Doch schien mir das alles so unerreichbar, daß ich kaum daran dachte, jemals auch solche lange Brettel zu besitzen.

Die Liebe für das Rodeln nahm aber auch ein Ende. Ich weiß nicht mehr genau, wann es war. Aber ich glaube, es hing mit dem ersten Rasieren zusammen. Ich schaffte mir ein Paar Schlittschuhe an und wurde ganz regelmäßiger Gast auf Kunzens Eisbahn an der Marienbrücke. Wir waren dort eine Meute reiner Friedrichstädter, ich selbst fühlte mich als Friedrichstädter, obwohl wir in der Johannstadt wohnten. Schlangenfahren, wobei immer einige Unbeteiligte zu Fall gebracht werden mußten, war eine Spezialität von uns. Dann Kratzer vor der Musikbude. Die Eisstückchen mußten weit weg spritzen, dann war es richtig. Aber auch andere, schon wertvollere Kunststücke wurden versucht. Amerikaner mit Punkt oder mit ganz Wenden. Diese Namen sind in keinem Lehrbuch zu finden. Sie sind ererbt und werden von Mund zu Mund weitergegeben. Und wer diese Sachen beherrschte, der war schon kleine Kanone. Später verlegte ich meine sportliche Tätigkeit auf den Zwinger-

reich. Dort war die Musik besser und das Publikum — netter.

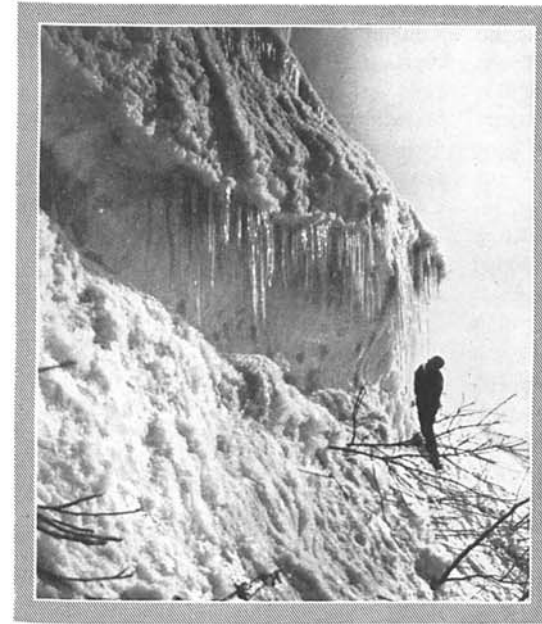
Die Schulzeit ging zu Ende. Ich trat eine Stellung in London an. Der dann ausbrechende Krieg verbannte mich hinter Stacheldraht. Auf der Insel Man, zwischen Irland und England gelegen, gingen die Winter mit Regen und Regen an uns vorbei. Dazu gesellten sich Stürme, so daß wir uns eng um den Ofen in der Baracke scharten. Müßte einer doch einmal hinaus, dann schlug er den Kragen hoch, zog den Kopf zwischen die Schultern und lief in langen Sätzen die Bohlenwege entlang, dabei aber immer beachtend, daß er nicht abseits in die grundlosen Schlammfelder stolperte. Aber ganz ohne Winter blieben wir die ganze Zeit doch nicht. Im strengen Winter 1916/17 trat der für die Insel ungewöhnliche Fall von tagelangem Frost und Schnee ein.

Wenn ich damals meine Käsehütche oder meinen Kodel oder meine Patentschlittschube gehabt hätte! Doch wir hatten einen famosen Ersatz. Quer über den Hof wurde eine breite Schinder angelegt. Und dies ganz fachmännisch. Man goß in der Nacht eine schmale Anfahrt und einen breiten Auslauf. Nach dem Appell am Morgen begann dann eine lustige Fahrt. Es schlossen sich Reihen von zehn und mehr Mann zusammen und wie ein Ungeheuer brausten die Massen einher. Mancher landete unsanft im naheliegenden Stacheldraht. Die englischen Wachen schienen ein solch lustiges Wintertreiben nicht zu kennen. Man beobachtete uns und hatte helle Freude daran, wenn ein großer Zug ins Stürzen kam und Beine und Arme mühsam Halt zu gewinnen suchten. Das Treiben ging immer bis spät in die Nacht hinein. Alles Verwarnen seitens der Wachen half nichts. Immer wieder schlitterten einige mit Gepolter über die Bahn. Erst nachdem einige Engländer

in das Lager kamen, vertribelten sich die letzten. Und wenn dann ganz ruhig war, da tauchten schnell einige auf, griffen die nächsten mit Wasser gefüllten Feuerreimer, und im Bogen wurden sie über die Bahn entleert. Einen großen Nachteil hatte die Bahn. Unsere von der Regierung gelieferten „Gouvernements-Holzschuhe“ litten unter der immer intensiveren Beanspruchung stark und nutzten sich schneller ab, als die Feldwebel vom Zeugamt vorher errechnet hatten. Da war oft guter Rat teuer, wie man die Holzschuhe ersetzen sollte. Erst mußte man diese ein halbes Jahr tragen, ehe es neue gab. Aus Dachlatten, die aus der Baracke herausgefägt worden waren, wurden Holzpantinen geschnitzt. Und aus Lumpen Pantoffeln geflickt. Noch im Sommer sah man Spuren der Schinderbahn vom Winter her.

Ich war wieder in der Heimat. Der erste Winter zu Hause. Schlittschube hervorgefucht und hin zur Eisbahn. Alte Kunststücke wurden aufgefrischt. Neues hinzugelehrt. Als letzter Schritt in der Entwicklung der berühmte 14-Schritt-Walzer, selbstverständlich Damen- und Herrenfigur. Es hat mir viel, viel Freude gemacht, nach der Musik über das Eis zu tanzen. Selbst der Rodelschlitten, den ich noch manchmal hervorprobierte, konnte mir nicht mehr viel geben. Ich hatte eigentlich jetzt nur noch einen Wunsch. — Ein Paar Schneeschuhe.

Und sie kamen. Wiederum ein Weihnachtsgeschenk. Ein Paar Schneeschuhe, genau nach amtlichen Vorschriften mit genauer Länge, 2,30 Meter. Ich hatte immer meine Not, diese langen Brettel im Kleinbahnwagen unterzubringen. Dann eine solide Schusterbindung. Wahrscheinlich hat der Berater beim Schneeschuhkauf mich mehr auf der Nase liegen sehen als auf den Schneeschuhen stehen. Dazu ein Paar Stöcke, heute würde ich Knüppel sagen. Auch solid aus starkem Eschenholz, zum Zusammen-



*Auch im Erzgebirge
gibt es Wächten* Phot. Strohbach

stecken, daß man sie als einen Stock benutzen konnte. Das war nicht ganz dumm, denn meist fehlte mir ein Handschuh, da konnte ich die unbedeckte Hand in die warme Tasche versenken. Und als Zeichen großer Kunst, die offizielle Skimütze meiner Klettervereinigung. Sie trug als besonderes äußeres Zeichen einen gelben Rand. Man nannte uns damals die „Briefträger“.

So ausgerüstet konnte der Schnee kommen. Aber er kam nicht so prompt wie die Schneeschuhe. Das heißt, er ließ sich in Dresden nicht sehen. Und daß es im Erzgebirge Schnee geben konnte, wenn es in Dresden noch trübe regnet, das wußte ich nicht. So wartete ich und wartete auf Schnee — und im Erzgebirge mußten Schneepflüge die Wege freigehalten.

Der erste Skiwinter. Unter der Obhut guter Freunde, die auch ihren Spaß haben wollten,

ging es ins Erzgebirge. Anschnallen usw., das hatte keine Schwierigkeiten. Zu Hause habe ich das geübt, und teilweise Trockenski-Kursus ohne Lehrer in der größten Stube abgehalten. Nur die ultimativen Drohungen meiner Mutter, die für die Einrichtung nicht ganz mit Unrecht fürchtete, ließen mich die nützlichen Übungen einstellen. Also stellten mich die treuen Berater in das breite Skigeleise, das aus jedem Ort hinausführt und immer so breit bleibt, bis zum nächsten Ort. Mit steifen Knien bewegte ich mich vorwärts. Und dabei machte ich die Feststellung, daß eigentlich so viel Spaß an dieser Bewegung nicht war, wie sie alle vom Skilauf behauptet hatten. Im Gegenteil, ich hatte reichlich viel Mühe, in dieser glatten vereisten Spur das Gleichgewicht zu erhalten. Und ich entsinne mich noch deutlich, wie diebisch alle lachten, feierten habe ich damals gedacht, wenn ich wieder einmal in den

Strippen der Stöcke hing und die Beine umständlich heranzog. Wir bogen bald ab von der breiten Spur. Auf schmalen Wegen im weichen Schnee stiegen wir bergan. Dabei wurde mir warm. Ich legte Windjacke und Jacke ab und verwünschte die ganz dicke wollene Unterkleidung, die ich mir extra für das Skilaufen im Gebirge gekauft hatte. Da gefellte sich gegen Mittag noch ganz rassistereiner Pappschnee. Wachs, Plättchen. Das gab es damals wohl. Doch ich hatte keine, auch nur blasse Ahnung davon. Also abgeknallt und die langen Dinger getragen. Das hat mir gut gefallen. Jetzt war ich den andern gleichwertig. Zurück ging es wieder auf den Brettern. Es hatte gegen Abend gefroren. Und ich rutschte mit den Hölzern, nur nicht nach der gewünschten Richtung. Das letzte Stück nach Kipsdorf hinein nahmen wir wieder die Straße, die glatt und spiegelnd war, wie eine Eisbahn. Es war erschütternd, wie ich mich dort geschunden habe. Die Beine schlitterten hin und her. Schob ich das eine vor, rutschte das andere seitlich weg. Aber Abschnallen und die Dinger, so nannte ich sie an diesen Abend, tragen, nein, das war ausgeschlossen! Das ließ mir meine Sportehre nicht zu. Der Anfang war schwer! Aber mit den nächsten Ausfahrten schenkte ich meine ganze Liebe den langen Bretteln. Mit ihnen habe ich den Winter in seiner ganzen Pracht und Schönheit gefunden. Wenn auch vorerst einmal unsere Ausfahrten auf das bekanntere Gebiet beschränkt blieben, so waren das doch Tage und Stunden, die für mich unvergesslich bleiben werden. Ich schaffte mir bald neue Schneeschuhe an. Meine Ferien verlebte ich meist im Erzgebirge. Und ich fühlte mich wie ein Held, wenn ich in Oberbärenburg bestaunt von all den bescheidenen Aushäufeläufers Bogen an Bogen setzend hineintrudelte in die große Mulde. Daß ich dabei möglichst in der Nähe der meist benutzten

Übungshänge blieb, war wohl leicht verständlich. Nach solcher Einführung stieg ich dann mitten durch den besuchtesten Übungshang wieder hinauf ohne auch nur aufzublicken und rollte einen Skiwalzer mitten über den Hang. Das waren wohl bescheidene Freuden. Aber mir gefielen sie.

Diese Hangrutscherei wurde bald abgelöst. Und der Ski schenkte mir das Schönste. Hineintauchen in das unbekannte Gelände! Abschweifen von Wegen und Spuren! Das Gelände erfassen, wie immer es war! Noch in der Nacht auf dem Kämme des Gebirges stehen und den Weg zu suchen nach der nächsten Ortschaft, das wurde mir Erfüllung meines Winterwunsches. Und noch heute suche ich Wege, Wälder und Orte, die weniger bekannt sind.

Einmal habe ich Winter im August gehabt. Von der Casathütte im Ortlergebiet bin ich mit Schneeschuhen zum Cavadale hinaufgestiegen. Das war ein ganz besonderes Erlebnis für mich, wenn es auch an sich nichts Bedeutendes darstellt.

Heute bin ich dem Schneeschuh und dem Winter verfallen mit allen Fasern meines Herzens. Dem Winter trage ich die Brettel entgegen, wenn er die ersten Klöckchen über den höchsten Kamm des Erzgebirges wirbeln läßt. Ich eile ihm nach, wenn er im Frühjahr sich verschanzt auf den höchsten Kämmen des Riesengebirges. Ich habe den Winter lieben gelernt mit all seinen Schönheiten. Seien es Schneestürme, die uns den Schnee wie Nadeln ins Gesicht werfen! Seien es sonnige Tage! Seien es Nebel, die uns die Sicht verhängen!

Ich liebe den Winter! Ich suche ihn auf, wo ich ihn finde. Und ich nehme teil an all den Freuden, die er für alle bereit hält.

Schlitten, Schlittschuhe, Rodel sind vergriffen, nein, nicht vergessen. Ich bin ihnen dankbar. Sie haben mir den Winter geschenkt, der für mich ein Jungbohn geworden ist wie die Berge.

Heiliger Ull!

Erlebtes und Erlauschtes von Skiläufern und solchen, die es nie werden

Hans Pohle, Falkenstein

Neue Möglichkeiten

Steil zieht sich die große Straße von Oberwiesenthal nach dem Neuen Haus hinauf. Zwei tiefe Schlittensspuren haben sich in den harten Schnee gestossen. Rechts und links davon schlecht führiger Harsch. Eine Gruppe Skibasler fährt talwärts. Plötzlich gleiten dem vordersten die Beine aus, so daß es in starker Spreizstellung mit jedem Ski in eine der tiefen Spuren rutscht. Begeistert von der idealen Führung ruft das frische Mädel nach hinten: „So müßt Ihr machen, das geht fein!“ Und alle folgen ihrem Beispiel.

* * *

Skiochemie

Skigarderobe im Turnerkreisheim. Auf den Hängen der Idiotenwiese ist blankes, blaues Eis. Schon beim Frühstück war ich mir klar: Skaresmörning.

Da wächst einer im Skistall, der zünftig aussieht. Auf meine Frage, was er draufschmiert, höre ich die fröhliche Antwort: „Wachs“. „Ja, was denn für welches?“ „Das weiß ich nicht, ich habe das Zeug hier gekauft.“

* * *

Beim Schopf gefaßt

Jürs am Arlberg. Abends in der „Alpenrose“. Die Gretl sagt zum Karl: „Ich möchte Ihre Locken haben“. Und Karl entgegnet: „Heiraten Sie mich doch“.

Das Häkchen

Unser Ski-Club ist auf dem Wege von Kipsdorf nach Hirschsprung. Lauter zünftige Wettläufer. Der kleine 16jährige Bruder unseres Freundes Karl machte seine Jungfernfahrt. Wacker rutscht er als Erster in die Spur. Die Meute richtet sich im Tempo nach ihm. Nach einer Weile dreht er sich um und ruft: „Karl, sag' es mir nur, wenn ich Euch zu schnell fabre!“

* * *

Der falsche Sport

Steiler Waldweg am Sichelberg. Wir steigen auf. Ein Skibasler kommt in unmöglicher Haltung herabgerutscht. Es hat Angst vor uns und fährt gegen die steile Böschung, die seinem Rasen ein Ende setzt. Wir sind gerettet, und Karl sagt in seiner trockenen Art: „Fräulein, Sie müssen beiraten; Sie haben so ein Anlehnungsbedürfnis!“

* * *

Sein Jugendtraum

Ostern. Massenquartier in der Wiesenbaude. Zwei zünftige Läuferinnen sind unter der Gesellschaft. Sie schlafen an der Wand nebeneinander, und zwischen den Männern liegt der Bruder der einen. Also ganz vorchriftsmäßig.

Am nächsten Morgen beim Frühstück sagt Karl mit verklärtem Augenaufschlag: „Heute ist mein Jugendtraum in Erfüllung gegangen, ich habe mit einem Mädchen geschlafen“.

Die Kälte und die Pflanzenwelt

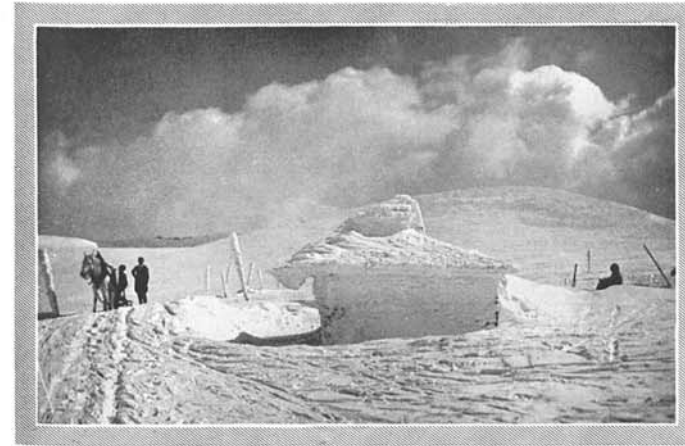
Die Wettervorhersage ist ein schlechtes Geschäft, meist trifft man daneben. Einige prophezeien einen strengen Winter. Nach natürlichen Beobachtungen scheint es mit der Strenge aber nicht weit her zu sein. Die Engerlinge haben sich nicht sehr tief in die Erde zurückgezogen, die Herbstzeitlosen haben ihre Zwiebeln durchaus nicht zu tief gesenkt, der Dachs hat keinen allzu dicken Fettpelz angezogen, und was derlei Beobachtungen mehr sind, die alle darauf schließen lassen, daß ein Winter von anhaltender Strenge eben nicht zu erwarten steht. Gerade die Herbstzeitlose kann als Vorbote milder und harter Frostperioden gelten, denn sie schiebt ihre Zwiebeln ja so tief in die Erde, daß sie vom Frost nicht mehr erreicht werden kann. Das Erdreich gefriert aber um so tiefer, je schneeärmer und strenger ein Winter ist.

Aber auch milde Winter enthalten öfter strengere Kälteperioden, die mehrere Tage und Nächte anhalten können. Für die Pflanzen wäre das schlimm, wenn sie nicht mit ungezählten Schutzmitteln arbeiten würden, die langer Hand vorbereitet sind. Die Borke oder Rinde ist ja ein ziemlicher Mantel, der den Zellsaft vor dem Erfrieren schützt. Die Pflanze hilft sich aber schon dadurch, daß sie den Wassergehalt des Zellstoffes herabsetzt und überhaupt die Wassermengen ihrer Organe reduziert. Winterholz ist wasserärmer als Sommerholz. Allzu starker Wasserentzug der Pflanzen (auch gefrorenes Wasser verdunstet bei scharfen Nordwinden!) bedeutet Kälterod. Nun darf man nicht vergessen, daß der Zellsaft ja kein reines Wasser, sondern eine mehr oder weniger salzhaltige Lösung ist, die nicht schon bei 0 Grad gefriert. Überdies hat die Pflanzenzelle noch ein anderes Mittel, den Zellsaft gegen Fröste zu sichern. Sie ver-

wandelt Stärke in Zucker. Zuckerhaltiger Zellsaft hat ebenfalls einen tiefer liegenden Gefrierpunkt. Wenn in einem strengen Winter die Kartoffeln in den Mieten erfrieren, so schmecken sie süß. Das zeugt von dem Bestreben, dem Tod der Kälteeinwirkung durch Verwandlung von Stärke in Zucker zu entgehen.

Am meisten frostgefährdet sind, wie der Laie nun leicht schließen kann, die wasserreichen Organe, vor allem die Knospen. Andere Wasserorgane – das Laub – hat ja die Pflanze längst abgeworfen; ja die mehrjährigen Gewächse haben ihr ganzes Pflanzengebäude mit allen Ästen über der Erde abgebaut und alle Kraft in die Wurzeln, Knollen, Zwiebeln, Rhizome usw. verlegt, die sich ins schützende Erdreich zurückziehen. Die Knospen von Bäumen, Sträuchern und Stauden aber sind auf die raffinierteste Weise gegen Wasserverlust und dadurch gegen Kälteeinwirkung geschützt. Die Umhüllung der eigentlichen Knospe, aus der sich im Frühjahr wieder Blatt und Blüte entwickeln soll, ist auf die mannigfaltigste Art aus Zellgebilden zusammengesetzt, die alle den Verdunstungsvorgang hemmen und schließlich werden über alle inneren schützenden Decken kräftige Schuppen als imprägnierte Wintermäntel gelagert, die bei manchen Pflanzen noch stark mit Harz verkleistert sind, so daß sich in einem solchen Schutzpanzer das Knospenbaby geborgen fühlen kann.

Damit sind aber die Mittel, wie sich die Gewächse im Winter vor allzu starkem Wasserverlust zu schützen wissen, noch nicht erschöpft. Der Naturfreund hat hier viel Stoff zur Beobachtung und je tiefer er in die Geheimnisse der Natur eindringt, desto inniger lernt er seine Heimat lieben und verehren.



Zwischen
Brunnen- und
Hochwiesenberg
im Riesengebirge.
(Osteraufnahme)
Phot. Wetzel

Wintersonne im Riesengebirge

F. Gerhardt

Unter meinen vielen Winterwanderungen ins Riesengebirge habe ich eine, die mir die liebste geblieben ist, mag auch vor meinen Erinnerungen eine Reihe von größeren und zünftigeren Fahrten vorbeiziehen.

Es war an einem nebligen Februarmorgen, als ich am Reichenberger Bahnhofe meinen Kameraden aus Leipa begrüßte. Seine erste Sorge war: „Wird genug Schnee sein?“ Zuversichtlich versprach ich ihm eine Lage von 80–100 Zentimetern, die wir um diese Jahreszeit draußen sicher finden würden. Und so begann ich, während unser Zug im zehn-Kilometer-Tempo dahinfroh, schon mit näheren Einzelheiten unserer geplanten Fahrt herauszurücken. Oft spähte mein Kamerad durch die kleinen, nicht zu sauberen Fensterscheiben in den dicken Nebel hinaus. Seine Mienen erhellten sich schneller als der trübe Morgen, denn hinter Gablonz mochte die Schneedecke wohl schon einen halben Meter betragen. Von Tannwald an flapperte gemächlich das Fahrrad unserer kleinen Lokomotive,

die wachsenden Schneemassen ließen uns schon ungeduldig zu den Skiern über unseren Köpfen aufsehen, dann umschloß uns noch der lange, rauchige Tunnel – und wir hielten endlich in Grünthal (Polaun). Scharfe, beruhigend kalte Luft wehte uns entgegen, als wir neben dem Bahnhofsausgange die Bretter in den staubrockenen Schnee warfen und die Huitfeldbindung um die Schuhe zwängten. Das Straßenstück bis zur Iserbrücke lag in wenigen Minuten hinter uns. Kein Grenzwächter hielt uns an, und froh, den Umweg über Wurzelsdorf ersparen zu können, stiegen wir den steilen Waldweg nach Strickerhäuser empor. Dann überquerten wir, schon durch führigen Pulverschnee gleitend, irgendwo das zweite Mal die Reichsgrenze und hinab über einen steilen Wiesenhang brachte uns eine kurze Schussfahrt auf die Straße von Neuvelt. Schnee genug überall! Die Straßensteine ragten nur ein kleines Stück noch heraus und in nahen Harrachsdorf wurde es noch besser.

Da wir weder Steigwachs noch Kelle mit-
hatten, wählten wir bei dem glatten Schnee
statt des steilen Aufstieges über den Platten-
fall lieber den gemächlicheren über Seifen-
bach gegen die Hofbauden. Still, tiefer-
schneiter Hochwald nahm uns auf. Unter
einer besonders großen Fichte hielten wir
die erste kurze Rast. Die herabhängenden,
schwerbeladenen Äste bildeten ein großes,
fast lückenloses Dach, das bergseitig schon
mit dem Schnee des Hanges verwuchs. Das
war Gebirgswinter, wie wir ihn gewünscht
hatten! Nur eines fehlte uns noch: Die
Sonne. Denn nur zu gern hätte ich meinem
Begleiter in klarem Lichte diese größten
Berge meiner Heimat gezeigt und den Aus-
blick von ihren freien Höhen zu den be-
kannten waldigen Iserbergen und den Kegeln
des Daubaer Landes. Wohl sahen wir die
nächsten Hänge und ein Stück des Tales,
aus dem wir aufstiegen, aber die Berg-
häupter und die Weite verschloß uns ein
weißgrauer Schleier, an dem kein Wind-
hauch noch rührte. Dichter sogar wurde
der Nebel, als wir die Baumgrenze über-
schritten und uns entlang der Stangenmar-
kierung durch die weiße Finsternis weiter-
tasteten.

Da plötzlich war es mir, als werfe die
Markierungsstange einen deutlichen Schatten
auf den Schnee, den meine Bretter eben
durchfurchten. Und als ich, einem jäh auf-
flackernden Hoffen kaum trauend, empor-
starrte, traf mein Blick einen dunkleren Fleck
in den spinnwebdünn gewordenen Nebel.
„Blauer Himmel!“ brüllte ich den Kame-
raden zu, der ein paar Meter zurückgeblieben
war und an seiner Bindung bastelte. Da
riß die weiße Wand auch hinter uns, der
Westhang des Kahlenberges wurde sichtbar,
Nebelfetzen flatterten über die letzten schüt-
terten Fichten – freilich, schon nach Minuten
schloß sich das weiße Dach wieder über
unseren Köpfen. Aber ich wußte: Droben
ist Sonne! Und zuversichtlich verließen wir

die Stangenmarkierung und stiegen den
Steilhang gegen die Kesselkoppe hinan.

Der tiefe Pulverschnee nahm immer mehr
ab. Noch hatten wir nicht den Sattel zwischen
dem Kahlenberge und der Koppe erreicht,
als die Kanten unserer Bretter auf dem
harten, windgepreßten Schnee der einzige
Halt waren, der ein Abgleiten verbot.
Doch was tat es, wenn das Steigen mühsamer
wurde. Schon sahen wir die Sonnen-
scheibe immer öfter durch den dünnen Nebel
blinken, und als wir droben am Sattel
aufatmend anhielten, legte ein Windstoß
alles Verhüllende in die Tiefe. Über uns
wölbte sich blank und blau ein wolkenfreier
Himmel und beseligt von dem Gefühl dieses
unerwarteten Wanderglückes stiegen wir den
steileren Hang zur Kesselkoppe hinan.

In sonniger Windstille hielten wir auf dem
breiten Gipfel, nach drei Seiten umschloß
uns, kaum 200 Meter tiefer, das regungs-
lose Nebelmeer, nur im Osten tauchte eine
Kuppe der nahen Goldhöhe wie eine stille
Insel aus den erstarrten weißen Wellen.
Doch vergebens suchte ich die höheren Gipfel
des Hauptkammes. Gewaltigere Nebelmassen
verbargen sie vor unseren Blicken.

Die vorgerückte Nachmittagsstunde drängte
uns weiter. Die Abfahrt nach Norden gegen
die Elbwiesen mußte uns wieder in das
graue Nebelmeer bringen, doch wir hofften,
die Sonne noch einmal auf der Goldhöhe
zu sehen. Etwas besorgt sah ich auf den
harten, stellenweise verbarsteten Hang und
legte meinem Begleiter recht vorsichtiges
Laufen ans Herz, denn seine wenn auch
sonst erprobten Bretter sollten sich zum ersten-
male auf Riesengebirgsharsch versuchen.

Nun glitten wir, die Sonne fast im Rücken,
wieder der nebeldüsteren Tiefe zu und schon
nach ein paar Augenblicke schlug der Dunst
über uns zusammen. Die harte, windge-
preßte Nordseite bot oben kein bequemes,
aber immerhin erträgliches Fahren, erst weiter
unten splitterte schon glasiger Harsch bei

jedem Schwung. In dem Bestreben, einigen
besonders schlechten Stellen auszuweichen,
geriet ich wohl etwas zu weit nach rechts.
Plötzlich schien der schon flachere Hang ein
Stück vor mir in eine graue Wiese über-
zugehen. Ich erinnere mich gut, welche Ge-
danken mir in der nächsten Sekunde durch
den Kopf gingen: „Wie kann da oben eine
graue Wiese sein? Wird mein Kamerad den
verbarsteten Hang bezwingen?“

Dann, wie ein elektrischer Schlag: „Die
Kesselgruben! Das Graue ist die Tiefe!“
Ich riß die Skier herum, daß ich taumelte
und stürzte. Dann raffte ich mich auf, lief
in meiner Spur zurück, rief nach meinem
Begleiter, und als ich vorgebeugt lauschte,
hörte ich durch den Nebel das Krachen und
Schaben seiner Bretter. Als es, anscheinend
infolge eines Sturzes, jäh verstummte, er-
hielt ich auf mein Rufen sogleich Antwort.
Er hatte besser als ich die Richtung ein-
gehalten und war auf dem glasigen Harsch
mehr um seine guten Skier als um sich
selbst besorgt gewesen. Zusammen fuhren
wir nun zu der Stelle meiner „grauen Wiese“.
Noch 8–10 Meter hatten mich von den
überwachten Rande des Grubenabsturzes
getrennt. Den Blick bis auf den etwa 150
Meter tiefen Boden verwehete uns der Nebel.
(Über diesen Rand der nördlichen Kessel-
grube stürzte im Februar 1930 eine Ski-
läuferin tödlich ab. Nach den Angaben ihres
Begleiters, der mit leichten Verletzungen da-
von kam, waren beide am späten Nach-
mittage von der Elbfallbaude nach den
Schüsselbauden aufgebrochen. Im Schnee-
treiben verloren sie trotz der Stangenmar-
kierung die Richtung. Ohne jede Berger-
fahrung und Kenntnis des Geländes setzten
sie sich, da ihre Kräfte zu Ende gingen, auf
die Skier und ließen sich aufs geradewohl
den Hang hinabrutschen. Beide stürzten in
die Grube. Das Mädchen fiel über eine
senkrechte Wandstufe und brach das Genick;
ihr Begleiter gelangte, ohne sie zu finden,

nach Mitternacht erschöpft und ohne Ski
nach den 2 Kilometer entfernten Schüssel-
bauden.)

Nach diesem Abstecher querten wir zur nahen
Goldhöhe. Noch einmal stiegen wir an die
Oberfläche des Nebelmeeres und hielten im
letzten Lichte der Sonne auf der höchsten
Kuppe. Ein eigenartiger, ungeahnter Rück-
blick bot sich uns: Der steile Südhang der
Kesselkoppe ragte wie ein Alpengipfel aus
den weißgrauen Wellen empor. Die Sonne,
schon tief am Himmel und dunkel erglühend,
warf einen Abglanz ihres Rotes auf die
regungslose Meeresfläche und silberne und
buntschillernde Lichter flammten auf, als
der Rand der großen Scheibe in den Kamm
einer Woge tauchte. Wir standen gelehnt
auf unsere Stöcke und schauten, was an
diesem Tage wohl keinem anderen Menschen
vergönnt war. Und während unsere licht-
geblendeten Augen grüne Sonnenscheiben
überall über den grauen Nebel huschen sahen,
wandten wir uns zum Abstieg. Binnen
kurzem mußte es drunten Nacht werden.
Beinhart war der Schnee den schmalen
Kamm hinunter. Absatzweise, immer wieder
anhaltend, erreichten wir sturzlos die Wald-
grenze. Hier lag schon wieder Pulverschnee
und in der letzten steilen Schneise gab es
während der langen Schluß- und Schuß-
fahrt für mich kein Halten mehr, bis sich
der Hochwald öffnete und auf dem freien,
sanfteren Hange meine Bretter zum Still-
stand kamen. Wenige hundert Schritte halb-
rechts mußte die Schüsselbaude liegen. Nach
einigen Minuten kam mein Begleiter an-
gefaßt, etwas „beschnit“, aber noch gut
beifammen, wenn er auch gerne hörte, daß
wir nun am Ziele seien.

Bald strahlte uns ein breiter Lichtschein
durch den dicken Nebel entgegen und so
plötzlich sahen wir die Baude vor uns, daß
wir gerade noch mit einem leidlich geratenen
Schwung vor dem Eingange halten konnten.
Eine gemütliche freie Ecke in der einfacheren

vorderen Gaststube und ein Zimmer mit guten Betten waren eine erfreuliche Zugabe zu dem Tage, der unsere Hoffnungen weit übertroffen hatte. —

Nach traumlosem Schlafe erwachte ich in der Morgendämmerung, und als ich durch die Scheiben blicke, sah ich zu meiner größten Freude einen wolkenlosen Himmel, an den die letzten Sterne verblaßten. Da fand ich mich nicht mehr ins Bett zurück. Leise zog ich mich an, dann öffnete ich das Fenster: Der Osthang der Kesselkoppe stieg über dem Fichtenhochwald auf wie gemeißelt aus einem gewaltigen Blocke matten Silbers. Bald würden ihn die Strahlen der aufgehenden Sonne treffen. Da weckte ich den Kameraden aus seiner wohlverdienten Ruhe, nahm meine Bretter und lief in den klaren Wintermorgen hinein, den Hang hinab zur nahen Waldgrenze, wieder hinauf, Kreuz und quer durch den köstlichen, staubenden Schnee, den Blick immer wieder auf den gewaltigen Berg gerichtet, dessen mattes Silber die Sonne in blinkendes Weiß gewandelt hatte.

Mein Begleiter war schneller, als ich gehofft hatte, marschbereit und winkte mir von der Baude. Am liebsten hätte ich, auf den Skiern stehend, den Kaffee hinunter gegossen, um gleich weiterzufahren. Doch ich kannte den Wert eines geruhsamen Frühstückes für den kommenden Tag und so nährten wir uns bedachtsam und reichlich und besprachen dabei unser nächstes Ziel: Hinab nach Spindlermühle und durch den Weißwassergrund hinauf zum Hochwiesenberg.

So begann dieser Tag mit einer Abfahrt, denn 350 Meter Gefälle hatten wir bis ins Tal. Leider war mir entchwunden, daß dieser Abstieg eine beliebte Rodelbahn war und so ratterten wir den hartgefahrenen Hohlweg mit der ungewollten Geschwindigkeit eines durchgehenden Straßenbahnwagens hinab. Als ich schweißtriefend und mit surrenden Schienbeinen unten anhielt, sah ich mich

gar nicht in Spindlermühle sondern in dem südlich angrenzenden Friedrichstal. Den abzweigenden sanfteren Weg nach Spindlermühle hatte ich während der vermaledeiten Abfahrt überhaupt nicht bemerkt. Im Orte trafen wir dann noch fast menschenleere Straßen. Zu dieser frühen Morgenstunde mochte die Masse der Schifahren wohl noch die Betten der vielen Hotelkassen bevölkern. Auch auf dem Wege zum Weißwassergrunde trafen wir keinen Skiläufer.

Solange wir im Hochwalde waren, kamen wir schnell vorwärts und freuten uns der eigenartigen Landschaftsbilder entlang der Weißen Elbe. Nur sehr kalt und sonnenlos war das tiefeingeschnittene Tal und wir meinten, der steile Nordhang des Ziegenrückens würde wohl überhaupt nie von der Winter Sonne getroffen. Als der Baumwuchs schütter wurde, nahm wie tags zuvor, der Pulverschnee ab, doch unangenehm wurde es erst, als wir von dem bequemen Weberwege bald nichts mehr unter unseren Skiern fühlten. Der Pfad war vom Sturm in den Steilhang eingeebnet worden und auf dieser schiefen harten Ebene gaben nur die Kanten einen Halt. Eine Weile ertrugen wir dieses beschwerliche Traversieren geduldig und murrtten nur über das langsame Vorwärtskommen. Schließlich bedankten sich unsere Fußgelenke für die ständig einseitige Inanspruchnahme und wir berieten über eine andere Methode des Aufstieges, den wir zuerst in einem Abstieg verwandelten. An einer geeigneten Stelle stiegen wir im Treppenschritt zu der noch nahen Talsohle hinab. Das Weißwasser war gut gedeckt. Aber unsere Freude dauerte nicht lange. Unbequeme Steilstufen, boten wohl genügend Abwechslung aber keineswegs Erleichterung. So schlugen wir denn gottergeben unsere rechten Kanten wieder in den beinharten Schnee des dachartigen Hanges, bis mein Begleiter schüchtern den Vorschlag machte, die Bretter zu ziehen. Da wir beide genagelte

Schube anhatten, versprachen wir uns davon ein müheloses Steigen. Als wir nun los³⁰zogen⁴, blieben die Skier aber nicht hübsch hinter uns, sondern folgten ihrem Drang nach der Tiefe, so daß sie im rechten Winkel zu unserer Marschrichtung den Strick straff spannten, an jedem Hindernis mit ihrer Längsseite hängen blieben oder sich überschlagend nachklapperten. Eine Weile zerrten wir sie weiter, dann aber, schon recht hoch über der Talsohle, fürchteten wir, die Skier bei einem Reißen des Strickes nicht mehr unzzerbrochen aus der Tiefe holen zu können.

Da wir bei unseren gewichtigen Rucksäcken die Bretter nicht auch noch auf den Buckel nehmen mochten, schallten wir wieder an und fühlten, daß es jetzt wieder ganz leicht ging. Zuletzt stiegen wir den Hang in Spitzkehren gerade an und standen endlich in praller Sonne auf dem Grate des Ziegenrückens, nur einige hundert Meter westlich von der Rennerbaude — freilich 2 Stunden später als gedacht. Trotzdem beschlossen wir, mit dem Grundsatz, tagsüber nie einzukehren, zu brechen und gönnten uns fast eine Stunde Mittagsrast in der Baude. Doch es trug Hinsen, denn wir fühlten uns völlig ausgeruht, als wir den sanfteren Hang zum Hochwiesenberg angingen.

Unfassbar schön war das Laufen über die weiten, sonnenlichtdurchfluteten Flächen. Unendliche Fernsicht schenkte uns dieser Berg, nur 50 Meter niedriger als die nahe Kesselkoppe. Die klare Schau reichte bis zum Adlergebirge, das mit seinen dichtbewaldeten schwarzbauen Kämmen über den Nebelmassen des Tieflandes sich erhob. Immer wieder aber gingen unsere Blicke zu der fein geschwungenen Kegellinie des Jeschkens, wohl des eigenartigsten Gipfels in dieser Bergwelt ringsum. Auf den nahen Höhen der Sturmhauben schoben sich Wolkenmassen übereinander und ließen auch den Steilrand des Hohen Rades nur für Augenblicke frei.

Wir aber hatten einen ungetrübten Himmel über uns und in unserer Freude fuhrten wir auf der weiten Hochfläche wahllos hin und her, oft weit getrennt und jeder mit seinen eigenen frohen Gedanken allein, dann wieder mitfammen und einander immer neue Schönheiten weisend, mit denen uns dieser leuchtende Tag überschüttete.

In großen flachen Bogen schossen wir zur Geiergucke hinab. Der Schwung reichte hin, uns noch ein Stück des Plattenberges hinauflaufen zu lassen. Auf seiner schmälern Hochfläche genossen wir weiter die strahlende Winter Sonne, bis uns die vorgerückte Nachmittagsstunde weiter trieb. Das Dach der Keilbaude glänzte einladend zu uns herauf. Doch wir erreichten in saufender Fahrt gleich den schon bewaldeten Rücken des Heuschobers und nahmen unseren weiteren Rückweg durch den sonnigen, schütterten Wald zur Planurbaude. Lang und genußreich war von hier die Waldfahrt tief hinab nach Spindelmühle. Nur das allerletzte Stück ging wieder in eine Rodelbahn über, doch ohne Sturz erreichten wir bei einbrechender Dämmerung das Tal. Ein unvergeßlicher Sonntag war zu Ende.

In Spindlermühle rasteten wir lange und behaglich. Hinauf nach Schlüsselbauden würden wir bei den klaren Himmel auch im Dunklen finden. Als wir aber wieder auf die Straße hinausstraten, suchten wir vergebens nach einem Stern. Nur die elektrischen Straßenlampen schimmerten matt durch dicken Dunst. Bis zum Waldesfaum fanden wir unseren Weg ganz gut. Dann entdeckte mein Kamerad mit seiner Taschenlampe eine alte, halbverwehte Skispur. An dieser schwachen Verkehrsader tasteten wir uns in den nebligen Hochwald hinein. Nach ein paar Minuten verloren wir sie — ähnliche Spuren liefen Kreuz und quer — mit dem Kompaß stellten wir wohl die Richtung, aber keinen Weg fest.

Da gerieten wir in eine stärker ausge-

fabrene Skispur. Doch bald senkte sie sich und wir bekamen Fahrt. Da rauschte es vor uns wie von einem starken Wildwasser, ich schrie: „Halt!“ Doch im gleichen Augenblicke hatte mein Kamerad so stark gebremst, daß er nach vorn stürzte und die Lampe unter sich begrub. Dicke Finsternis, ein brausender Bach — was nun? Doch da kehrte das Licht wieder. Die Lampe war, wie ihr Besitzer, heil geblieben. In ihrem Scheine traten wir nun bescheiden den Rückzug an. An seinen Rändern entlang rutschten wir über Wiesen, bis wir unsere morgentliche Abfahrt, die Rodelbahn, trafen. Langsam stiegen wir nun den Hohlweg empor. Immer heller wurde der beschneite Hochwald, wir merkten, daß wir den nebligen Dunst im Tale ließen, und bald stimmerte ein unbewölkter Sternenhimmel über den regungslosen Fichtenwipfeln. Prächtig war der Anblick, als wir dann oben auf die große Waldwiese von Schlüsselbauden

hinaustraten. Bis zur Kesselfoppe gab uns die sternlichte Nacht den klaren Blick frei. Die weiten Wälder gegen Südwesten waren wie erstarrte, gewaltige Wogen eines tiefdunklen Wassers, über dem umso strahlender der hohe nächtliche Himmel aufstieg, mit einzelnen großen, flackernden Sternenseuern zwischen tausenden der ruhigen kleinen Lichter. —

— Wenn ich heute, nach einigen Jahren schon, an diese Fahrt zurückdenke, so ist es mir, als hätte ich trotz allem, was mir diese Berge immer wieder schenken, keinen gleichen Tag mehr erlebt, der vom ersten Frühlichte des Morgens bis zum gestirnten Abendhimmel so reich an leuchtender Schönheit gewesen wäre.

Und als wir an jener späten Stunde wieder in Schlüsselbauden einzogen, da tröstete uns das tiefe Glück dieses Wandertages darüber hinweg, daß unsere freie Zeit zu Ende ging und uns für den nächsten Vormittag nur die Rückkehr nach Grüntal übrigblieb.

Wanderer innen

R. H. Viebach

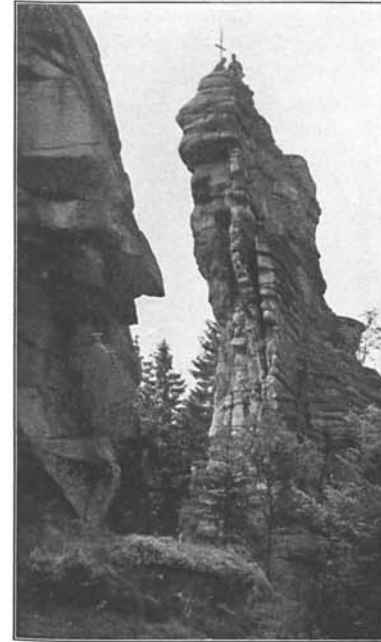
*Ich bin mir, wie ein fremdes Land,
Und ich durchstreif es kreuz und quer. —
So Vieles, mir ganz unbekannt,
Taucht vor mir auf, — weiß nicht, woher.*

*Da ist mitunter Küstenland,
Moor, Wind und Weide um mich her. —
Ich liege hoch und schau vom Rand
Zerschundner Klippen übers Meer.*

*Und manchmal ist es Felsenland:
Geröll im Bergstrom, Oedenei. — —
Ein Falke fliegt aus wilder Wand,
Und ich jauchz Antwort seinem Schrei.*

*Zuweilen ist es Feuerland,
Ein wilder Ruck im Urgestein,
Erwachten Kraters Ausbruchsbrand
Und Nacht und Wetter hinterdrein. —*

*Durch uns wog immer Zeit und Raum,
Gestirnter Himmel, Lied und Mär,
Verflochtner Kräfte Drang und Traum,
Geburt und Tod und Wiederkehr. — —*



Der Kreuzfelsen auf dem Greifenstein

Stirnriß

Phot. Herbert Götze

Der Greifenstein als Klettergebiet

Herbert Götze, Chemnitzer Klettervereinigung

Zu den eindrucksvollsten Naturdenkmälern unseres schönen Erzgebirges gehört der Greifenstein. Auf einer Erhebung im Freiwald zwischen den Orten Ehrenfriedersdorf, Geyer und Thum tragen seine grotesken Felsgestalten. Vor tausenden von Jahren erhob sich aus dem Gneisrücken der Hochfläche heraus eine feste Granitkuppe. Von Witterungseinflüssen zerfetzt und zerfressen schwand die ursprünglich kompakte Steinmasse und ließ uns noch sieben Felsgestalten übrig. Diese Granitobelisken erheben sich teilweise bis zu 30 m über das Erdgestein. Eigenartig ist die Bildung der Felsen, da Granitblock auf Granitblock ruht und die Blöcke so locker aneinandergesetzt zu sein

scheinen, als wollten sie jeden Augenblick zusammenstürzen. Zwischen diesen bizarren Formen soll im 13. und 14. Jahrhundert eine Burg gestanden haben. In seiner Schrift „Historischer Schauplatz“ berichtet Magister Christian Lehmann: „Es hat das Ansehen, daß vor alten Zeiten der Platz zwischen 2 hohen Felsen sey mit Mauern eingeschlossen gewesen, wie man den die Rudera des alten Gemäuers sehen kann, auch bisweilen dicke Schnörbel von Töpfen, Nägel, Eisenwerk, Pfählschpfeile, Todtengelbein, Schweinszähne, alte unbekannte Schlüsselfel, Gräten vom Stockfisch findet.“ Wie die Namen derer waren, die einstmals in dieser Burg „Gryfenstein“ geherrscht haben,

ist bis heute noch nicht festgestellt worden. Nur die Sage weiß von den Burgherren des Mittelalters zu berichten, und die heute viel besuchte Ritterhöhle führt uns in Gedanken zu jener Zeit zurück. Ein anderes Bergloch erzählt von einem Helden neuerer Zeit. Wer hat nicht schon von dem bekannten Stülpnerkarl gehört, diesen berühmten, vergötterten Wildschützen des Erzgebirges? Sein Schlupfwinkel war zeitweilig der Greifenstein, wo er sich in der jetzt nach ihm benannten Karl-Stülpner-Höhle verborgen hielt. Oft mag er von einem der Felsbrocken nach seinen Feinden gespöht haben, denn von den Felsen aus breitet sich die ganze Herrlichkeit des Obererzgebirges vor uns aus. Die Basaltberge der Nachbarschaft, Pöhlberg, Scheibenberg und Bärenstein liegen wie große Hüngergräber da, und hinter ihnen wacht König Sichelberg. Dazwischen lagern die Städte Annaberg, Scheibenberg, Schlettau und Jöbstadt. Die Türme von Augustsburg zeichnen sich scharf in den Horizont ein. Von den Erhebungen des Niederlandes erkennt man deutlich Schloß Sachsenburg, den Kemptrauer Felsen, den Totenstein und den Rochlitzer Berg. Der Wanderer und Naturfreund findet auf dem Greifenstein alles, was er sich wünscht, selbst Badegelegenheit ist vorhanden, und auf den großen Teich tummeln sich viele Paddelboote. Der Chemnitzer Kletterer und Alpinist nennt den Greifenstein den Erzgebirgischen Klettergarten. Hier bereitet er sich vor für größere Fahrten, für die Alpen. Sonntäglich herrscht an den Felsen des Greifensteines ein reger Betrieb. Da sieht man den ernstesten Bergsteiger bei der Arbeit, beobachtet die Jugend bei ersten Kletterversuchen und verbietet oft dem unbedachtem Schüler leichtsinniges Wagen. An allen Felsen führt ein einfacher Weg zum Gipfel. Doch auch der verwöhnteste Kletterer findet an den Granitobelisken vollste Befriedigung.

Von den 7 Felsgestalten interessieren den Bergsteiger in der Hauptsache der Kreuzfelsen, der Gamsfelsen und der Turnersfels. Die anderen Gebilde sind weniger von Bedeutung.

Der Kreuzfelsen, der formenschönste des Kleblattes, ist ein nach zwei Seiten überhängender, 28 m hoher Titan, dessen Haupt ein eisernes Kreuz trägt. Auf verschiedenen Wegen kann man den Gipfel erreichen. Wir kennen außer kleineren Nebenwegen und Varianten den Aufstieg an der Waldseite mit Durchkriechung des Loches, die Wegseite, den Stirnriß, den Umgehungsweg und den Bäumermannsweg.

Die Waldseite gilt im allgemeinen als der leichteste und meist begangenste Kletterweg. Von der Tieffattlung zwischen Kreuz- und Gamsfelsen aus erkennt man einige Reibungsstritte, die von der Stirnseite nach der Waldseite zu führen. Diese benutzt man und traversiert bis zur Mitte der Wand. Dann führt der Weg über abgerundete, förmig vorstehende Blockschichten über die sogenannte eingedrückte Wand, etwa 8 m leicht überhängend empor. Das letzte Stück ist stark übergeneigt, doch gut greifig und ermöglicht einen leichten Einstieg in das Loch. Dieses ist eine Felsdurchbrechung, durch die man zur entgegengesetzten Seite des Felsens gelangen kann. Von hier aus erreicht man über gestufte Blöcke ohne Schwierigkeit den Gipfel.

Die Wegseite, die sich gegenüber des alten Greifensteinhauses über die Wand zieht, ist ebenfalls leicht zu ersteigen. Über die ganze Wand verbreitete gut haltbare Tritte und Griffe gewährleisten raschen Aufstieg. Der Nichtkenner dieses Weges geht bestimmt nicht fehl, da die Route deutlich erkennbar ist. Der Ausstieg vereint sich mit dem der Waldseite.

Ein verlockender Aufstieg führt durch oder neben dem Stirnriß empor. Von der Tieffattlung, wo der Weg der Waldseite be-



Der Kreuzfelsen auf dem Greifenstein

Phot. Herbert Götz

ginnt, steigt man an. Die ersten Tritte der Waldseite benutzend, zweigt man in etwa 2 m Höhe nach rechts ab und umspreizt die überhängende Stirnkante. Diese steigt man empor bis zum Rißestieg. Der eigentliche Riß zieht sich innerhalb zweier scharf hervortretender Rippen bis zum Blockgrat hinauf, wo das Loch der Waldseite hindurchführt. Durch Körperverflechtung und anstrengendes Stemmen schiebt man sich durch den gespaltenen Fels. Bevorzugt wird jedoch die rechte Rißrippe, da die Kletterschube in dem glatten Riß nicht haften bleiben. Die schwierigste Stelle an dieser Rippe bildet eine Durchstütze, die durch eine überhängende Nase erkenntlich ist. Man überwindet die Stelle folgendermaßen: Die rechte Hand löst sich vom Riß und tastet nach der Nase, um einen günstigen Reibungsgriff zu fassen. Die Beine verlassen ebenfalls den Riß und werden auf ein unter der Nase sich hinziehendes feines Band gebracht. Der Körper nimmt eine geduckte Haltung ein. Unterdessen ist die

linke Hand neben die rechte zu liegen gekommen. Nunmehr richtet sich der Körper auf, die rechte Hand greift höher nach einer Reibungsauflage, die andere Hand wird blitzschnell nachgezogen. Unterdessen muß das rechte Bein über die Nase geschwungen werden. Durch Anwinkeln der Arme stützt man sich dann durch, und nach vorübergehendem Reitsitz auf der Nase kommt man auf dieser zu stehen. Von hier aus gelangt man unter Anwendung einiger Vorsicht sicher auf die dem Gipfel vorgelagerten Blöcke. Von da aus ist der Weg zum Gipfel frei.

Der schönste Weg ist der Umgehungsweg. Von der Waldwand aus windet er sich aufwärtsstrebend im Halbkreis um den Felsen. Ein kurzer glatter Breitriß ladet zum Aufstieg ein. In etwa 5 m Höhe erfolgt ein Umstieg nach der linken Waldwandkante. Diese steigt man empor bis zu einem Loch in der Wand, in dem bequem 2 Personen Platz finden. (Vorsicht, dem Loch vorgelagert, lockere Platte!) Im Loch

ist eine gute Sanduhrsicberung vorhanden. Auf einem Bande verlast man die Höhlung und traversiert wieder nach der linken Tal- kante. Diese steigt man 2 m abwärts, ge- langt auf ein breites Band und traversiert auf diesem schräg aufwärts über die Tal- wand der linken Kante zu. In etwa 22 m Höhe umgeht man die Kante. Ein breiter Blockrucken ermöglicht von hier aus ein bequemes Aussteigen auf den Gipfel.

Ganz besondere Talente wählen den Bauer- mannsweg als Aufstieg. An der Kante zwischen Tal- und Wegseite, gegenüber dem alten Greifensteinhaufe führt die Route senkrecht empor. Der Weg dürfte durch die im „Sehrmann“ festgesetzte Norm den Schwierigkeitsgrad „7“ erreichen.

Die Talseite ist gegenwärtig noch Problem der Chemnitzer Berggemeinde. Der Chem- nitzer Wilhelm Beier (L.K.V. im P.S.V.), Mitgl. des S.B.B., erreichte die ansehnliche Höhe von 15 m.

Der zweite bevorzugte Felsen ist der Gams- felsen, benannt nach seinem Gipfelzeichen, einer Gemse, das Mitglieder des D.G.N.V. Sektion Chemnitz errichteten. Er ist ein hochgeschichteter Block, dessen Breitseiten ein großes Ausmaß haben und dessen Stirn- pfeiler sich zuspitzen. Die drei bekannten Wege sind nicht leicht zu besteigen.

Der beliebteste Aufstieg ist der Trichterweg. Er beginnt an der Stirnseite gegenüber des Kreuzfelsens. Man traversiert auf einem schmalen Bande nach einer innen gespaltenen Mulde, den sogenannten Trichter. Der Oberkörper schiebt sich durch den Trichter- mund, die Hände suchen oberhalb des Mundes einen Griff. Ein Klimmzug löst die Füße vom Bande. Der Körper hängt. Die Beine werden angezogen und schieben den Kletternden von einer Fuspitzenauf- lage begünstigt durch den beengten Spalt. Man gelangt auf ein Band, das sich auf- wärts über die Talwand zieht. Zur Ab- wechslung setzt ein Stück Reitgrat ein, an

dem sich ein Kriechband angliedert. Unter dem Gipfel richtet man sich auf und drückt sich über die vorstehenden Platten hinweg. Ein breites Plateau ladet zur Gipfelkante ein. Ein anderer Aufstieg führt über die Wald- wand. Am Anstieg des Trichterweges um- geht man die rechte Stirnkante und tra- versiert nach der Waldseite. Ein breites griffloses Band verfolgt man bis zur Mitte der Wand. Dann verliert sich der Gang in breiten Mulden, durch die der Aufstieg auf den Gipfel erfolgt.

Die längste Wand ist die Wegseite. Sie ist schwer zu ersteigen, da sie durchweg Rei- bungstechnik verlangt. Der Anstieg befindet sich in der Mitte der Wand und die Route führt über abgeschliffene, gerundete Granit- wellen, gerade hinauf zum Gipfel. Unter dem Felsenhaupte trifft der Weg mit dem des „Trichters“ zusammen.

Vielfach wird aufs Abseilen am Gams- felsen verzichtet und der Mut sprung aus- geführt. Man rutscht zu diesem Zwecke einen Zickzackschacht, der sich unmittelbar unter dem Ring nach der Talseite zu öffnet, hinab und gelangt auf einen vorspringen- den Groblock. Auf diesem bereitet man sich zum Sprung über ein bodenloses Stück vor. Dann schnellst man etwa 2 m weit und 1,50 m tief durch die Luft und landet auf einem aufgeturmtten Grat, den man bequem absteigen kann.

Den Abschluß der halbkreisförmigen Felsen- kette bildet der Turnersfels, ein wuchtiger Bau, der eine Höhe von 30 m erreicht. Bergsteigerisch veranlagte Turner gaben ihm den Namen und errichteten auf seinem Haupte eine Stange mit den 4 gleichlau- tenden Anfangsbuchstaben ihres Wahl- spruches. Ich kenne drei Kletterwege an dem Felsen, den Waldweg, den Schneider- lochweg und den Riaufstieg links des Schneiderloches.

Der Waldweg mit seinen vielen gleichlau- fenden Rissen und Kaminen wird nach

Laune ersteigen. Er ist interessant, doch nicht bedeutend. Der übersichtliche Aufstieg führt gerade hinauf zum Gipfel.

Gesucht wird der Schneiderlochweg. Gegen- über dem „Unbekannten“, eines unbedeu- tenden Felsbrockens, zieht sich ein kurzes Band nach einem Riß. Leicht überhängend steigt man diesen empor, bis ein Block in den Riß eingeklemmt, den Ausstieg auf einen Sockel versperrt. Eine kleine Öffnung ist noch vorhanden, das Schneiderloch. In diesem Spalt verklemmt sich der Körper. Die Beine hängen in der Luft. Man kann sich fast nicht rühren. Durch Windungen aller Art versucht man durch den Spalt zu kommen. Ein kurzer Stemmkeim bringt

uns höher auf schiefgelagerte Blöcke, über die man leicht bis an den Gipfelkopf klettert. Ein Klimmzug erobert den Gipfel. Der dritte Aufstieg erfolgt links des Schneider- lochweges durch einen aufstrebenden Breit- riß. Er gilt als schwer zu ersteigen.

* * *

Was der Greifenstein im Sommer für den Bergsteiger bedeutet, ist er für den Skiläufer im Winter. Seine Höhenlage ge- stattet auch dann noch erraglichen Sport, wenn der Schnee wo anders bereits ge- schwunden ist. Durch die alljährlich auf dem Greifenstein ausgetragenen Skiwettkufe hat dieser auch im Winter seine Bedeutung er- langt.



Marzenbecher

Phot. Lothar Wetzel

Etwas von Alpenpflanzen

Thumm

*Der Pflanzengarten in Wehlen zeigt im März alle winterblühenden Hochgebirgs-
Pflanzen und die ersten Frühlingsblüher der Mittelgebirge.*

Nicht alle Pflanzen, die wir in den Bergen wild und in Selsanlagen angepflanzt finden, sind Alpenpflanzen. Meist sind es Staudengewächse, die vielfach in ihrem natürlichen Vorkommen sowohl der Tieflands- als auch der Bergflora angehören, ohne daß man sie dem eigentlichen Sinne nach als Alpenflora bezeichnen könnte. Um die Wesenszüge wirklicher Alpenpflanzen zu erkennen, wollen wir versuchen, uns einmal an Hand ihres Vorkommens über ihre Daseinsbedingungen zu unterrichten und sehen, wie Klima- und Witterungsverhältnisse die Pflanze modeln.

Was unter Alpen zu verstehen ist, wissen wir. Auch daß die amerikanischen, neuseeländischen, asiatischen etc. Alpen von den europäischen verschieden sind. Auch darauf soll nicht eingegangen werden, daß, je nachdem Hochgebirge unter anderen Längen- und Breitengraden liegen, auch völlige voneinander abweichende alpine Charakter haben. Uns kommt es lediglich darauf an, zu zeigen, wo die für Alpen charakteristischen Pflanzen wachsen und wie es kommt, daß sie sich in so stark abgewandelten Verhältnissen gegenüber den Ebenenpflanzen doch zu behaupten wissen.

Fahren wir in das Hochgebirge, so sehen wir, je weiter wir in die Höhe kommen, als letzten Rand der Vegetation ein Waldgebiet. Innerhalb dessen ein Gebiet der Buche, der Edelkanne, der Fichte, der Lärche, der Arve. Hiermit ist das Gebiet des Baumwuchses abgeschlossen. Es folgt nach oben hin ein Krummholz- oder Legföhren-, ein Grünerlen- und ein Alpenrosengebiet. Vor uns liegt das Gebiet der Alpenmatten als

blumenübersäter grüner Teppich, den nach oben hin Schutthalden, Felsen und schließlich schneebedeckte Gipfel schließen. In ca. 1700–1900 m Höhe ist in unseren Alpen die Grenze des Baumwuchses. Von da bis an die Grenze, an der höher organisierte Pflanzen wachsen können, sind es aber noch weitere 2000 m. Ja, der Botaniker Calberla fand 6 m unter dem Gipfel des Finsteraarhorns noch den Gletscherbahnenfuß blühend vor, also in 4270 m Höhe. Im allgemeinen kann das natürlich nur an besonders geschützten und günstigen Stellen der Fall sein. Wird doch dort der Boden oft auf 50 Grad erwärmt, während die Lufttemperatur nur 1–5 Grad beträgt; in praller Sonne. Geht die Sonne weg, sinkt die betreffende Stelle in Schatten, so ist in kurzer Zeit alles beinah gefroren. Im allgemeinen ist die oberste Grenze der Existenzmöglichkeit für höhere Pflanzen die Schneegrenze. Diese ist je nach Einflüssen, die hier aufzuzählen zu weit führen würde, sehr variabel, sie bildet aber in unseren Alpen etwa eine Parallele mit der Baumgrenze, die von den gleichen Bedingungen diktiert wird, vor allem aber davon abhängig zu sein scheint, inwieweit eine örtliche Erwärmung möglich ist. Auf diesem Gebiete nun, zwischen Schnee und Baumgrenze, die wir Alpenregion nennen wollen, ist das eigentliche Reich der Alpenpflanzen. All diejenigen, die sich hier dauernd angesiedelt haben, d. h. die sich auch hier fortpflanzen und so erhalten, nennen wir ohne Rücksicht darauf, ob sie auch in tieferen Lagen gelegentlich auftreten, Alpenpflanzen.

Fortsetzung folgt.



Zschandlandschaft
Phot. Walter Hahn

Landschaft der Schwermut

Parzival

Ein wirr verschlungenes Seil von viel tausend Fäden klettert dich an die Berge und ihre Schauer . . .

E. G. Lammer.

Es ist schon eine lange Zeit her, als ich mit einem Freund den Rosssteig entlang wanderte. Ich erlebte zu dieser Zeit die ersten Eindrücke als Bergsteiger im Felsengebirge; kannte einen großen Teil seiner Gebiete und hatte in schwer zu zügelndem Eifer der Jugend rasch hintereinander eine stattliche Anzahl von Gipfeln erstiegen.

Tun fand uns ein strahlender Septembermorgen auf der Hochfläche jenseits des Winterberggipfels. Wie der Gang durch eine Kirche war der Anstieg durch den herbsthlichen Buchenwald gewesen, gleißend lag der Sonnenschein auf den silbergrauen Stämmen. Und doch fühlte ich, da oben an den Bergwiesen, daß eine ganz andere Welt beginnen müsse, mir war, als wärs ein fremdes Gesicht des Gebirges, was ich vorher noch nie geschaut hatte. Von Zeit zu Zeit schweifte mein Blick seitab, durch

Schluchten hindurch verdämmerten weit, weit hinten Linien ferner Berge im Blau . . . Was aber wirklich zwischen mir und den Waldbergen da drüben lag, das sollte sich erst noch zeigen. Mein Gefährte, der das Suchen und Spüren nach dem Fernen, Unbekannten zu ahnen schien, führte mich durch verworrenes, verwachsenes Unterholz nach einem Felsvorsprung, wie ich meinte. Es war aber ein breites, gegliedertes Riff, was allerdings weit vorsprang und unseren Blick fast nach allen Seiten in gewaltige Abgründe gleiten ließ.

Was zeigte sich meinen staunenden Augen? Von riesigen Ausmaßen breitete sich ein Felskessel aus, so gewaltig, daß sein jenseitiger Absturz noch im Dämmern des jungen Tages lag. Weit sprangen schroffe Felsriffe vor, tief in den Gründen quollen in breitfließendem Strome Waldmassen hinab zu Tal. Unabsehbar war dieser stete Wechsel von Fels und Wald und nirgends zerschnitt eine häßliche Weglinie dies schweigende Meer. Auch die Gipfel, meist massig,

mehr gewaltig als Föhn, lagen verlassen und finster wie Wächter irgend eines assyrischen Heiligtumes vor den Felsbänken. Wunderbar schön deucht mich der Wald, der schon im herbstlichen Bunt seine Kinder mir zeigte. Machtvolle Tannen mit dunkelernsten Häuptern standen neben den goldlachenden, feingliedrigen Birken und geschmolzenem Eifen gleich strahlten glühende Kugeln der Buchen. Hier schwang ein Eichkätzchen mit keckem Sprung sich von Wipfel zu Wipfel; dort an grauem Felsgemäuer kletterte ein Falke, allein Menschen flohen diese Stätte des Schweigens. Wir waren die einzigen . . .

Als sich die Erschütterung, die urplötzlich mich gepackt hatte, legte, und ich, gleichwohl noch beklommen, nach dem Namen dieser schwermütigen Landschaft da vor mir fragte, ward mir zur Antwort:

„Das ist der Große Fschand . . .“

Großer Fschand! Du bist nun schon seit langem das Land meiner Sehnsucht geworden, wohl fühlte ich, daß oft mein Herz nicht leichter ward, wenn ich dich schaute; der Hauch einer großen Schwermut lag immer über deinen Höhen, in deinen Gründen. Allein der Zauber deiner Einsamkeit, die Herbheit deiner Berge und die Heiligkeit deiner Wälder führten mich immer wieder in dein Reich.

Wenn heiße Frühlingssonne über deinem Grunde lag, letzter Schnee in strömenden Tränen sein Schicksal beweinte, zag und bescheiden die Laubbäume jungen Trieb an die noch raube Luft sandten, wenn tiefes, dunkles Rot einer sommerlichen Abendsonne deiner drohenden Wände Mauern feltam verschönte oder der sanfte Hauch einer lauen Mondnacht das tiefe Orgeln des Brunstbirsches an mein Ohr trug, wenn Farben über Farben deine Baumfinder in herbstlichen Schmuck kleideten,

wenn fattes, winterliches Weiß alles Eckige, alles Gebrochene deiner Formen glaubte verhüllt zu haben; bei all diesen Stimmungen ergriff mich ein unbändiges Verlangen, den Kummer und die Schmerzen meines jungen Daseins dir anzuvertrauen, aber auch meine Liebe zu dir und meine Sehnsucht nach dir, wenn auch nur stammelnd und abgerissen dir kundzutun . . .

Aber wenn solche Gefühlsstürme über mich dahinbrausten, dann wich ich oft vor dir zurück, besorgt, dich aus deinem Schweigen aufzuwecken, deine tiefe Schwermut in unruhvoller Hingabe zu vertreiben. Ich hatte immer das Gefühl, als wohnten in deinen Schlüchten Seelen, die besetzt mit schwerer Schuld, immer und ewig, aber ewig fried- und ruhelos wie in der Schattenwelt zu sühnen suchten . . .

Doch auch fröhliche, kindliche Gedankenreihen zogen durch mein Hirn; Märchen aus Kindertagen wurden lebendig, so als ich einmal unweit des Goldsteines inmitten vermooster Blöcke in enger Nachbarschaft mit finsternen Tannen eine kleine Buche fand, die mit ihrem Blättergold an Zweigen und am Waldboden das Märchen von den Sterntälern zur Wirklichkeit hatte werden lassen . . .

Im wirren, regellosen Durcheinander von Blöcken und modernden Baumleichen, im tödlich einsamen Tropfen fallenden Wassers, im Wechsel von Sonnenpfeilen im Unterholz und gähnenden Schattenschwarz der Felsenluft erlebte ich einmal in der Richterschluhtgrotte die Drachenhöhle des Nibelungenliedes.

Welch quälendes Ahnen von Begriffen wie Schuld und Sühne zog durch mein Herz, als ich unversehens vor dem einsamen Grab dahinten an der Richterschluhte stand, und wie friedvoll empfand ich dann das Zeichen einer rührenden Liebe, die da den

Grabbügel im dumpfen Waldesschatten mit Maiglöckchen geschmückt hatte.

Die nickenden Stengel waren wie das Läuten von winzigen Glocken und „Du bist unvergessen“ klang es in meinem Ohr . . . Hat noch nie sich jemand an dem wunderbaren Klang der Worte „Gotthard-Krinitz-Grab“ erfreut?

Doch auch dämonischen Gestalten begegnete ich dort, nicht stummer Schmerz allein spricht dort zu dir, Wanderer, auch wildem Trotz und stolzer Unnahbarkeit mußt du gewärtig sein.

Ich war in einem winzigen Tälchen zur Weberschluchte abgestiegen, eine ziemlich hohe Wandstufe trennte es von der eigentlichen Schluchte; wie ein Hängetal, oftmals im Hochgebirge geschaut, ist dieser Grund. Die Wände links und rechts von mir gaben uns einen schmalen Ausschnitt frei, und aus diesem engen Rahmen sprang das abweisende wehrhaft-trochige Bild des Tortanshornes.

Staumend maß mein Auge den lotrechten Absturz der Ostwand, die mit den Rissen und Rinnen einem sorgendurchfurchten Antlitz glied. Der steile Waldhang war der Sockel, mit dem zusammen der Fels einen Eindruck von ungewöhnlicher Größe hervorrief, wert, daß ihn einmal ein Maler festhielte . . .

Herrlich war der Kletterweg gewesen, der uns auf den Scheitel der Schwarzen Zinne geführt hatte. Schraubenförmig umzieht er alle Wände des mächtigen, wenn auch versteckt liegenden Felsornes. Nun lagen wir hier oben in praller Junisonne und gedachten noch einmal aller Erlebnisse dieser Gipfelsahrt. Aber was uns am schönsten galt, war keine Kletterstelle, nein etwas anderes: Nach heiklem Quergang und moosiger Steilkrinne stieg man auf eine

Plattform aus, die mit einem Polster von Heidelbeerkraut und Sumpfsporst vielleicht am meisten Ähnlichkeit hatte mit einem lieblichen Burggärtlein an steiler, schroffer Wehrmauer. Und un von oben gewahrten wir ein entzückendes Bild. Viele fleißige Hände hatten mit Mühe, aber auch soviel Liebe und Hingabe, umgezählte handhohe Buchen angepflanzt, Der eigenartige Reiz dieser Terrassen, die in lichtem, bellumflusenem Grün unsere Augen entzückten, ist eine meiner stärksten Erinnerungen von Gipfelkräften.

Einen wunderschönen Pfingsttag zu erleben, auszufchlürfen bis zur Neige, war uns am Fensterturm beschieden. Herrliches Wetter über der ganzen Landschaft, fröhliche Menschen allerorten, dazu die Kletterei, alles wirkte zu einer Symphonie des Genusses zusammen; wir waren mitten im Geschehen und doch so fern dem Strom des Alltags. Hüter eines Canons ist der Fensterturm, und wild und abweisend standen die Felskörper um den Grund, den wie sie die Gewalt des Wassers geschaffen hatte. Alpines Erleben durchpulsste uns, als wir den Südweg abstiegen, immer mehr näherten wir uns dem Blätterdach der Buchen, immer höher türmten sich die Abstürze da drüben auf, und umgezählte Blütensternen des Fingerhutes kleiden den Grund in rote und weiße Farben . . .

Erst dieses Jahr kam ich wieder an jene Stätte; von den Flügelwänden stieg ich im abendlichen Dämmern in dies Seitental des Großen Fschandes ab. Rasch war das Zwielicht hinabgesunken und tiefe, dunkle Nacht deckte auch das Gebirge. In der riesigen Höhle, an der uns der nicht ungefährliche nächtliche Weg vorüberführte ließen wir bei Feuerchein für Sekunden unvorstellbar erdrückende Gegenätze aufleben und ebenso rasch sterben. Einer drohend-geballten Faust gleich reckte sich

die Säule des Fensterturmes vor dem gestützten Firmament und kurz vor dem Eintritt in die eigentliche Zschandstraße lagerte zur Rechten hoch oben die ungeheure Mauer der Sommerwand.

Tags darauf zog es uns ins Reich der Torwalder Wände, deren endlose Wand uns irgendwie an Dolomiten erinnern sollte. Wir spürten den Hauch der werktäglichen Ruhe, nur ein Holzfuhrwerk mit fleißigen Menschen und Tieren gemahnte uns an Arbeit und Fron. Sonst war die Brücknerschluchte wie ein Dom, leise neigten sich die Wipfel im Herbstwinde und Sonnenkringel zauberten Wunderbilder auf Moos und Halme . . .

Behaglich lagen wir bäuchlings auf dem Gipfelgrat des Backofens, den wir nach Stunden erstiegen hatten; und wie wir unser Auge weit nach Osten über Waldberge und Wiesenhügel wandern ließen und des Bildes freuten, da fühlten wir, daß diese unsere Freude sich nicht um einen Deut gesteigert hätte, wäre man uns mit einer Erklärung sämtlicher Namen von Bergen und Tälern hilfreich zur Seite getreten. Heut war dies alles kein Problem für uns, wir freuten uns der Stille, der Weite, der Unendlichkeit . . .

Die Sonne verberg sich hinter regenschwangeren Wolken, feucht und schwer ward die Luft, erstes Ahnen von Novembernebeln kam über uns, als wir den Aufstieg zur Sommerwand angingen. Viel Freude machte uns eine Steilrinne, die einwandfrei und elegant nur mit einem ganz bestimmten Daumendruck bezwungen werden konnte. Schon lag der Gipfelblock vor uns, schon sprachen wir von einer etwas fröstelnden Gipfelraut, als unsere Körper plötzlich tiefdunklen Schlagschatten warfen. Die Sonne brach durch, frei wurde der Himmel, nicht lange dauerte es, und wir

standen unter einem blauen, klaren Herbsthimmel!

Jetzt noch wird mir meine Brust weit, denke ich an das Bild, was damals uns noch geschenkt ward. Kann irgend wo anders ein Erlebnis stärker und eingrabender wirken? Ein gewaltiger Gleichklang schied die Rundsicht in drei Gruppen. Zur Linken die Hochfläche des Großen Winterberges, unter ihr die Wände, denen der Goldstein und das Spitze Horn entwachsen. Deutlich vermochten wir die feine Weglinie des Goldsteiges, seine immer sich wiederholenden Windungen erkennen. Vor uns, in der Mitte des Blickfeldes thronte ein massiger Felsleib mit drei Gipfeln: Heulenberg, Kanstein und Teichstein. Das tiefe, dunkle Blau, was gerade jetzt über diesen Bergen lag, brachte das Abweisende und Schroffe ihrer Zinnen noch mehr zum Ausdruck.

Und zur Rechten die herrliche Kette der Torwalder Wände. Vom Hochhübel, am Klingermassiv vorbei, bis zum Langen Horn dort bei der Hiekelhöhle zogen sich die im Spätherbstsonnenglanz liegenden Mauern. Es war schon so, irgendwie begannen wir von Sellagruppe und Rosengarten zu sprechen. Vielleicht ist es die riesige Waagerechte, die diese so grundverschiedenen Bergformen uns als verwandt erscheinen läßt . . . Nichts stört unsere einsame Rast; stumm mit dankbarem Herzen erleben wir so unsere letzte Stunde in den Heimatbergen . . . Noch nie hat ein Herbst so uns ins Herz sich gebrannt wie jener am Gipfel der Sommerwand!

* * *

Dem Turkflatterer wird freilich der Große Zschand keine ungetrübte Freude machen, hier findet er weder die Anhäufung sogenannter „Probleme“, auch fehlt dem Sandsteinakrobaten (nur ihm will ich wehe tun, niemand anderes!), die Freiluftarena, das

Klettergartenmäßige mit dem laienhaften, wenn auch beifallsfreudigen Publikum. Aber der Zschand hat mit seiner abseitigen Lage, mit seinen ausgedehnten Anmärchen zum Fuß der Gipfel, mit seinen Höhenunterschieden aus dem Tal heraus bis zum Scheitel es schon verstanden, solchen Sportleuten die Freude am Klettern zu verleiden. Aber wer sich ihm nabet in heißem Verlangen, wenn auch für Stunden nur, Gast und Lärm der Zivilisation zu vergessen, wem Einsamkeit und stilles Gipfelglück noch etwas bedeuten, der kann hier noch seine Felsfahrten mit solchen Erlebnissen krönen. Wer einmal sich hierhergefunden hat, der wird für künftige Zeit diesen Zauber nie vergessen können, er wird aufs neue die stille, schwermütige Landschaft aufsuchen und Stille und Frieden finden.

Ich weiß, daß ich nicht der Einzige bin, der heute seiner Liebe zum herben Bergland des Großen Zschandes Ausdruck gibt, In diesen Tagen erst erhielt ich ein Gedicht, dem die Frage beigelegt war: „Ob dieser

Traumkranz im Großen Zschand sein Grab gefunden? . . .“

Herbst will es werden.

Schon rötlicher Hauch färbt der Blätter Grün. Kahl und entlaubt ist mancher Ast Und längst ist die Krone des Baumes entvölkert von munteren Sängern.

Herb schon die Luft.

Der Sonne Glut verlicht in Falter Strahlen. Der Wiese bunte Farben sind verweht, Und weidender Herden eintönig Geläute tönt über gewesene Pracht.

Blumen verblühen.

Kein süß-weicher Duft umkost farbige Blüten, Falter passen nicht in dies tote Gemälde; Denn wenn auch rings bunte Pracht, kündigt sie doch kommendes Sterben.

Hoffen vorbei —

Da schritt die Jugend durch sterbende Haine. Goldener Traum umwehte verführend den Sinn — Doch eisiger Nord riß am letzten Grüne — entführte den Traumkranz der Jugend . .



Der junge Tag

A. Goldammer

Dicht unterm Gipfel eine Felsenhöhle.

Mein hartes, unbequemes Nachtquartier!

Noch liegt ein kalter Traum auf meiner Seele —

Hier steht der junge Tag vor keiner Tür!

Hier gibt es frisches, zünftiges Erwachen!

Nicht wie daheim im molligweichen Nest —

Kühl dringt der neue Morgen durch die Sachen

Fortwährend — bis er mich erschauen läßt!

Nun rasch hinauf — bald wird es herrlich tagen!

Ich bade mich im Morgensonnenstrahl!

Da drängt mein Blut zu neuem frohen Wagen —

Mit dem Geschenk steig ich beglückt zu Tal!

Das Klettern in der Beobachtung des Basteipublikums

Hans Hofmann, C. d. G.

Wir wollen uns doch darüber klar sein: dieser kleine Bericht über belauschte Gespräche auf der Bastei wird ja doch nicht von denen gelesen, zu deren Aufklärung er dienen könnte. Was wäre auch damit getan und was liegt uns daran, einem baumblutseligen Kalkulator nebst Gattin oder den Kegelbrüdern von Hinterbrühl, die im Jahre nur ein, zwei Male zu uns und unsern Bergen kommen mit all dem Drum- und-Dran ihrer touristischen Hilfslosigkeit — was liegt daran, diese Leute wissen zu lassen, was Klettern ist, wie es und warum es geschieht.

Wir wollen uns ruhig abgewöhnen, nach dem Sinn des Bergsteigens zu fragen, darüber zu philosophieren und vor der Öffentlichkeit unser ihr so seltsames oder „strevelfhaftes“ Tun erbtisch oder moralisch heute noch zu rechtfertigen. Wir wollen es lieber und eigentlich mit unserm köstlichen Kugy, diesem Flugem, gütigen und lebensvollen Manne halten: „Über das Wesen des Bergsteigens habe ich in meinem Leben nicht viel nachgedacht. Abhandlungen über Berechtigung des Bergsports, über Gehen mit Führern und führerloses Gehen, philosophische Betrachtungen über den Alpinismus und dergleichen haben mich nie recht interessiert. Die „Leistung“, die Art, wie der arme sterbliche Mensch es macht, um zu den Bergen zu gelangen, den unendlich Reichen, den Unsterblichen, den Ewigen, erschien mir immer mehr nebensächlich. Trägt man mich, wie der Bergsteiger sein soll, so möchte ich sagen, er müsse wahrhaft sein, vornehm und bescheiden. (Aus: Kugy, Julius: „Aus dem Leben eines Bergsteigers“, 2. Auflage, München: Bergverlag Rudolf Rother o. J. S. 11.)

Gewiß nicht auf Kosten der Wahrhaftigkeit, Vornehmheit oder Bescheidenheit —

es sei hier aber darum gebeten, auch noch etwas lustig und verwegen zu sein. Wir bleiben also lieber mit diesem Bericht ganz unter uns und wollen ihn hinnehmen mit der Freude, wie wir sie genießen, wenn wir uns im Herrspiegelkabinett der Vogelwiese in die holden Züge unseres schönen Antlitzes schauen. Tritt nicht wie in jeder Karikatur auch in solcher Spiegelschau unser Wesen für uns umso ergötzlicher hervor? Erwähnt sei noch, daß der Bericht nicht schriftstellerisch erdacht wurde, sondern auf Beobachtungen fußt, die ich inmitten einer Schar von Basteibefuchern gemacht habe. Ich weiß, daß er beliebig erweitert und ergänzt werden kann, da wohl ein jeder von uns genügsam Zeuge ähnlicher Vorgänge schon war — auf der Bastei, an der Barberine oder im Schrammtor. Ich glaube aber, daß schon hier das Wesentliche der immer und allfällig wiederkehrenden Stellungnahme des Laienpublikums zum Klettern und seiner Vorstellung angedeutet ist. * * *

Durch den frischen Morgen eines strahlenden Frühlingstages knatterten mehrere schwere Reitwagen- und Solomaskinen über die Ebenheiten dahin: in lustiger, wuchtiger Fahrt war der C. d. G. auf Klubtour von Krippen über Wendischföhre — Hohnstein bis zur Bastei. Die Steinschleuder-Südwand war das Ziel. Man zeihe den Klub nicht der Unzünftigkeits, weil er diesen Weg von seiner Hütte bis nach Rathen nicht nach alter Bergsteigerart zu Fuß gewandert sei. Ich möchte denjenigen sehen, der nicht zumindestens die Eisenbahn benutzt hätte; es müßte denn sein, daß er sich im „Alpen-Training“ befunden habe und eine Lauf-tour vor die Klettertour habe legen wollen. So weit war es aber an diesem Frühlingstag für uns noch nicht.



Die Königskiefer im Hohensteiner Naturschutzgebiet
Aus den Mitteilungen des Landesverbandes Sächsischer Heimatschutz

Mit den für den Laien immer geheimnisvoll mächtigen Rucksack landeten wir also inmitten der Bastebesucher und bergfremden Automobilisten. Schon daß so motorunspornlich mit kniefreien Schnackelhosens bekleidete und mit Nagelstiefeln bewaffnete Gestalten den Motorrädern und ihren Beiwagen entstiegen, war für diese Leute Anlaß genug, neugierige Aufmerksamkeit unserer Ankunft zu schenken. Fragwürdig aber waren für sie unsere nach ihren Begriffen so ganz und gar unmenslichen Rucksäcke. Ein kleiner beweglicher Berliner Komte, nachdem seine Dame dies von ihm selbst als dem doch sonst alles wissenden Papa zu erfahren begehrt hatte, sich selber nicht länger halten und fragte mit dringlicher Neugier: „Saachen Se mal, wat ham Se eijentlich da drinn? Sie habn woll Kohlen aus Böhmen jepackt, wie?“ Da bei uns sich auch der Walter Hahn befand – ihr kennt ihn: jenen einen der besten mitteleuropäischen Tricklichtbildner – ausgerüstet mit seinem zu ihm als Type gehörigen Photo-Großgerät samt Stativ und einer ganzen Subre von Kameras und Platten, zentnerschwer – bei der militärischen Musterung hat man ihn einst wegen seiner durch das schwere Rucksacktragen eingesunkenen Achseln für einen Kohlen- oder Ziegelträger gehalten – also wegen des Stativs und der anderen Geräte schied der Wißbegierige hocherfreut nebst seinen Damen sensationsgeschwängert von uns als einer verwegenen Filmtruppe, die angerückt sei, um am Bastefelsen eine Kletterei mit Absturzszene zu kurbeln. Hei, was würde ihnen das für ein unerwarteter Klamauk werden! Die meisten von uns „verblühten“ schnell und geschmeidig mit ihren „Himbeeren“ zum südlichen Einstieg an der Steinschleuder. Mich selbst, noch Ski-Knie-Invalid, unter die Zuschauer verurteilt, juckte es, mich unter das „niedere Volk“ der Nicht-Bergsteiger zu mischen, und ging zur Zeit,

da meine Kumpare wohl oberhalb des Pfeilers an der Südwand von der Basteaussicht aus nun beim Steigen zu beobachten sein würden, dorthin und fand auch schon für die Kommenden „Sensationen“ frucht- und dankbares Publikum genug vor. Ich unterdrückte die peinliche Frage, ob man Sonntags überhaupt in der Nähe der Rathener Aussichtspunkte klettern solle, und übernahm, sobald das „Schaustück“ begann, mit einem gehörigen Schalk im Nacken und ganz teuflisch im Innern grinzend, die Rolle eines „blöden“ Laien; gleichsam beglückt, endlich einmal in solcher Nähe Augenzeuge echter und so viel gerühmter Sächsischer-Schweiz-„Krarelei“ zu werden. Den ersten besten Nachbarn machte ich denn auch sogleich mit heller Begeisterung auf die Kletterer aufmerksam, die da drüben emporstiegen. Verwegene Kerle das! Zunächst eine stumme Pause gespannter Zuschauens. Dann tat ich die erste Frage. So blöd wie möglich und mit dem Unterton der Mißbilligung. Das reizte; und los brach der Thor der Frager, Kritiker und Alleswisser. Und wir und laut schwirrte es durcheinander: „Hoch Goddchen, nee guggen nur.“ – „Jäh, da, jäh!“ – „Da is doch garnischt, wo er weider kann!“ – „Goddogodd, das kann ich garnich mehr mit ansehen!“ – „Wirklich Kühn, sowas; die reinen Fassadenkletterer!“ – „Tee, für mich wäre das nischt. Ich bleibe da lieber unden und von hier aus is die Sächsische Schweiz genau so scheen; da brauche ich nich erst dort hinauf und mir die Knochen zerbrehen!“ – „Da hamn Se recht; es is e Bleedsinn, solche Sachn ze machn unds Lähm uffs Schbiel ze sehn. Denn ihre Äldern mißdn das mal sähn. De Bube mißde morn dängln, den Klädeln, den großn!“ – „Ja – und hier awr saachd de Bulezei nischd; das mißde ähm verbodn wärn, gans eesach, unn Schdrase drauf; dann wirde se's glei lassen, die Bürschchen!“

– „Wozu nur? Können Sie sich vorstellen, wozu die Kerle da rauffkareln?“ fragte ich bänglich und wißbegierig zugleich meine Nachbarn. – „Jwrmuhd!; Jwrmuhd, sonsd nischd; Keener Jwrmuhd.“ – „Tee, das glaube ich nicht. Mir scheint, daß das schon ein richtiger Sport ist; es gibt doch heute auch Lehrer, die mit ihren Schülern und sogar Schülerinnen Kletterübungen veranstalten. und einen ganzen Bergsteigerbund gibt es auch, von tausend und mehr Mitgliedern, wie man hört.“ – „Tu, das sollte mei Junge nur mal machn!; und dem Lährer, der se dazu versiehrd, dem dääd'ch e baar hinder de Ohrn haun für solchen Leichdsinn und däds dn Dureggd'r meldn; elende neinflied'n dääd'r.“ – Ach Gott, nee, hören Sie; das glaube ich auch nicht, daß es nur Übermut ist“, meldete sich ein anderer dazwischen. „Jrgend etwas ist schon daran. Aber wie die Kerle das machen, das ist mir schleierhaft.“ – „Tu, Mut gehört jedenfalls dazu“, ließ sich mit Bekemmerfreude eine holde Schöne vernehmen, die schon gleich zu Anfang mit einem Fernglas dem Selsenhelden zu Leibe gerückt war. O, mußte der stark sein und ein richtiger Mannskerl und nicht so ein Dickbauch und Weichling wie der ihre da zur Seite. Der fühlte sich auch gleich erkannt und bei seiner Ehre gepackt und wollte mit Worten wenigstens retten, was heute die Wirklichkeit versagte: „Solche Sachen haben wir ooch jemaacht; und noch viel höhere, als diese Puppenstubenmöbel hier. Wat denkst De woll, auf der Zugsitze sind w'r jewes'n; über die Gletscherspalten und dann an 'nem Drahtseil lang und über Stifte weg; absolut schwindelfrei mußte De da sein, absolut; da ist das hier ein Dreck dajegen.“ – „Ta, ein Seil haben die hier ja allerdings auch“, macht ein anderer aufmerksam. Hiermit war man zur wichtigsten Frage gelangt. Obwohl Zeugen, war ihnen des Vorgangs Geheim-

nis nicht klar geworden. Wohl hatten sie den Führenden, das Seil um die Brust, frei voraussteigen gesehen und sahen auch jetzt, wie er oben aus der Kaminfuppel herauskam und über den zerspaltenen Schlußüberhang den Gipfel erreichte. Um von meiner so kritischen Umwelt eine Antwort auf diese wichtigste Frage zu erhalten, frug ich erneut: „Ja, ob mit oder ohne Seil, wissen möchte ich, wie die da rauffkommen; da ist doch garnichts zum Festhalten; das ist doch alles glatt und senkrecht!“ – „Tu so schlimm mei Lieber, is das nich; die haben da Haken und Stifte eingeschlagen, wo se sich dran festhalten und hochziehen; ich weiß das genau. An der Barbarine am Pfaffenstein habe ich's ganz genau aus der Nähe sehn können, daß da Stifte sind.“ – „Ja, so, dann ist es freilich nicht so schlimm.“ – „Ta, härn Se, wenn so e Ding mal rausgeht, da fliehen Se trotzdem noch eeglich nunder!“ – „Tu, nich immer; die halden schonn, die hamnse eingegibbt un wenn er fäld, dann is ja das Seil noch da!“ – „Ach härn Se uff mit Jhrn Seile; da reiße ja eener den andern mid; das is erschd e Bleedsinn.“ – In diesem Augenblick kam der Nachsteiger aus dem Überhang vor und man konnte deutlich das Seil sehen, welches vom Gipfel gesichert zu ihm lief. – „Sähn Se, da hamn Se deutlich das Seil; das is ohm uffm Gifsel fesde gemacht an en Ringe; un da-dran fledderd der nu so nuff; Sähn Se.“ – „Ja, aber wie kommt denn das Seil dort oben zuerst hinauf?“ frug ich wieder mal dazwischen. – „Tu, ähm, verschdehn Se's denn ni, das is ähm ohm an en Haken fesde gemachd.“ – „Freilich, der Her hat Recht; bassen Se nur nachher mal uff, da können Se's sähn, da feiln se sich ab; das habbch an der Barbarine ooch gesähn; das Seil hängt ähm ohm fesde; da is garnich so viel dorbei.“ – „Tu, süßde, ich hab morsch glei gedachd, daß da was

dorbei sein muß, sonst kändten Se's garnich ermachen." — „Ach so, na ja, das ist was anderes! also am Seil sind die festgemacht; na da, drum.“

Allgemeine Befriedigung und Beruhigung hatte endlich die Spannung gelöst und das Dilemma behoben. Es geht eben doch nichts über eine klare Anschauung und über eine deutliche Vorstellung. Nur die holde Schöne schien nicht ganz zufrieden; etwas war zerstört in ihr; der starke, mutige Held da drüben war seines Nimbus' beraubt. Man wartete noch eine Weile, hoffend, das Abseilen mit anzusehen. Aber die Meute der Gipfelglücklichen dachte an den Abstieg zur Brücke noch lange nicht. Auch auf dieser Bergfahrt durfte, wie in diesem Aufsatze hier, das Gipfelstäbchen nicht fehlen. Auch hing bald die Hemden der sonnedurstigen

Wucher an der Gipfelbirke und sah es da drüben noch garnicht nach weiteren „Sensationen“ aus. So entfernte man sich allmählich. Zu guterletzt traf aber der kleine Klamaufküchtige Berliner mit seinen Damen auf der Basteiausicht noch ein und mußte von mir erfahren, daß die Szene leider schon gekurbelt sei. „Siehst Du, Schneck, ich hab Dir's sofort gesagt, wir wollten gleich hier vorgehen“, grollte der ach so Enttäuschte zu seiner besseren Hälfte. „Deine Schlagsahne wär Dir nicht davonjeloosen.“ — „Nu, wenn schon. So wat siehst De im Rintopp ja denn ooch.“ —

* * *

„Leise weinend“ drückte ich mich. Im Hschand ist's aber Sonntags eben doch schöner, wengleich auch dort nicht so viel Zuschauer dabei sind — — —!

Etwas von Alpenpflanzen

Thumm

Der Pflanzengarten in Wehlen zeigt im April und Mai den bedeutendsten Blumenflor des ganzen Jahres. Über hundert Arten in tausend Exemplaren blühen.

Dem aufmerksamen Leser wird es nicht entgangen sein, daß die Pflanzenkörper nach oben zu immer kleiner werden (Bäume, Knieholz, Sträucher, Grasteppich, Rosetten und Polsterpflanzen). Diese Zwerge, die die meisten Alpenpflanzen sind, erreichen hier aber einen großen Formenreichtum der verschiedensten Pflanzengattungen. Ich denke da an die Primeln (Primulaceae), Hungerblümchen (Draba), Steinbreche, Mannschilder und Glockenblumen (Campanulaceae), Nelken usw.

Und die Lebensbedingungen dieser Zwerge? Bei uns erfüllt Ende März der Lenz die Pflanzenwelt mit neuer Kraft. Dort oben auf der Alm liegt meterhoher Schnee und schützt die Pflanzenwelt vor dem Erfrieren.

Volle zwei Monate später, wenn schon 16 Stunden die Sonne am Himmel steht, kommt auf einmal der warme Föhnwind gebraust und zehrt in wenigen Tagen allen Schnee hinweg. Nur an absönnigen verstickten Stellen kann es weiterhin Monate dauern, bis wieder Schneefreibeit und Wärme zur Wirkung kommt und der Lenz seinen Einzug hält. Die Entfaltung des Flores vollzieht sich nun fast plötzlich. Die Alm hat sich voll Wasser gefogen wie ein Schwamm. Die Pflanzen stehen förmlich in Nährsalzablösungen und benutzen dies in aller Eile, indem sie wachsen, blühen und fruchten. Gibt es auch Rückschläge, durch wochenlange Schneegeßböber, Nachtfroste und Regen, all dies kann nur einen



Männliches Knabenkraut

Aus den Mitteilungen des Landesverbandes Sächsischer Heimatschutz

kurzen Wachstumsstillstand bedeuten. Ja, der Drang zur Erfüllung des Daseins ist so stark, daß Alpentroddele und Christrose einfach ihre Blütenköpfe durch den Schnee stecken, wenn es ihnen zu lange dauert, bis er endlich weicht.

Ist die Last des Winterschnees, etwa im Mai, von den Alpenpflanzen genommen, so bedeutet das für sie noch lange kein ungestörtes Wachsen. Ist der Tag auch schon lang und warm, so sind die Nächte doch kalt und damit wachstumshemmend. Da dieser Zustand fast dauernd ist, ist die Folge davon, daß sich die Pflanzenkörper nur zu geringer Größe ausbilden können, die aber dafür besonders derb und widerstandsfähig sind. Um aber auf alle Fälle, auch im aller ungünstigsten, d. h. kürzesten Sommer, zum Blühen und Fruchten zu kommen, zeigen die meisten alpinen Pflanzen die Eigentümlichkeit, daß sie vorläufige Blüten

haben, d. h. solche, die der Entwicklung des Blattwerkes vorangehen, während fast alle Tieflandspflanzen erst die Blätter und dann die Blüten entwickeln. Eine Ausnahme machen hiervon nur Leberblümchen, Primeln, Adonis, der Seidelbast und wenig andere. An der Alpenflora überrascht uns immer wieder das fast plötzliche und gleichzeitige Erblühen der meisten Gewächse kurz nach der Schneeschmelze, und gerade dieser Umstand, daß die meisten Alpenpflanzen echte Frühlingsblüher sind und diese Eigenschaften auch in der Tieflandspflege beibehalten, macht sie uns so lieb und wert.

Spätblühende Alpenpflanzen könnten bei der Kürze des alpinen Sommers kaum mehr Zeit finden, ihre Samen auszureifen, weshalb in unseren Alpen fast nur ausdauernde Pflanzen vorkommen, wenige davon sind zweijährig, d. h. sie bauen im ersten Jahre oder auch in zweien ihren

Pflanzenkörper auf, blühen und fruchten im nächsten und sterben dann ab. Ganz wenige nur sind einjährig. Aber auch diese können oft in einem Jahre nicht fertig werden, so daß sie erst im zweiten Jahre zum Fruchten kommen. Die große Masse der Alpinen ist ausdauernd und kann vielfach ein sehr hohes Alter erreichen, ohne aber dabei eine wesentliche Größe zu erreichen. Ihre Blüwilligkeit ist aber gegenüber geringeren Pflanzen der gleichen Art eine sehr gesteigerte. Über und über bedecken sich solche Pflanzen mit Blütenmassen, die ihren kleinen Pflanzenkörper um das Mehrfache vergrößern und alles Grüne verschwinden lassen. Und erst nach diesem Blütenzauber entwickeln sie Blätter und neue Sprosse. Hat man das Glück, an ihrem natürlichen Vorkommen diese Blütenpracht anzutreffen, so ist auch das härteste Gemüt überrascht; betroffen sieht man diese Massen in allen zarten Farben die überhaupt möglich sind, auf sich einwirken und man führt richtige Tänze auf, um nur ja nicht auf diese Pracht zu treten, irgend etwas zu zerstören. Beschreiben läßt sich die Üppigkeit solcher Pracht überhaupt nicht, es bleibt nur das Verlangen, diese Wunder der Natur an unsere Heimstätten zu verpflanzen, was uns ja zu einem bescheidenen Teile auch gelungen ist, wenngleich man ja die ganze Natur, wie sie zusammengehört, nicht ins Tiefland verpflanzen kann.

Bis gegen das Ende der Sommerszeit haben die Blätter und sonstigen Organe ihre Tätigkeit beendet. Trotz ihrer Kleinheit stehen die Pflänzchen dick, derb, steif und fest da, aufgeladen mit Reservestoffen. Nun kann der Winter kommen. Sie gleichen den Zwiebel- und Knollengewächsen, die ihre unterirdischen Teile mit Reservestoffen auffüllen, die oberirdischen aber abstoßen. von ihnen gibt es in unseren Alpen infolge ihrer Feuchtigkeit nicht allzuwiele. Sie gehören in größerer Artenzahl den südlicheren

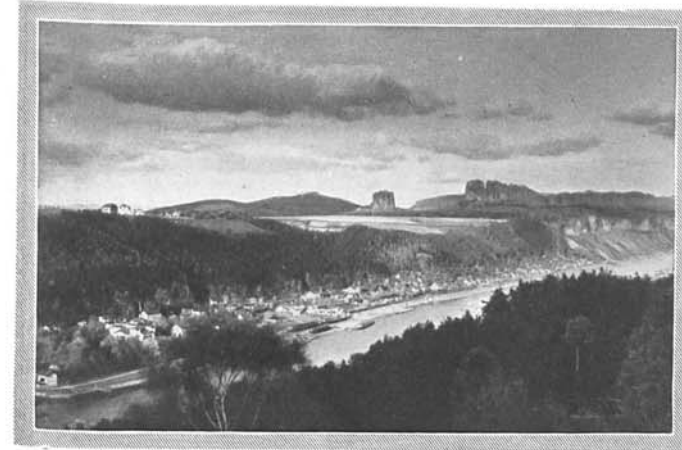
trockneren Gebirgen an. Da die Unbeständigkeit des alpinen Sommers die Erhaltung der Art und ihre Vermehrung durch Samen oft in Frage stellt, retten sich viele Alpinen vor dem Aussterben auf vegetative Art, indem sie Brutknöllchen treiben, die beim Ausfallen sofort wurzeln oder Ausläufer, die zu selbständigen Pflanzen werden.

Rosettig wachsende Pflanzen setzen an langen fadenartigen Ausläufern neue Rosettkörper an, die leicht wurzeln und zu selbständigen Pflanzen werden. Sie können auf diese Weise große Kolonien bilden.

Vielen Alpenpflanzen ist es eigen, vielrosettige meist dichtgedrängte Polster zu bilden und es überrascht, zu sehen, daß diese von einer einzigen in den Felsenriß getriebenen, garnicht starken Pfahlwurzel ausgehen, die die ganze Gemeinschaft ernährt. Wieder andere Arten bilden dicht-rasige Horste, die, wenn sie eine gewisse Größe erreicht haben, zerfallen und dann mehrere Einzelhorste bilden, die sich im Laufe der Zeit, wenn sie gegen die umstehenden Nahrungskonkurrenten aufkommen, d. h. sie unterdrücken können, sich zu großen Flächen mit gleicher Art bestandener Horste entwickeln.

Ähnlich verhalten sich Pflanzen, deren Vegetationsköpfe ganze Teppiche bilden. Ihre Sprosse, die alle von einer Wurzel ausgehen, kriechen weit hin, immer neue Blattrosetten bildend, so daß man, wenn man einen solchen Teppich anhebt, oft quadratmetergroße Flachpolster in Händen hat, die einen richtigen vielverzweigten Strauch darstellen, der nicht in die Luft, sondern flach an den Boden gedrückt, gewachsen ist. Diese Sträucher findet man auch öfter mit ihren holzigen Zweigen völlig zwischen Steinen vergraben, nur mit ihren Zweigspitzen, die von einer Laubrossette geschmückt sind, dem Lichte entgegenstrebend.

Sortsetzung folgt.



Elbtal
bei Schandau
mit der
Schrammsteinkette
Phot. W. Hahn

Von der Schweizerkrone in die sächsischen Felsen

Ferdinand Gerhardt
(Meinem Vater gewidmet)

Der Sommer 1929 mit seinen vielen wolkenlosen Sonnentagen ging dem Ende zu. Einen um den anderen von meinen Freunden hatte ich ins Hochgebirge fahren und wieder heimkehren gesehen, während mich Geldnot und dienstliche Verpflichtungen festhielten und um ein kostbares Jahr gebracht hatten.

Und jetzt in diesen Tagen, die noch hochsommerlich heiß, nur durch die frühen Abende daran mahnten, daß auch dieses Jahres Sommer zur Teige gehe, als aus dem tiefgrünen Sommerlaub der Hemricher Wälder schon mehr als eine Buche in hellerem Gelb dem Herbst entgegenleuchtete — da raffte ich mich noch einmal auf, dem scheidenden Sommer ein paar Wanderstunden in jenen Bergen abzurufen, zu denen ich wohl erst nach einem langen Winter meinen Weg wieder nehmen konnte.

Kein Begleiter hätte sich für diese Tage gefunden und keinen hätte ich auch um mich

haben mögen: allein wollte ich den Türmen von Vajolett und anderen Dolomitenträumen nachtrauern oder wieder froh werden in heimatlichen Bergen und Felsen. Alte, fast vergessene Wege wollte ich wieder gehen, die ich vor langen Jahren mit meinem Vater gewandert, als wir von der Elbe und dem Prebischtor durch die Wälder des Großen Jschand und das Kärnitzschtal gezogen, von Saupsdorf dann noch im letzten Licht der Abendsonne zur Schweizerkrone hinaufgestiegen waren, um die durchwanderten Wälder und Wege mit dem einzig schönen Rückblick auf die vielen und vielgestaltigen Sandsteinberge und Felsen zu überschauen.

So fanden meine letzten Sommerwünsche allmählich ihr festes Ziel: von der Schweizerkrone hinabzuschauen wie einst und die Wege jener geruchsam-wanderfrohen Zeit noch einmal zu gehen.

Mit dem Frühzuge fuhr ich über Jittau nach Warnsdorf. Als ich aus dem Bahnhofe trat, schlug mir eine Wolke voll Staub entgegen. Noch ärger wurde es bei der Straßenkreuzung vor dem alten Gasthof Endler. Nichts hat sich hier geändert, dachte ich, und unverändert fand ich auch die lange Hauptstraße bis zu dem kleinen Kaffeehause. Hier trat ich ein und frühstückte als einziger Gast. Die Morgenzeitung legte ich ungelesen wieder aus der Hand; die Sonne lockte mich von meinem einstigen Stammisch weg, ich ging die Straße weiter – zwei schöne alte Kastanien vermisse ich – bei einem neuen großen Kriegerdenkmal vorüber, hinauf zum Markte mit der schönen katholischen Kirche, die nach dem langen Straßenzuge unausgeglichener Häusermassen wie ein Kunstwerk von höchster Vollendung wirkt, wie verirrt unter die Behausungen dieser Menschen, deren Reich nur allzusehr von dieser Welt ist.

Das Mietauto nach Rumburg hielt eben auf dem Platze, aber ich hatte Zeit genug, den Weg über die Felder, die sogenannte „Alte Straße“ zu nehmen.

An einen längst vergangenen Tag dachte ich zurück, als ich vor zwanzig oder noch mehr Jahren mit meinem Vater hier wanderte. Regenschwere Schwüle lag in der Luft und wir waren sehr enttäuscht von diesem Wege, den wir unter einem bleigrauen Himmel dahinzogen. Wie klar und sonnig war dagegen heute mein Tag! Links drüben von der Schönborner Höhe leuchteten die weißen Mauern der großen Kirche – wieder gingen meine Gedanken zu jener Zeit zurück, da ich wohl vor mehr als 30 Jahren, mit meinem Vater die Schönborner Waldstraße nach Schönlinde wanderte und vom Wolfsberger Hange bei sinkender Sonne das erste Mal nach dem großen Helfenwalde hinüber sah.

Ihr Wandertage von einst! Ihr frühen sorglosfrohen Stunden! Das Beste habt

ihr meinen wirren Knabenjahren gegeben und das Beste seid ihr mir noch heute geblieben! Nur stiller geht mein Blick zu all den Bergen und Wäldern, denn unerfüllt bleibt mir der eine Wunsch: Einmal nur noch wandern zu können mit dem, der mir mehr als 30 Jahre zur Seite ging! –

Der freundliche Gruß eines Bauern riß mich aus meinem rückschauenden Gedanken, und als ich sein breites gutes Gesicht sah, fragte ich ihn nach dem Rumburger Wege, um ihm ein Wort des Dankes sagen zu können.

Hoch wie Korn stand der gemähete Hafer in Puppen längs des Weges, sonnenbeschienen lagen die weiten, ebenen Felder vor mir, über denen schon die Türme von Rumburg sichtbar wurden. Rings um mich zirpten die Grillen ihr ewig gleiches Lied, so laut, wie ich es noch nie gehört zu haben glaubte, im Westen erhoben neue blaßblaue Berge ihre flachen Kämme, eine späte Wanderluft wuchs in mir empor und nie hatte ich mehr als in dieser Stunde des Sommers bedauert, daß meine freien Tage dem Ende zugingen.

Ich beschleunigte meine Schritte, und während ich den ebenen bequemen Weg weiterzog, gingen meine frohen Augen immer wieder von dem sonnigen Gelb der Felder zu dem tiefblauen, wolkenlosen Himmel, bis mich das Grün der Wiesen und kleinen Gärten der ersten Häuser aufnahm. Um dem Auto- staube möglichst lange zu entgehen, hielt ich mich an die Nebengassen und erreichte erst kurz vor dem Markte die Hauptstraße. Dann stolperte ich in meinen schweren Schuhen über das runde, elende Basalt- pflaster des kleinen Platzes. Früh genug hatte ich den nahen Bahnhof erreicht und mußte mich noch geraume Zeit gedulden, bis ich in den Tirdorfer Zug steigen konnte. Von Herrenwalde an stand ich beim Fenster und wollte alle Einzelheiten dieser lang- samen Fahrt in das Land der Erinnerungen

verfolgen. Anders erschien mir alles. Noch mehr: Was ich sah, hatte keine Ähnlichkeit mehr mit den blassen Bildern, die mir von damals geblieben waren. Ich nahm die Karte zur Hand – sie gab mir die Namen, aber Dörfer, Höhen und Wälder blieben mir fremd. Wenn ich nicht die Eisenbahn, sondern die Straße gewählt hätte; vielleicht. – So aber vermochte ich nicht mehr, den Schleier zu heben, den 30 Jahre über die Wege von einst gelegt hatten.

Die Tirdorfer Straße kreuzte die Bahn- strecke. Ich konnte ihren geraden Lauf bis zum Walde des Pflissenberges verfolgen und dachte daran, wie oft sie wohl mein Vater während seines Tirdorfer Jahres gegangen sein mochte – vor 60 Jahren! –

Mit beschleunigter Geschwindigkeit ratterte und klapperte dann der Zug hinab ins Mitteldorf, wo ich zusammen mit einem halben Dutzend Leute ausstieg. Fremd erschien mir auch hier alles, erst als ich die nahe Kirche sah, fand ich das alte Tirdorf meiner Erinnerung.

Zu meiner großen Freude fand ich die Kirche offen, ebenso den Ausgang zum Chor. Hier durch dieses enge Stiegenhaus war mein Vater als Organist zu seiner Orgel gegangen. Ich stieg die steinernen, ausgetretenen, dann die hölzernen Stufen hinauf und setzte mich auf die Orgelbank. Kein Mensch war in der großen, stillen Kirche. – Und die Vielen, die unter der Leitung meines Vaters hier gesungen hatten, die Hunderte, die während seines Orgelspieles da unten gefesselt hatten: wohl auch zur Sonntags- messe käme kaum noch einer.

In dem großen Kasten neben der Orgel suchte ich nach geschriebenen Noten – vielleicht entdeckte ich die Handschrift meines Vaters – doch ich fand nichts. Ich starrte hinauf zu den hohen, fast bis zur Decke reichenden Pfeifen und sekundenlang glaubte ich eine Fuge des großen Sebastian Bach durch die Kirche brausen zu hören. – Da

zerriß der krächzende Schrei einer Auto- hupe die Musik in meinem Innern, fahl und öde erschien mir mit einem Male der weite Raum und wie von einer plötzlichen Angst erfaßt, stieg ich die Stufen eilends hinab zum Tore und trat ins Freie.

Grellrote Tafeln am gegenüberliegenden Hause priesen Kinospiele und Autoreifen an. Benzindampf und Staub lag noch dick in der regungslosen, heißen Mittagsluft. Kilometerweit war wohl unterdessen das Auto. Die fernste Ferne erscheint heute nahegerückt, aber zu weit der Weg zu Bach und Christus. Noch einmal blickte ich mich um, dann raffte ich mich auf und wanderte, immer der heißen Sonne entgegen, die Bahnhof- straße zurück und über die Felder dem nahen Walde zu. Die Landkarte steckte ich wieder in die Tasche, denn Tafeln und Marken, die zur Schweizerkrone wiesen, waren im Überflusse da. Kahlschläge hatten den Weg zum größten Teil freigelegt, erst vor dem Aufgang zum Gipfel schritt ich durch einen erhaltenen Streifen hochstämmigen Waldes. So schob der Berg noch zuletzt eine grüne Mauer vor, um mir dann von seinem Nord- rande die ganze Pracht der Nähe und Ferne auf einmal zu schenken. Voll Freude und Staunen flogen meine Blicke über die großen Wälder, die von Süden her aus allen Weiten heranwogten und erst zu Füßen meines Berges an den grünen, sonnenbeschienenen Feldern von Saupsdorf verebhten.

Das war Heimat und doch wieder lockende Fremde. Meine Augen erspähten über schat- tigen Tälern manche sonnige Höhe, die mein Fuß noch nicht betrat, dann kehrten sie zu- rück zu den Bergen und Schluchten, die für mich so reich an frühen und späten Erinnerungen waren. Ich sah mich als Knaben mit meinem Vater den Großen Winterberg hinabsteigen, durch den düsteren noch ungelichteten Hochwald der tiefen Weber- schlucht, das erstemal den Großen Ischand durchwandern, an dem waldigen Felsenzuge

der Thorwalder Wände vorüber, deren Klangvoller Name schon damals meinen Sinn erfüllte. Ich sah jenen sonnigen Ostertag, an dem — nach 25 Jahren erst, — mein Wunsch nach diesen Felsen in Erfüllung ging.

Meine Augen suchten und fanden im Westen einen mächtigen, einsamen Felsenturm: ihn hatte mir die untergehende Sonne eines Sommertages vor 30 Jahren mit einem Strahlenkranz vergoldet, ein Bild, das ich mir durch die Fülle des Ersehnten und Erwanderten am reinsten aus jener Zeit bewahrt hatte. Noch wußte ich damals nicht, daß es der Falkenstein war, und nur mit staunender Bewunderung sah ich zu dem gewaltigen Felsen hinüber ohne Ahnung, daß seine Erstigung das große Erlebnis meiner späten Wanderjahre sein sollte.

Für einen Augenblick dachte ich daran, auf dem nächsten Wege zu den Schrammsteinen zu eilen, denn ich hatte auch die Nordkante des Hohen Torsteines und die Ostwand des Bloßstockes erspäht. Dann aber sah ich aus den grünen Feldern von Saupsdorf den Weg gegen die nahen Wälder des Kirnitzsch-Tales führen. Diese alten, halbvergesenen Wandererinnerungen zogen mich doch noch mächtiger, als der Gedanke, den Torstein oder Falkenstein vielleicht noch im Abendlichte ersteigen zu können. Andere, wenn auch bescheidenere Kletterziele würde ich im Großen Ischand finden. Und so schlug ich den Weg hinunter ins Dorf ein.

Pralle Sonne lag auf seinen Dächern, der Glockenturm der Kirche — wenn auch kaum ähnlich — erinnerte mich an die ladinischen Dorfkirchen und für Augenblicke erfaßte mich das Verlangen nach der sonnennäheren Welt der Dolomiten wie ein körperlicher Schmerz. Doch ich beschwor die Bilder längstvergangener Jahre, und als wieder die Erinnerungen an jenen Abend in mir erwachten, an dem ich mit meinem Vater aus dem Tale der Kirnitzsch zu diesen Hängen

emporstieg, abendliche Stille ringsum in den reglosen Wäldern, stumme, umso reichere Freude in uns beiden — da wußte ich: Gäbe mir das Schicksal heute einen Wunsch frei, ich wählte nicht die übermächtige Pracht der leuchtenden Dolomitenberge, durch diese Wälder und Täler würden wir beide noch einmal ziehen im gleichen Schritt und im Gleichklang unserer Liebe zu diesen heimatnäheren Bergen! —

Im Dorfe suchte ich vergeblich nach dem Gasthose, in dem wir mehr als einmal über Nacht geblieben waren. Ich fand das Haus nicht mehr. Und vergebens bemühte ich mich, eine Aufnahme von der großen Dorfkirche mitnehmen zu können; erst weit unten, fast bei den letzten Häusern gab mir die Straße einen Ausblick in geeignetem Lichte frei. Ein kurzes Stück schritt ich weiter, dann drängten Waldschatten wieder gegen die sonnigen Felder vor, nur ein schmaler, lichter Wiesenstreifen begleitete meinen Weg zur Linken fast bis hinunter ins Tal.

Doch auch durch diese stille Niederung lief bereits eine Autolinie und bald krächzte mir ein heiserer Hupenschrei entgegen. Doch die Straße war gut asphaltiert, sodaß es wenigstens nicht der Staub war, was mich aus dem schönen Tale vertrieb. Aber ich nahm gern meinen Weg über die Höhen, um noch mehr von den Bergen und Schluchten zu sehen, dererwegen ich gekommen war. Gern hätte ich an Hand meiner Karte den nächsten Weg zum Zeughaus über die Pohlhörner gesucht, aber Wegweiser und Marken im Überflusse nahmen mir meine bescheidene Freude des Selberfindens.

Nach kurzem aber steilen Anstiege stand ich auf einer vorgeschobenen Felsenklippe. Weite Wälder ringsum, keine einzige Insel in dem ruhigen, dunkelgrünen Meere, Felder und Siedlungen weit weg oder unsichtbar versteckt in den Gründen die näheren. Ich

streckte mich auf der sonnendurchglühten Platte aus, und während der warme Sommerwind meine erhitzte Stirne trocknete und ein leises Rauschen von den Wipfeln aus der Tiefe zu mir heraufdrang, folgten meine Blicke der einzigen weißen Wolke, die langsam aber stetig durch das lichtere Blau des Westhimmels zog, bis ihr Schatten einen schmalen grauen Streifen in die steile Wand des hohen Teichsteines legte.

An seinem Südfuße mußte das Zeughaus liegen und der Weg, den der Wolfenschatten durch die Wälder dorthin genommen hatte, war eigentlich auch der meine. Das Verlangen überkam mich, weglos wie die Wolke meinem nächsten Ziele zuzuwandern. So stieg ich in leichter Kletterei über breite Wandstufen gegen Westen ab, erreichte ohne Schwierigkeit den Waldboden und zwischen den hohen Stämmen des gemischten Bestandes wanderte ich den Strahlen der warmen Nachmittagssonne entgegen. Noch einmal hielt mich dann steilem Abhänge eine felsige Wandstufe auf, bis ich einen Kamin fand, durch den ich mich mühelos und sicher hinabgleiten ließ. Im Tale fand ich einen schmalen Pfad. Er stieg in meiner Richtung die nächste Höhe an und brachte mich auf eine kleine Waldwiese.

Von den hohen Randbäumen wuchsen schon längere Schatten über das Waldgrab

hin, mein Pfad verlief an einem halbvermorschten Wildgatter, und während ich auf der Karte nach dieser Waldblöße suchte, trat ein Rehbock aus dem drübigem Waldesdunkel heraus in die volle Sonne, blickte gleichmäßig zu mir herüber und verschwand wieder langsam zwischen den hohen Stämmen. Noch eine Weile stand ich, regungslos an den Zaun gelehnt, die heiße Luft zitterte und flimmerte um die vielen hochgewachsenen Disteln und um die violetten Blütenköpfe freisten blaue, blizende Fliegen, in deren lautes, summendes Sommerlied von Ferne das Hämmern eines Spedtes hineinrang.

Sollte ich den Zaun übersteigen? Hier noch nicht, ich hätte es nicht über mich gebracht, das hohe Gras der Waldwiese niederzutreten, und so ging ich längs des Gatters weiter. Da stieg der felsige Wald eines breiten Tafelberges vor mir auf, rote Wegmarken leuchteten mir entgegen und ich sah mich auf dem Wege, der vom Zeughaus auf den Teichstein führt. So stand ich am Fuße des Berghanges, auf dem der Schatten der weißen Wolke eine Weile ausgeruht hatte. Meine Augen suchten vergebens den Himmel ab — in andere, unsichtbare Weiten mochte sie gezogen oder aufgegangen sein in dem blankenden, strahlenden Blau.

(Fortsetzung folgt)

Meinem Vater

Ferd. Gerhardt

*Einmal nur noch möcht' ich wandern
Einmal nur wie einst mit Dir,
Denn von all den vielen andern,
Die mir heut zur Seite wandern,
Mag genügen keiner mir.*

*Unsre Tage, unsre Stunden
Gaben uns das beste Glück,
Alles Schwere ward verwunden
In des Wanderns hellen Stunden
Und kein Schatten blieb zurück.*

*Wand Dir aus den müden Händen
Auch den Wanderstab die Zeit,
Mag das Wandern hier auch enden,
Ist mir doch, als ob wir fänden
Wieder all die Seligkeit:*

*Denn wann einst das letzte Wandern
Kommen wird für Dich für mich,
Harrst Du meiner in dem andern
Leben und wir werden wandern
Dann wie einstens, Du und ich!*

„Wir Kameraden der Berge . . .“

Hans Pohle

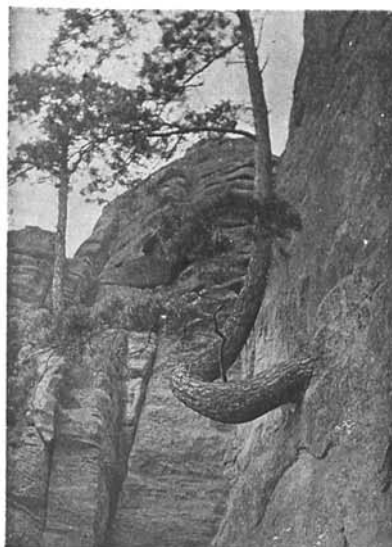
Das war das Motto, unter dem unsere ganze Riesengebirgsreise stand. Wenn ich nicht eine so gute Frau hätte, wäre ich aber schon am Palmsonntag nach Hause gefahren, denn die Pfenn'ge wurden knapp. Da hatte sie den brillanten Einfall, rechtzeitig abzureisen, damit Männer alle in noch recht lange bleiben kann. Eigentlich war das ein bisschen riskant, bei meiner Veranlagung und der häßlichen Menge knuspriger Skihafserl im richtigen Alter auf der Wiesenbaude. Aber scheinbar hatte sie den richtigen Instinkt gehabt. Kurz vor ihrer Abreise waren nämlich Voigts gekommen, Ihr wißt schon, der Carbolhäubtling mit seiner Guten. Und in solchen Fällen sind die Frauen solidarisch. Frau Voigt würde schon aufpassen! Und dann war auch der Ehrlich-Willy mitgekommen. Bei dem grundsoliden Eindruck, den unser Willy macht, schwindet der leiseste Zweifel. Hanna wußte mich in den besten Händen. Und zuguterletzt kam auch noch Heini aus der Bernina, mit einer Hautfarbe, die Richard Pohl, der den Rekord auf der Baude hielt, erblaffen ließ. Paul Himmel, der Oberbohnze, sah wie ein Ausländer unter uns aus, als er sich am nächsten Tag zwischen uns zwängte. „Rot, wie ein Mehlsack“ war das allgemeine Urteil.

Wir vier alten Säcke, Willy, Karl, Heini und ich hatten uns gesucht und gefunden. Allen ungefundnen Tatendrang hatten wir zu Hause gelassen, da wir als gereifte Männer allen übertriebenen Sport verabscheuen. Wir haben es nicht nötig, einen billigen Sonder-

zug zu benutzen und nach drei Tagen schon wieder nach Hause zu gondeln. Unser Können ist über jede Skilehrerprüfung erhaben, ja, wir setzen uns der Gefahr, durchzufallen, gar nicht erst aus.

Am Dienstag vor Ostern wollten wir eine gemütliche Fahrt machen. Es wurde aber eine Tour daraus, die das, was wir uns vorgenommen hatten, weit übertraf. Zunächst führte uns Ehrlich, als wir aus der Baude im tollsten Sturm heraustraten, nicht den einzig richtigen Weg um die Baude herum, sondern über die vollständig vereiste, hohe Wächte entgegengesetzt nach dem Weißwassergrund. Ich hatte also gleich Gelegenheit, weidlich zu schimpfen, soweit das bei dem Sturm, der das Atmen fast unmöglich machte, überhaupt ging. Nach ungefähr 4 Minuten hatten wir das erste Häuschen im Weißwassergrund erreicht, suchten Schutz im Windschatten und stellten fest, daß Heini Nase ganz weiß war. Er hatte sie in diesen paar Minuten erfroren. Umkehren? Heini wollte nicht. Also weiter.

Je tiefer wir kamen, um so besser wurde die Sicht und der Schnee, und vom Sturm war bald gar nichts mehr zu spüren. Dort oben aber wars fürchterlich. Ich bin heuer 24 Tage im Riesengebirge auf Harsch und blankem Eis gerutscht, aber heute war in den unteren Lagen der Schnee ideal. Deswegen konnten wir uns auch nicht entschließen, unsere Fahrt in der Weißwassergrundbaude zu beenden. Wir hatten Blut geleckt und wollten weiter. Meine Freunde



Kiefer an einer Felswand

Aus den Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz

wollten so weit, daß ich glaubte, sie wären von der Bergkrankheit befallen. Eine besondere Abart dieser Krankheit heißt Bergelstase, denn daß dieses wahnsinnige Unterfangen dieser alten Säcke aus gefunden Hirnen kam, schien mir unmöglich. Erst als Willy droben in der Adolfsbaude mit dem Zitherspieler, der Kassieren kam und mit der Spende nicht zufrieden war, ein interessantes Wechselgespräch à la Ehrlich führte, war ich mir klar, daß er nicht irre geredet hatte. Wir sind keine Kammläufer, denn wir gaben die mühsam erkämpfte Höhe wieder leichten Herzens auf und schwangen durch den Hochwald über die Leierbauden wieder in den Weißwassergrund hinunter und liefen nach Spindelmühle und Sankt Peter, wo wir beim ehemaligen Deutschen Meister Vinzenz Buchberger zur Mittagsrast einkehrten. Hier wurden wir sehr freundlich aufgenommen und sind auch reibungslos von dannen geschieden. Auf dem gutbesuchten Übungshang machten wir ein paar Reflameschwünge, wie sich das so gehört, ließen uns gehörig bewundern und stampften dem Roseggerweg

zu, der uns einen windgeschützten Aufstieg versprach, wie mir von allen Seiten versichert wurde.

Im Anfang ging die Sache auch ganz leidlich, solange süßlicher Schnee da war. Dann wurde die Kiste steiler, von Weg keine Spur, dazu harter Harsch, so daß wir etwa 100 m Höhe kantend im Treppenschritt überwinden mußten. Die armen Fußgelenke! Dazu mußten wir uns beeilen, daß wir den Ziegenrücken noch vor Anbruch der Dunkelheit erreichten. Nun, wir haben es geschafft. Aber kaum waren wir oben, als uns ein Sturm ansauchte, daß uns Hören und Sehen verging. An der Rennerbaude hatten wir schon wieder Wangen und Kinn erfroren. Was will das bedeuten? Da vorn irgendwo im Nebel liegt die Wiesenbaude, unser Ziel. Da schäumt das prächtige Saazer in den vollen Gläsern, da gibts eine warme Stube, da wartet Frau Voigt und da schwingen niedliche Elfenbeinchen im Tanz, soweit man bei dem Gedränge von Tanz überhaupt reden kann. Es sieht mehr aus wie früh-römischer Ringkampf mit Wechselgriff.

An diesem Abend haben wir uns von unseren Freunden wie Helden feiern lassen. Und als das Wiesenbauden-Uniform, Herr Zimmermann, auf allgemeinen Wunsch das Lied sang: „Was machst Du mit dem Ski armes Wurm im Sturm . . .“, da wußten wir, daß auch unangenehme Erlebnisse in der

Erinnerung zu köstlichen Himmelsgaben werden. Für mich aber, der ich unter Vogtländern leben muß, war es das schönste Osterfest, mit Bergkameraden zusammensein zu können, wie sie eben nur die Sandhalden des sächsischen Selsengebirges hervorbringen.

Bad Schandaus Entwicklung und Bedeutung

Ein geschichtlich-wirtschaftlicher Rückblick

Siegfried Störzner, Dresden

Wer als Fremder Schandau zum ersten Male besucht, erhält schon während der Überfahrt durch einen flüchtigen Rundblick einen Eindruck von der touristischen Bedeutung des sauberen Badestädtchens. Stromauf die lange, zerrissene Felskette der Schrammsteine, der sächsischen Dolomiten, darüber hereinragend die schöngeformte Kuppe des Winterberges, stromab der Lilienstein als hochaufgetürmter Tafelberg, am Ladeplatz die stattliche Reihe großstädtischer Fremdenhöfe, die langen Elbkais, die Fracht- und Schlepplampfer, die Zillen und Glöße, die zahlreichen sächsischen und tschechoslowakischen Grenzbeamten – all das weist den Besucher Schandaus auf die Wichtigkeit des Platzes in touristischer, wirtschaftlicher und kultureller Beziehung hin.

Und doch ist es der schmucke Elbstadt sehr schwer geworden, sich eine Stellung zu erobern, auch als Handels-, Grenz- und Umschlagplatz. Immer wieder haben harte Schicksalschläge ihre Entwicklung gehemmt. Von den Zeiten an, da hier – wohl um das Jahr 1000 – slavische Jäger, Fischer und Hirten an der Mündung der Kirnitzsch und der Zaufe sich niederließen, bis hin zum 19. Jahrhundert haben oft Wasserfluten, Feuersnöte oder mächtiger Eisgang den Ort schwer heimgesucht, den auch wilde Kriegsstürme nicht verschonten.

Kein Wunder, daß Schandau ein armes Städtchen blieb, bis endlich das Empor-

blühen seines fast vor 200 Jahren gegründeten Heilbades dem Orte wenigstens einen bescheidenen Wohlstand schenkte.

Ein kleiner geschichtlich-wirtschaftlicher Rückblick auf die Vergangenheit von Schandau und seiner Umgebung sei in den folgenden Zeilen geboten:

Auf die ersten slavischen Ansiedler, die wohl durch das Elbtal in das unwirtschaftliche, wilde Fels- und Waldgebirge eindringen, wo noch heute zahlreiche Orts-, Fluß- und Flurnamen an sie erinnern, folgten in der Kolonisationszeit, etwa um die Mitte des 13. Jahrhunderts, fränkische Bauern, die hier einwanderten und in harten Kämpfen das Land germanisierten.

Lange Zeit gehörte dann das gesamte rechtselbische Gebiet bis hinter Sebnitz den Birken von der Duba, einem rausluftigen böhmischen Adelsgeschlecht, das seinen Namen von dem bekannten Hopfenstädtchen Dauba führte. In jener Zeit kommt unser Elbstädtchen um 1437 wohl das erste Mal urkundlich vor und zwar als Schande, wie der Ort ja noch heute im Volksmunde heißt. In den Jahren 1443 und 1451 kamen die Herrschaften Hohnstein und Wildenstein (Burg auf dem Kuhstallfelsen), zu denen auch Schandau gehörte, im Tausch gegen Mühlberg an der Elbe bezw. durch Kaufvertrag von den Birken an die Wettiner. Aus jener Zeit der Wildensteiner Herrschaft

stammte vielleicht die alte Burg, die einst den Schandauer Schloßberg mit dem Kiefricht krönte, den Höhenzug zwischen Zaufe und Kirnitzschtal. Sie führte den Namen Schön- oder Schomberg. 1883 errichtete an ihrer Stelle die Schandauer Ortsgruppe des Gebirgsvereins eine künstliche Ruine mit einem bestiegbaren Bergfried, der heute noch den Schloßberg ziert.

Kirchlich gehörte einst Schandau zu Lichtenhain, das früher viel größere Bedeutung hatte und den Kleinen Elbort weit übertraf. Der Überlieferung nach soll Schandau zwei seiner Jahrmärkte von den Lichtenhainern erworben haben. Die jetzige Stadtkirche wurde nach dem großen Stadtbrande Anno 1704 erbaut und 1877 gründlich erneuert. Bis Ende des 19. Jahrhunderts besaß Schandau noch ein zweites Gotteshaus, die Begräbniskirche Sankt Johannes gegenüber der heutigen Oberforstmeisterei.

Seit 1479 hat Schandau Stadtrecht. Das Wappen zeigt seiner Lage und Handelsbedeutung entsprechend ein mit geschwelltem Segel dahinsteuerndes Schiff. Um das Recht des Elbhandels, des Ausschiffens und Stapelns der aus Böhmen Kommenden Güter (Wein, Getreide, Hopfen, Obst, Steine, Holz) hat die Stadt vor Jahrhunderten lange Prozesse mit Pirna führen müssen. Schon sehr zeitig bestand in Schandau ein kurfürstliches Geleitshaus mit Zollstätte. Wie in den Nachbarorten bildete einst auch hier die Leinweberei einen bedeutenden Verzweigungsast. Dazu kamen Steinbrechen, Schiffsmüllerei, Brauen, Stahlwarenerzeugung und vor 100 Jahren Gartenbau (berühmter Saupescher Selsengarten mit drei Terrassen, zu dem die Erde auf Schiffen aus Böhmen hertransportiert wurde). Die hier angebauten Küchengemüse wurden weit in der Umgegend verhandelt. Vier Jahrmärkte, die Poststation, das Hauptgrenz- und Zollamt und das Forst- und Floßamt erhöhten die Bedeutung des Ortes.

Die Nöte des 30-jährigen Krieges trafen auch Schandau. Bald waren es die Kaiserlichen, bald die Schweden, die hier nach Herzenslust fegten und plünderten. Kaum hatte sich die Stadt etwas erholt, so zerstörten zwei große Feuersbrünste 1678 und 1704 den aufkeimenden Wohlstand wieder. Nach den Nachforschungen des Schandauer Lokalhistorikers Gloß wurden beim 2. Brande innerhalb weniger Stunden Rathaus, Kirche, Pfarre, Schule, Geleitshaus, Fronfeste, Baderei, je 7 Brau- und Malzhäuser, 39 Brauhöfe, 44 andere Bürgerhäuser, insgesamt über 100 Feuerstätten zerstört. Auch kamen zwei Menschen in den Flammen um. Nur die etwas abseits in der Zaufe (dem ältesten Stadtteil) und an der Kirnitzsch gelegenen Häuser blieben verschont.

Einige Jahrzehnte später verursachte die Überschwemmung vom 28./29. Februar 1784, das größte Elbhochwasser seit Menschengedenken, in Verbindung mit einem schweren Eisgang unermesslichen Schaden. Nur wenig standen ihm die Hochfluten von 1845 und 1890 nach. Noch jetzt geben an vielen Orten des Elbtals Hochwassermarken Kunde von der fast unglaublichen Stuthöhe jener Schreckenstage. Nur ein Beispiel: 1845 stand in der Schandauer Stadtkirche das Wasser bis zur Kanzel.

Und nun ein Blick auf den Aufschwung der Stadt! Neben der um das Jahr 1800 erfolgten Erschließung der Sächs. Schweiz durch den Neustädter Pfarrer Wilhelm Leberedht Gözinger und seinen Lohmeyer Amtsbruder Karl Heinrich Nicolai, die beiden Klassiker unseres heimischen Selsengebirges, die durch Wort, Tat und Schrift einen Fremdenstrom in das bisher fast unbefuchte und unbekante Gebiet lenkten, war es der von dem Schandauer Kaufmann und späteren Stadtrichter Hering über einer schon Jahrzehnte vorher entdeckten und benützten Eisenquelle 1799 erbaute

„Gesundbrunnen“, der in den letzten Jahrzehnten, nachdem er als Stabl- und Mineralbad in städtischen Besitz übergegangen war, wesentlich zu der Entwicklung Schandaus zu einem beliebten Kurorte beitrug, der besonders nach dem Gebrauch der böhmischen Weltbäder gern aufgesucht wird. Die Quellen hier haben schon manchem Kranken Heilung gebracht. Zu den bekanntesten Besuchern des Bades zählt Theodor Körner, der mehrmals hier weilte. In seiner „Reise nach Schandau“ nennt er den Ort einen „Kraft- und Prachtplatz der Natur“. Neben der Entdeckung der Eisenquellen waren für Schandau folgende Ereignisse von großer wirtschaftlicher Bedeutung:

1811 Erbauung der Chaussee Pillnitz- bez. Pirna-Lohmen-Hohnstein-Schandau; 1820 Erbauung der Hohen Straße von Schandau über Lichtenhain und Sebnitz nach Neustadt; Um 1835 Bau der Kirnitzthalstraße; 1837 Eröffnung der Sächsisch-Böhmischen Personendampfschiffahrt; 1850 Eröffnung der Böhmischen Eisenbahn von Dresden bis Krippen, 1851 bis Bodenbad; 1857 Gründung der Sächsischen Elbzeitung in Schandau; 1858 Verlegung des Forstrentamts von Schloß Hohnstein nach Schandau; 1877 Eröffnung der Sebnitztalbahn; 1880 Erwerbung des Bades durch die Stadt; 1898 Einweihung der elektrischen Straßenbahn nach dem 8,5 km entfernten Lichtenhainer Wasserfall; 1906 Erbauung des Gaswerkes in Proffen; 1921/24 Anlage des großen Schutz- und Winterhafens in Proffen. Wenn wir so in kurzen Umrissen die geschichtliche und wirtschaftliche Entwicklung des Badestädtchens verfolgt haben, müssen wir zum Schluß noch kurz die Männer nennen, die sich in irgendeiner Weise um Schandau verdient gemacht haben. Neben dem bereits erwähnten Stadtchronisten Pfarrer Artur Gloß und dem Erbauer des Gesundbrunnens und Mineralbades, Hering, sei hier der Poeta laureatus, der

gefrönte kaiserliche Hofdichter Magister und Stadtpfarrer Justus Siber († 1695) genannt, an den noch heute in der Marktstraße eine lange Inschrift erinnert.

Nicht weit davon steht auf der Poststraße schrägüber vom Rathaus die Geburtsstätte des Tondichters Karl Gottlieb Hering (1765/1853), des Gründers der deutschen Musikdidaktik, dem wir reizende Kinder- und vielgefungene Weihnachtslieder verdanken. (Gedenktafel!)

Als Vertreter der Neuzeit sei hier Rudolf Sendig (geb. 1847) genannt, der Gründer der berühmten Sendigschen Hotels und der Villenkolonie auf der Ostrauer Scheibe. Er hat sich nicht nur als größter Förderer Schandaus und als führender Hotelfachmann, sondern auch durch seine Lebenserinnerungen einen Namen gemacht (Vgl. Im Hotel, Diskretes und etwas mehr Indiskretes).

Zuletzt sei noch eines Schandauer Dichters der Gegenwart hier gedacht: Richard Blasius, der mit seinen teilweise im Dialekt geschriebenen Oberlausitzer Dorfgeschichten sich zu einem der feinsten Beobachter und Schilderer unseres heimischen Volkstums entwickelt hat . . .

Für uns Bergsteiger, Freunde des Sächsischen Gelfengebirges und Schandaus schöner Bergwelt, liegt ein besonderer Anlaß vor, gerade heuer einmal des Städtchens zu gedenken, sind doch 1929 just 125 Jahre verflossen, daß zum ersten Male auf seine touristische Bedeutung aufmerksam gemacht wurde, erschien doch 1804 Altmeister Magister Wilhelm Leberedht Götzingers Buch „Schandau und seine Umgebungen“, ein Werk, das auch für uns Menschen des 20. Jahrhunderts noch recht lesenswert ist. Götzinger, dem Klassiker der Sächsischen Schweiz, wie ihn Prof. Sophus Ruge genannt hat, verdanken wir ja die Erschließung des Sächsischen Gelfengebirges. Und Schandau ein gut Teil seines Emporblühens . . .



*Sibirische Schwertlilie
auf Sumpfwiesen
bei Gottleuba*

Aus den Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz

Etwas von Alpenpflanzen

Im Pflanzengarten Wehlen blühen im Mai/Juni alle Alpenpflanzen die der Bergfreund im Juli/August in den Bergen findet. Von geschützten Pflanzen: Enziane, Knabenkräuter, Alpenmilchlattig, Alpenaster.

(2. Fortsetzung)

Einige andere Arten bilden bis zu einem gewisser Alter schöne halb kugelige Polster, deren Triebe dann aber weiter wachsen und an den Stengeln beim jährlichen Weiter-

wuchs Knoten bilden. Aus diesen Knoten bilden sich leicht neue Sprosse und nach unten Wurzeln, so daß sehr dichte Rasen entstehen können. Eine andere Gruppe Pflanzen wie

z. B. Glockenblumen, Fingerkräuter, Primeln, Mieren, Hornkräuter, Silenen, u. a. m. bilden lockere Rasen rosettenartig gestellter Blätter und unterirdische Ausläufer, die überall sich in Fugen, Risse und Spalten drängen und überall, wo sie zutage treten, neue Blattrosetten bilden. Sie können im Garten, wo sie oft überraschend günstige Bedingungen finden, durch ihre große Vermehrungsfähigkeit sehr lästig werden. Betrachtet man am vorher Gesagten die vielen Ausbreitungsmöglichkeiten alpiner Staudengewächse, deren es noch viel mehr gibt als oben geschildert, so wird es einleuchten, daß solche Pflanzen polstrigen oder rasigen Wuchses Jahrzehnte alt werden können, immer vorausgesetzt, daß sich der Boden, auf dem sie stehen, nicht erschöpft.

Bei den Arten, die lediglich darauf angewiesen sind, sich durch Samen zu erhalten, scheint es aber die Regel zu sein, daß sie nicht sehr alt werden. Nach der Blüte, mit beginnender Samenreife schon, sterben sie ab, hinterlassen aber eine sehr reiche Nachkommenschaft aus Samen, die sich nach ihrer Entwicklung wieder ebenso verhält, wobei es aber vorkommt, daß sich am Wurzelhals des absterbenden Stockes eine bis mehrere Knospen bilden, die wieder zu schon im folgenden Jahre blühenden Pflanzen sich ausbilden können.

Bei verholzenden Pflanzen wie Alpenrosen, Silberwurz und Zwergweiden, können wir aus nur mehrere Millimeter starken Zweigen, durch Querschnitte, an der Zahl der angesetzten Jahresringe feststellen, daß sie schon Dutzende Jahre alt sind. Immer aber treffen wir bei den Alpinen auf den charakteristischen physiognomischen Zug des zwergigen gedrungenen Wuchses, ganz gleich welcher speziellen Wuchsform die Pflanze angehört. Es ist dies, wie schon angedeutet, eine ganz natürliche Folge der Anpassung an extreme Lebensbedingungen. Kraftvolle langanhaltende

Tagsbeleuchtung mit kurzer sehr kalter Nacht, größere Bodenwärme mit geringerer Lufttemperatur, zwingen die Pflanze, dicht an den Boden sich an die wärmere Erdkruste anzuschmiegen und sie darf nicht wagen sich hoch in die Luft zu schwingen wie die Tieflandsgewächse die kühleren Boden und wärmere Luft haben. Auch die heftigen Stürme, durch keinerlei Hindernisse gehemmt und gemildert, verwehren der Pflanze ein In-die-Höhe-wachsen. Nur durch zähe und starke Wurzeln und oberirdisch durch kleinstmöglichen Wuchs vor des Sturmes Gewalt durch Herausreißen geschützt, läßt den Pflanzen die Möglichkeit sich an ihrem Standort zu behaupten. An Stellen wo nicht einmal mehr der Schnee infolge Sturmesgewalten liegen bleiben kann, sehen wir noch Weiden und Zwerg-Kreuzdorn ihr Dasein behaupten. In diesem Jahre zeigte sich recht deutlich erst der Schaden als Folge des strengen Winters 1927/28. An sich tut ja ein harter Winter, wenn er genügend Schnee bringt, also genügend Winterschutz bietet, kaum Schaden. Wenn aber Anfang März die Sonne den Schnee taut und dauernd 4 Wochen lang kalte Ostwinde die Herrschaft haben, dann ist so manche Pflanze dieser Unbill nicht gewachsen. Da wir ständig für Neuanzucht durch Samen sorgen, können fast alle Schäden ausgeglichen werden durch jungen Pflanzennachwuchs. In dieser Lage waren wir anfangs des Jahres 1930. Nach einem sehr schönen Frühling folgte aber 7 Wochen heiße Zeit ohne einen Tropfen Regen, danach 6 Wochen tagtäglich Regen, das war zuviel. Schwache Pflanzen gingen durch Trockenheit ein soweit sie nicht überhaupt Trockenheit liebend sind, dann in der Masse diejenigen empfindlicheren die die Trockenheit verschont hatte und was nun der ganz abnorm nasse Herbst wird noch angerichtet haben, wird sich erst im Frühjahr zeigen.

Fortsetzung folgt.



Sonnenwendfeuer am Dreifingerturm
Phot. Lothar Wetzel

An die Sonne!

A. Goldammer

Wie bist du erdenfern und doch so nah, o Sonne,
Du lichter Bote jener unerreichten Welt!
Du, die uns wärmend neu belebt und zeitlich bindet,
Die unsern pflichtbeschwerten Lebensweg erhellt!

Dir, Sonne, gilt das größte aller Erdenlehnen,
Das je an eingetrübten Tagen aufwärts sah!
Wir suchen lichtumflotte Höhen zu gewinnen
Und grüßen dich vom Berg, du ferne, sei uns nah!

Von der Schweizerkrone in die sächsischen Felsen

Ferdinand Gerhardt

(Fortsetzung)

Unruhvolle Seele, wohin irrst du dereinst? Wirst du in alter Liebe diese Heimat umschweben — was wärst du ohne sie — oder weiterziehen müssen in Fernen, deren Tore dir heute noch verschlossen sind?

Noch einmal sah ich zu dem steilen Hange des Teichsteins hinauf, dann trugen mich meine schnelleren Schritte hinab ins Tal. Die silbergrauen Felsen des Großen Fschand riefen alle meine Wünsche wieder wach und von einem dieser wuchtigen Felsentürme wenigstens wollte ich noch vor Sonnenuntergang hinabsehen auf die Täler und Hänge, die seit Jahren schon das Ziel meiner Osterwanderung geworden sind, wenn die Bäume dieser stillen Wälder kaum befreit von der Winterlast ihre Äste der ersten warmen Vorfrühlingssonne entgegenstrecken, wenn Felsenwände und Grate nach kaum gestörtem Winterschlaf auf Fuß und Hand des ersten Kletterers warten: Dann fühlte ich mich als erster Gast des kommenden Jahres in diesen abseitigen Schluchten des großen Felsenwaldes und selten fand ich auf den errungenen Gipfeln Namen eines Felsbegebers, den ein früherer Tag hierher getrieben hätte.

Nur ein kurzes Stück verfolgte ich die Fschandstraße nach Süden, dann bog ich rechts ab in die Richterschlucht, und immer der schon tiefer stehenden Sonne entgegen, schaute ich ungeduldig nach dem Felsenturm des Goldsteighorns aus. Scillos und ohne Gefährten hatte ich mir dieses Ziel gewählt, das nach der Beschreibung des

Sehrmannführes wohl nicht zu schwierig war.

Der Wald an der Talsohle war hier fast ganz geschlagen und ließ die hohen Felsenwände bis an ihren Fuß unverdeckt. Erinnerungen an Kletterfrohe Tage grüßten von manchem Gipfel. Der gewaltige Koppfeiler des Jortanshornes, einst auf falschem Wege einen halben Tag lang bestürmt, hatte mich erst Monate später auf seine breite Felskuppel gelangen lassen. Die Schwarze Zinne, im Gewir dieser Mauern und Türme mühsam gesucht, machte uns dann trotz Wind und Regen den Aufstieg nicht allzu schwer. — Wie ein riesiges, steiles Kirchendach hob sich der Schattenriß des Spitzens Horns gegen den sonnen- dunstigen Westhimmel ab. Endlich erspähte ich am Rande eines hohen Felsenriffes, weit gegen das Tal vorgeschoben, einen schmalen Turm: Das Goldsteighorn.

Meine Gast trieb mich weglos eine Querschluft hinauf, tief versanken meine Schuhe in losen, angeschwemmten Sandmassen, am steileren Hange boten Wurzeln willkommenen Griffe, dann stand ich schweißtriefend am Fuße der senkrechten, ungliederten Ostwand. Der „Sehrmann“ wies mich zur drübigen Talseite. Eine Schlucht mit breiten Wandstufen zeigte mir den Aufstieg zur Scharte, die den Turm mit senkrechten Einschnitt von den Felsenwänden des Berganges trennt.

Anfangs stieg ich, den Rucksack auf dem Rücken, über gutgriffigen Fels, dann zwang



Blick vom Tunnelweg am Königsplatz bei Hinterhermsdorf
über das Schweinsloch nach dem Rosenberg

Aus den Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz

mich ein enger Spalt, mein Gepäck zurückzulassen und die Kletterjacke anzuziehen. Die Kletterschube band ich mir um den Hals, um sie für Schwereres zu schonen, dann stemmte ich mich mit einiger Mühe bis zu der blockgefüllten Scharte empor und stand, etwa 30 Meter über dem Einstiege, vor dem eigentlichen Turme. Ihn durchbohrte ein breites, etwa 5 Meter hohes Tor und führte mich über gewaltige Trümmer zu einem breiten Bände hinaus an die Talwand. Von dort sah ich, nur ein paar Meter neben der Öffnung, einen kaminartigen Spalt, meinen weiteren Weg. Doch zuerst vertauschte ich auf dem breiten, geräumigen Absatz meine Schwergelagerten mit den Kletterschuhen und mit unbelasteten Füßen überwand ich in genußvollem Klettern das nächste Stück, das mich zum letzten Absatz brachte.

Die etwa 10 Meter hohe Schlußwand sah recht griff- und trittreich aus und wäre durch die bloße Gegenwart eines Gefährten eine leichte Kletterei gewesen. Um aber auch im unteren Teile versuchsweise zweimal zurück, ehe ich mich höher wagte. Vorsichtshalber stieg ich auch nur die Wand oberhalb des letzten Absatzes hoch, obwohl ich bessere Griffe weiter rechts, aber schon über der freien Tiefe sah. Bei einer glatten Stelle dachte ich schon ans Zurückgehen, doch da entdeckte ich einen guten Griff, ein paar Sekunden später faßte meine Rechte den Gipfelblock und keuchend vor Spannung, nicht vor Anstrengung, schwang ich mich hinauf. Der Gipfel war mein, der erste, den ich hier als Alleingehrer erstiegen hatte! Jetzt erst blickte ich mich um. Tiefrot und dunfelgolden

strahlten die Wände am drübigem Hange in der Abendsonne. Noch nie hatten meine Augen in diesen Felsen ein solches Leuchten gesehen. Und voll dankbarer Freude wurde ich mir bewußt: eine unvergeßliche Stunde war mir auf meinem bescheidenen Gipfel geschenkt. Tiefe Einsamkeit rings um mich. Mag sein, daß in den Vorderen Schrammsteinen noch ein paar Kletterer auf schweren Wegen anstiegen. Hier in diesem Tale war ich wohl mit den letzten Sonnenstrahlen der letzte Mensch.

Und ein letztes Wehen des Windes, das noch beim Einstieg die Blätter der schlanken Birke hatte erzittern lassen, war längst zur Ruhe gegangen und laufend in die große Stille glaubte ich, den Schlag meines eigenen Herzens zu hören. Immer noch tranken meine Augen das Licht der Felsenwände, das in tieferem Rot erblühte. Nur die ferneren Thorwalder Wände schimmerten blasser schon durch den leichten Dunst des Osthimmels. Der Abend war nahe. Doch immer wieder zögerte ich, vergessend des weiten Weges, der noch vor mir lag.

Da wuchsen die breiten Schatten aus der Schlucht zu den Wänden empor; bald mußte auch dieses Tages Leuchten zu Ende sein. Fels um Fels dunkelte ein, und während noch das letzte Rot auf dem runden Gipfel des Jortanshornes erglühete, wandte ich mich zum Abstieg.

Das Schwerste kam nun zuerst und minutenlang war mein Körper nur Spannung, Kraft und Wille, doch ruhiger schon als beim Aufstiege fand ich Tritte und Griffe, wenn ich auch aufatmend anhielt, als ich aus der Wand wieder auf den Absatz aufstieg. Leicht war das übrige. Nur das letzte Stück machte mir mit meinem Rucksack und den Tagelshuhen mehr Mühe als beim Aufstieg. Ein erdiges Band gab unter meinen Füßen nach, ich mußte mich an zwei schmalen Griffen tief aushängen, um den nächsten Absatz zu ertasten. Die braune Erdmasse

ergoß sich unterdessen über die letzte Wandstufe und eilte die anschließende Sandschlucht wie eine große Schlange hinab.

Ein paar Augenblicke später stand ich wieder unten am Waldboden, warf Rucksack und Kletterrock von mir und setzte mich ins Heidekraut. Am liebsten hätte ich alle Kleider von mir gestreift, um meinen erhitzten Körper zu fühlen. Große reife Brombeeren hingen in Menge an den Ranken, die hier weit hin über den sandigen Boden krochen. Dankbar nahm ich dieses willkommene Geschenk, denn auf einen Schluck Wasser konnte ich hier nicht rechnen.

Eine mildere Abendluft wehte mich an; wollte ich noch vor der Dunkelheit über den Berg, so war es Zeit. Noch einmal blickte ich nach meinem erstiegenen Turme — seine ganze Talwand würde ich vielleicht doch ein andermal erklettern — dann querte ich den Hang zur Richterschluht, die ich bei der großen Felsengrotte erreichte. Doch das rieselnde Wasser, von dem ich hier einst getrunken, war in diesem Sommer vertrocknet.

Bald hatte ich die freie Hochfläche vor dem Winterberge erreicht. Schon etwas mühsam stieg ich hinab ins Tal der Dürren Biele, über Geröll und Baumtrümmer; doch noch vor Einbruch der Dunkelheit fand ich den schmalen Pfad, der bald in den bequemen Weg dieses schönen, kaum bekannten Waldtales übergeht. Noch ein paar Minuten und ich hörte das nie versiegende Wasser der Dürren Biele. Da warf ich Rucksack und Kleider ab und goß mit den Händen das abendkühle Taß über meinen heißen Körper. Dann trank ich in langen, wohligen Zügen. Es war die letzte köstliche Rast dieses langen Wandertages.

Ein heller Stern im Südwesten hatte mir schon beim Abstiege entgegengeleuchtet, und als ich dann weiterzog, da strahlte und flimmerte der sommernächtliche Himmel über meinen Wäldern und Felsen, daß ich

wünschte, noch weiterzuwandern als bis hinab ins nahe Herrnskretschken.

Und so kam es auch. Der einfache Gasthof zum Grünen Baum hatte kein Zimmer mehr frei und die großen Hotelkästen waren kein Heim für Wanderer meinesgleichen. Hatte ich auf dem Straßenpflaster durch den lauten, hell erleuchteten Ort schon etwas Müdigkeit gefühlt, so verslog sie wieder, als ich den dunklen Uferweg entlang des Flusses weiterschritt. Mit leisem Rauschen zogen die schwarzen Wasser der Elbe zu meiner Linken dahin. Eilten sie mir voraus, da ich schon lässiger einherschritt? — Ein Eisenbahnzug dröhnte heran, warf zitternde Lichtstreifen in den Strom, verhallte und Dunkel und Stille lag wieder über dem Tal und seinen steilen Hängen. Im Westen hoben sich gewaltige Trümmer einer nachtschwarzen Riesenmauer vom helleren Nachthimmel ab: die Torsteinkette der Vorderen Schrammsteine. Und ich glaubte Elbetorstein, Meurerturn und Ostertürme zu erkennen, stolze und frohe Erinnerungen für mich, denn noch hatte ich aus eigener Kraft diese Gipfel errungen.

Gab es wohl unter den Kletterern noch einen zweiten, der, wie ich, so spät erst den Weg zu diesem tatenvollsten Erleben gefunden hätte? Die 30 Wanderjahre mit meinem Vater waren an diesen gewaltigsten Formen unserer Heimat vorübergegangen. Nun rang und kämpfte ich hier um Felsgipfel, während mein Vater untätig zurückbleiben mußte!

— Ich überschritt den Kleinen Grenzbad, dessen spärliches Wasser sich plätschernd in die Elbe ergoß und wie ein leises Lachen an mein Ohr drang. —

Untätig? Häufte sich nicht die reichste Ernte flingender Werke auf seinem Schreibtisch gerade in diesen Jahren, die ihm die Berge in immer weitere Ferne rückten? Was grämte

ich mich, die tatenfrohen Stunden im Fels ohne ihn erleben zu müssen und nicht mit ihm teilen zu können? Was waren alle erstiegenen Felsentürme gegenüber den Höhen, die sein Geist errungen hatte!

Von dem sonnigseligen Daubaer Klavierkonzert bis zu seinen großen, fugengefrönten Werken der letzten Jahre — das waren Taten, um deretwillen zu leben, sich tausendfach lohnte, mochten auch die Wandertage von einst für immer vorbei sein!

Und fand ich auch für meine unfruchtbare Sehnsucht ein Ziel in lustvollem Wagen und Steigen, was konnte mir einmal von allem bleiben? Verklärte oder verblässende Erinnerung — und den anderen: nichts! Doch in seinen Werken würde weiterleben, was er erwandert hatte im sonnigen Daubaer Lande wie in den ernsten, fühlbaren Wäldern unserer Iserberge.

Und ich erkannte: Der Schaffende bedarf nicht der großen Erlebnisse und Erschütterungen, nur der Stille und Ruhe, damit das Werk reifen könne, das in seinem Innern wächst.

Getröstet wanderte ich weiter und es war mir, als hörte ich von den Hängen und Bergen eine Stimme durch das Dunkel zu mir sprechen: „Sieh, alles ist gut! Dir gab ich die Felsen, ihm die stillsten Wege und Wälder, auf daß sein Wirken fruchtbar sei für ihn und dich und alle!“ —

Die ersten Lichter von Schmilka spiegelten sich im Strom. Bald fiel der Schein aus den kleinen Fenstern auf meinen Weg, und als ich vom Ufer in die gepflasterte Dorfstraße einbog, beschleunigte ich, so nahe vor dem letzten Ziel, noch einmal meinen Schritt. Die hellerleuchteten Scheiben der Hoffmannmühle blickten mir vertraut entgegen und beseligt von dem Glück meines langen Wandertages trat ich als letzter, später Ankömmling über die breite Schwelle des wohlbekannten Gasthofes.

Die Drachenwand

Kurt Heinicke

Es ist heutzutage fast unmöglich, in unserem sächsischen Klettergebiet neue Erst-Erststeigungsmöglichkeiten zu finden. Will man Erstbegeherfreuden genießen, so muß man schon fernere Klettergebiete aufsuchen, und wir, die wir dieses Jahr wegen Mangel an Geld unsere Alpenfahrt mit einer Tour ins Skaler Felsgebiet vertauschen mußten, rechneten bestimmt mit diesen Freuden. Hatten uns doch Bergfreunde genug erzählt von riesigen unbestiegenen Felsen. Doch wurden wir enttäuscht. Sämtliche bedeutenden und auch unbedeutenden Gipfel waren, wenigstens in Grubá-Skála, bestiegen. Na, wir machten uns nichts daraus, es genügte uns das Vorhandene, wenn wir auch eifrig nach neuen Wegen Ausschau hielten. Darüber waren wir uns im Klaren: Wenn wir etwas Neues machten, so sollte es etwas Zünftiges sein.

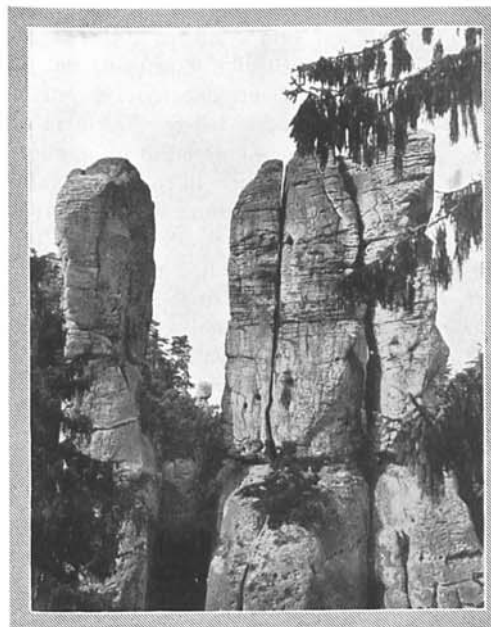
Und so wurde denn auch die Drachenwand, einer der schönsten Felsen, bei einer Begehung des alten Weges genau gemustert, um eine schwache Stelle zu finden. Und ich fand sie auch. Entgegengesetzt vom alten Weg, in der Südwand, bot sich eine Möglichkeit. Genau wurde alles gemustert und erwogen und endlich beschlossen, den Versuch zu machen. Diese Wand war bestimmt unseres Schweißes wert.

Am anderen Morgen waren wir zeitig am Anstieg. Das Wetter war uns günstig, wolkenloser blauer Himmel. Schnell waren alle Vorbereitungen getroffen, und ich stieg zu einem Vorblock, auf dem sich alle Nachsteiger nochmals zusammenfanden.

Es galt nun, von einem wenige Meter höheren Bande einen feinen Riß verfolgend, in ein Loch zu kommen. Von dort galt es einen

Überhang zu überwinden. Eine Traverse nach links mußte mich dann in einen Riß bringen, der, unten fein anfangend, sich bis zum Gipfel zog. Das ist in großen Umrissen der Wegverlauf.

Schon am Bande gab es eine Überraschung. Ich kam trotz größter Anstrengung nicht in den feinen Riß. Erst die hilfreich gebotenen Schultern des Zweiten ließen mich die Stelle überwinden. Hier bekam ich auch die erste Ahnung von der Brüchigkeit der Wand. Ein Griff, wie geschaffen zu einem Klimmzug, zerbröckelte bei der Belastungsprobe zu Sand. Da hieß es höllisch aufpassen. In dem Loch, das ich nach mäßig schwerer Kletterei bald erreichte, hatten bequem drei Mann Platz und es bot gute Sicherungsmöglichkeit durch eine Sanduhr. Es kam nun der Überhang, der nur infolge seiner Brüchigkeit einige Schwierigkeit bereitete. Die nun folgende Traverse und der Anfang des Risses waren unbedingt die schwersten Teile des Weges, und um mein kostbares Leben nicht allzusehr in Gefahr zu bringen, schlug ich einen Ring. Ein feiner Riß erleichterte mir die Arbeit ungemein. Auf Zureden meiner Freunde nahm ich beim Weiterweg einen zweiten Ring und den Hammer mit; sah man doch auf dem Weiterweg keine Stelle, wo ich hätte in Ruhe das Werkzeug nachziehen können. Gott sei Dank, daß ich es so machte. Wohlgemut und gut gesichert ging ich dann in die Traverse. Doch bald war das Wohlgemute vorbei. Teufel, war das ein Stück Arbeit! Die ganz vermorschte Unterseite eines Überhanges in den Händen, dadurch selbst überhängend, ging es in schwerer Arbeit zum Riß. Das hatte ich mir ja ge-



Drachenwand
und Drachenfelsen
Phot. Karl Albrecht

dacht, daß die Traverse schwer war, aber es sollte noch toller kommen. Wenn hier bei dieser auch jeder fünfte Griff erst hielt, und wenn ich auch mit den Füßen erst große Platten wegtreten mußte, um festen Stand zu haben, so war doch wenigstens etwas da. Aber am Anfang des Risses, der von unten so einladend aussah, war nichts, oder vielmehr, das Wenige, was da war, konnte man unter Nichts rechnen. Nicht ein anständiger Griff und Tritt. Und der Riß —, das war noch gar kein Riß, das war eine Mulde, die sich stumpfwinklig kaum 10 cm in die Wand zog. Nun war guter Rat teuer. Ein Zurückgehen war schwer, wenn nicht unmöglich, und das wollte ich auch nicht, ich wollte doch hoch zum Gipfel. Sollte hier mein Beginnen scheitern? Nein, so schnell gebe ich nicht auf! 5 Meter höher war ein Loch und von dort sah es besser aus. Dort konnte und wollte ich den zweiten Ring

schlagen. Aber erst mal dort sein. Vorsichtig trette ich auf flechtenbewachsene schräge Platten und die Finger suchen tastend nach einem Griff. Da, jetzt habe ich etwas. Die linke Hand krallt sich an dem feinen Bändchen fest. Hm, so geht es aber noch nicht, rechts muß der Körper einen Gegenhalt haben. Weit spreizt das rechte Bein an den sich rechts hochziehenden Wandausbruch und die Hand findet einen kleinen Griff, den ich aber fest an die Wand drücken muß, damit er nicht abfällt. Jetzt kann ich mich langsam an der linken Hand hochziehen. Da auf einmal, im Moment der höchsten Belastung des Bändchens, reißt das Ding mit einem Stück Wand ab. Mein Körper, des ganzen linken Stützpunktes beraubt, macht eine elegante Halbschwenkung übers Tal. Jäh durchfährt mich der Schreck, jetzt muß unweigerlich der Sturz kommen, denn das rechte Griffchen, an dem ja nun der ganze Körper hängt, kann ja nicht halten.

Unter mir sehe ich die Wipfel der Bäume und die erstarrten Gesichter meiner Freunde. O Glück, der Griff hält, mit aller Kraft kann ich mich wieder an die Wand ziehen. Fieberhaft sucht die Hand nach einem neuen Stützpunkt. „O rechter Griff, halte, halte noch einen Augenblick!“ Da ist ein Loch, begrenzt von dünnen Platten. Und wenn ich mir tausendmal sage, daß sie nicht halten können, ich muß sie nehmen, ich muß mich dran hochziehen. Meine Kräfte lassen beängstigend nach, ich kann nicht länger dort stehen bleiben. Schwer atmend ziehe ich mich hoch. Beängstigend knirscht der Stein, doch er hält, und tief aufatmend kann ich das große Loch erreichen. Doch ist noch nicht alles geschafft. Der Stand ist schlecht zum Ring schlagen, und ich bin von dem Vorausgegangenen körperlich und seelisch erschöpft. Glück habe ich, das muß mir der Teufel lassen. Bildet doch der Riß in der Erweiterung ein senkrechttes Loch, ich brauche nur den Ring hineinzustecken und fest zu schlagen. Er sitzt wie eingegossen. Freudig blickte ich nach getaner Arbeit zu meinen Freunden, die sich mit mir freuen, daß alles glücklich abgelaufen ist.

Eine große Ruhepause bringt mich wieder zu Kräften, und nachdem ich den zweiten des Seilzugs wegen zum ersten Ring nachgeholt habe, steige ich weiter. Nochmals ist ein Überhang zu überwinden, doch mit Hilfe des nun tiefen und scharfkantigen

Risses gelingt es mir schnell. Er ist es auch, der mir auf dem brüchigen Weiterweg die nötige Sicherheit gibt. Eine Hand und ein Fuß im Riß, Klopfe und trete ich mit der rechten Seite alles lockere Gestein in der Wand ab und komme durch die genügenden Stützpunkte rasch in die Höhe, bis zur nochmaligen Erweiterung des Risses. Hier konnte ich nochmals Kräfte sammeln. Und hier mußte ich auch nochmals alle Kräfte anspannen, um das Ende des Risses, eng und glatt, zu überwinden. Doch auch das wurde geschafft, und bald konnte ich meinen Heilruf ins Tal senden, freudig beantwortet von meinen Freunden, die dem Ringen im Schlußriß bang zusehen hatten. Bald hatte ich alle Nachsteiger auf dem Gipfel, und froh hielten wir unsere Gipfelkrone, die wir uns redlich verdient hatten. Hatte doch der ganze Kampf um diesen zirka 60 m hohen Weg kaum 3½ Stunden gedauert. Nach langer Gipfelkrone, und nachdem wir säuberlich unseren Weg in das erst wenige Begehungen aufweisende Buch eingetragen hatten, nahmen wir Abschied von dem Gipfel, der mir meinen ersten Weg beschert hatte.

*

Und so sind wir doch noch zu einer Erstbegehung in Skalá gekommen, und keiner wird die schweren und doch schönen Stunden missen wollen, die uns dieser Fels gefostet hat. Berg-Heil!

Der Tanz am Fels

Helmut Kretschmer

*Gar lustig ist der Tanz am Fels,
Im engen Stammkamin,
Auf schmale Band, an steiler Wand,
Empor zum Gipfel hin.*

*Die Partnerinn' sind Sturm und Wind;
Und früh beim Morgenrot,
Da tanzen wir empor geschwind.
Die Geige spielt — der Tod.*

Alte Steinbrecherbräuche unserer Heimat

Siegfried Störzner, Dresden

Zahlreich waren die Naturfreunde, die schon vor hundert Jahren von Pirna oder Pillnitz aus hinein in den Liebethaler Grund wanderten. An seinem Eingange sahen sie über der Tür eines weinumrankten Häuschens in Hinterjessen eine Tafel, die von der Steinbrecherlade hier zur Warnung der Reisenden angebracht worden war. Noch um 1850 war dieses Schild vorhanden. In schlecht gereimten, aber gut gemeinten Versen warnte seine Aufschrift die immer häufiger sich einstellenden Besucher vor Belästigung der Steinbrecher. Seitdem, um 1800, Magister Leberecht Götzinger zu Neustadt und sein Lohmener Amtsgenosse Carl Heinrich Nikolai durch Wort, Schrift und Tat die Sächsische Schweiz erschlossen hatten, wurde der Fremdenstrom, der sich besonders über Lohmen in das bisher ganz unbekannt gebliebene Gebiet ergoß, ein immer stärkerer, und die Jessen-Tafel mag daher im Hinblick auf die manchmal recht wenig rücksichtsvoll auftretenden Besucher wohl am Platze gewesen sein. Auf ihr stand zu lesen: „Wer kömmt in diese Berg hinein, der laß sich's eine Warnung sein: Laß stehen und liegen, was Stahl und Eisen an sich hat, sonst wirst' gestraft auf frischer That! Dieses merk dir auch dabei, daß das Wort „Lauf zu!“ schwer strafbar sey. Solches alles nimm dir wohl in acht, daß du nicht wirst in Schaden gebracht.“ Ja, die Steinbrecher des Meißner Hochlandes gehörten zu den Innungen, die mit lobenswerter Treue nicht nur an ihren Privilegien, sondern auch an altüberlieferten Sitten und Bräuchen festhielten. Eines ihrer größten Vorrechte war, daß sie weder zu

Militär- noch Kriegsdiensten verpflichtet waren. Wenn daher die Zeit der Rekrutierungen herankam, gab es immer überraschend viel Steinbrecher, besonders junge Leute, die vorher irgend ein anderes Handwerk ausgeübt hatten und sich nach der glücklich vorübergegangenen Aushebung bald wieder einer anderen Handtierung zuwandten. Zu den alten Gewohnheiten der Steinbrecher gehörte es, jedem Fremden, der neugierig ein Werkzeug angegriffen oder mit ihm gespielt hatte, eine kleine Geldbuße abzuknöpfen. Hatte der Hans Tapps aber gar mit ihm zugeschlagen, daß ein „Klang“ hervorgerufen worden war, oder handelte es sich um ein Spitz Eisen, die sich ja besonderer Wertschätzung und Pflege bei den Steinbrechern erfreuen, so konnte er sich nur mit einer halben Tonne Bier aus der Kette der handfesten Gestalten lösen.

Am schlimmsten aber war es, wenn die Steinbrecher bei ihrer Arbeit durch den Warnungsruf „Lauf zu!“ geneckt wurden, was soviel bedeutete wie „Achtung! Die Wand kömmt!“ Auf diesen Ruf hin ließen sie schleunigst die Arbeit liegen und rannten raschesten Laufes hinweg, um sich in Sicherheit zu bringen oder den verunglückten oder verschütteten Kameraden zu Hilfe zu eilen. Manchmal mag es vorgekommen sein, daß ein Fremder hoch oben vom Rande der Brüche des Liebethaler Grundes aus ihren Notruf zur Arbeitsstätte hinunterschrie, um zu sehen, welchen Erfolg seine Alarmierung auf das fleißige Völkchen ausüben würde. Wehe, wenn er sich erwischt ließ! Da half kein Lösegeld vor den wohlverdienten Prügel, und die Strafe fiel bei den derben Säusten nicht zu gering aus, wie arg sie zuschlugen,

davon nur ein Beispiel, das uns der Chronist getreulich überliefert hat: „Anno 1588 ist in des Richters Georgen Weber zu Liebethalen Hause ein Steinbrecher aus Mühlisdorf von einem anderen Steinbrecher namens Zimmer am Bierische durch zwei Ohrfeigen getötet worden.

Beinahe hätten sich die Steinbrecher auch einmal am Landesherren vergriffen. Der hatte sich den Scherz gemacht, vom Felsrande hinab in die Brüche den Schreckensruf „Lauf zu!“ erklingen zu lassen. Kein Geringerer als August der Starke, war es gewesen, der sie gefoppt. Er war dann davon angesprengt, hatte sich aber noch innerhalb der bestimmten Grenzen von den Steinbrechern einholen lassen, die ihn umringt und vom Pferde heruntergeholt hatten. Er konnte die Hornigen nur besänftigen durch eine große Geldbuße, die er augenblicks entrichten mußte und durch eine Einladung für kommenden Sonntag nach Schloß Pillnitz zu gutem Schmauß und zu einer Tonne Freibier. Nachdem er sie noch gebührend gelobt, daß sie so streng an ihrem Recht festhielten, löste sich endlich der Kreis, und der Herrscher durfte weiterreiten. Die Sage will wissen, das alte Steinkreuz, das heute noch auf der Grenze der Gemeinden Mühlisdorf und Lohmen mitten auf der Wesenitzbrücke steht, sei von August dem Starcken als Sühnzeichen für die Teckerei der Steinbrecher gesetzt worden.

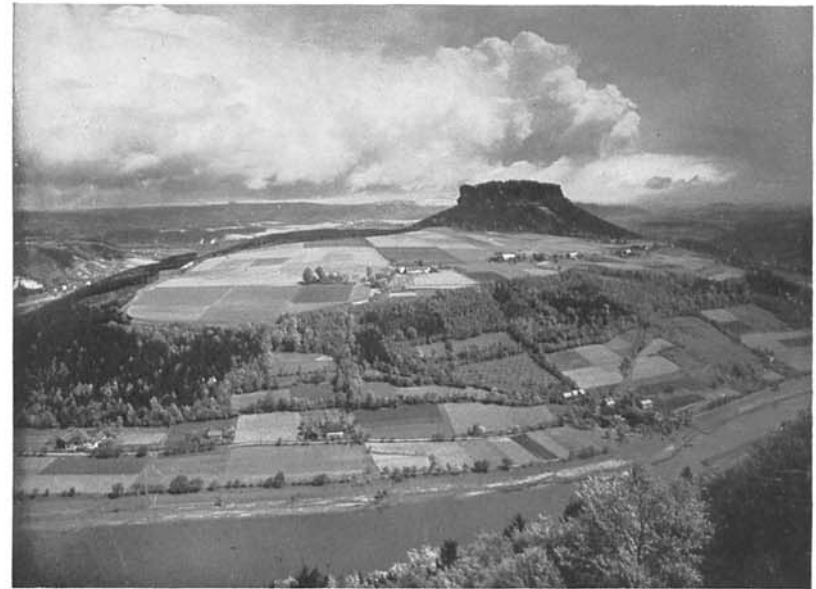
Eine der größten Festlichkeiten war einst das sogenannte Steinbrecherfest. Es ward gefeiert, wenn ein Wandstück nach monatelanger, gefährlicher und mühseliger Arbeit und nach Einsetzen von wohl 100 „Biereschlägen“ oder Keilen glücklich zu Tale gestürzt war. An dem Trinkgelage nahmen alle Anteil, auch Leute aus anderen Brüchen, die bei dem „Schlag“ mitgeholfen hatten. Um 1840 verdiente ein Steinbrecher täglich 8 Groschen. Das war für damalige Zeit ein sehr hoher Lohn, der bei Afford- oder

Stücklohn sogar bis auf 12, ja 16 Groschen stieg. Die Mühlsteine im Bruch wurden je nach Größe und Qualität mit 8–10 Talern bezahlt. Dabei mußte jedoch für jedes fertige Werkstück eine Abgabe an den „Berggebühreneinnehmer“ entrichtet werden. Dieses Amt versah um die Mitte des 19. Jahrhunderts der Liebethaler Mühlenbesitzer Gottlieb Scheumann.

Die Steinbrecher des Meißner Hochlandes oder der Sächsischen Schweiz gliederten sich in fünf Innungen oder Läden, zu Liebethal, Pirna, dem Wehlstädtchen, Königstein und Schandau. An der Spitze stand ein Vormeister, den der über alle Steinbrüche gesetzte Bergkommissar, meist der Pirnaer Baukondukteur, für alle fünf Steinbrecherläden ernannte. Der Vormeister wurde gewöhnlich aus der Reihe der Bruchmeister gewählt. Er war in der Regel auch Besitzer eines Steinbruchs.

Die Lohmen-Liebethaler Steinbrüche sind uralte. Das sagt uns schon der slavische Ortsname „lom, lomen“, der soviel wie Steinbruch bedeutet. Also muß seit frühesten Jahrhunderten diese Industrie hier zu Hause sein. Slaven haben am Unterlaufe der Wesenitz (Wosoniza), deren Name ja auch auf dieses Volk zurückgeht, die ersten Steinbrüche angelegt, deren Mühlsteine als die besten des Landes zur Formationszeit auf der Elbe bis ans Meer verfrachtet wurden, ja, bis hinein ins Polnische konnte man sie finden. Im Liebethaler Grunde befanden sich einst zu beiden Seiten des wild diese Schlucht durchbrausenden Flusses weit über 50 Steinbrüche. 1850 waren hier immer noch zehn im Betrieb, in denen 30–40 Steinbrecher beschäftigt waren.

Oberhalb Lohmens befinden sich die Braunsitzbrüche, die zu Mühlisdorf und Lohmen gehören. Während die Steinbrüche des Liebethaler Grundes die besten Mühlsteine liefern sollen, werden in der Braunsitz be-



Der Lilienstein

Aus den Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz

sonders Wassertröge, Säulen, Fensterstöcke, Bau- und Grabsteine behauen. Vor 100 Jahren fertigte man hier Schleifsteine für Gewehrfabriken des Auslandes, dazu Befen und Bauwaren, aber weniger Mühlsteine, da der Braunsitzstein zwar feinkörniger, aber auch weicher als der Liebethaler ist. Auf die mittelalterliche Glanzzeit der Steinbrüche geht wohl auch die einstige Stadterechtlichkeit Liebethals zurück, das uns in alten Urkunden als freie Bergstadt entgegentritt, Bergfreiheit, Stadt- und Markterechtlichkeit besaß, ja, mit seinem Schlosse, dessen Platz heute freilich längst von den Steinbrechern abgebaut ist, der Mittelpunkt der Pflege „Libendal“ war. Auch Mühlisdorf soll einst Bergstädtchen gewesen sein. Es besaß Bergfreiheit, ein ganz eigenartiges Recht, das u. a. besagte: „Jeder Bruchherr kann verlangen, daß ihm die zur Erweiterung seiner Brüche nötigen Grundstücke

gegen eine Entschädigung von 2 Groschen für den Quadratfuß abgetreten werden müssen“. Viel geschadet hat den Liebethal-Lohmener Steinbrüchen die furchtbare Überschwemmung vom 14. Juni 1804, wo nach dreitätigem Regen ein Wolkenbruch über das untere Wesenitztal niederging; Dutzende von Halden wurden weggeschwemmt, hunderte von Mühlsteinen und andere Werkstücke mit fortgerissen oder mit einer meterhohen Sandschicht bedeckt. Die Arbeitsstätten, Straßen und Wege wurden zerstört und versandet. Ja, der ganze Liebethaler Grund bekam ein anderes Aussehen. Jahrzehntlang blieb er streckenweise weglos und unpassierbar. Erst 1841 wurde er auf Anordnung des damaligen Amtshauptmannes zu Pirna, von Winkler, bis zur Lohmühle wiederhergestellt, wovon noch heute an einer Felswand eine Inschrift dankbar Kunde gibt . . .

Etwas von Alpenpflanzen

In der Mainummer sind irrtümlich die letzten 25 Zeilen dieses Artikels einem anderen Pflanzenbericht entnommen worden. Sie gehören nicht dazu.

Im Pflanzengarten in Wehlen blühen im Juni: Etwa 110 Arten Staudengewächse, von geschützten Pflanzen: Teufelskrallen, Knabenkräuter, Lilien, Teichrosen, Sibirische Schwertlilie, Edelweiß u. a.

(3. Fortsetzung)

Die Bodenwärme, die, wie wir schon sahen, viel höhere Grade erreicht als die Luftwärme, hat in der alpinen Zone den Hauptanteil an der Zwerghaftigkeit. Je höher wir kommen, desto größer die Intensität der Sonnenstrahlen infolge Verdünnung der Luft. Eine jede Pflanze braucht um blühen zu können eine bestimmte Wärmesumme. Daher das viel schnellere Erblühen der alpinen Pflanzen gegenüber denen des Tieflandes. Es gibt Tieflandspflanzen z. B. das Heidekraut, die bis ins Hochgebirge aufsteigen. Sie blühen zu derselben Zeit wie diejenigen des Tieflandes, trotz des viel späteren Frühlings. Die Intensität der Sonnenstrahlen gibt ihnen diese Wärmesumme fast in der halben Zeit.

Die starke Erwärmung des Bodens erzeugt trotz häufiger Nebel und Niederschläge, infolge dünner Luft und geringen Luftdruckes, in Verbindung mit Winden, eine starke Verdunstung und daher rasche Austrocknung des Bodens, wo er locker und steinig ist. Alles Wasser verläuft sich schnell an steilen Stellen und daher ist die Pflanze fast immer in Gefahr, zu verdursten. Um das zu verhindern hat eine ganze Anzahl Pflanzen trockener Standorte Schutzeinrichtungen an ihren Blättern ausgebildet. Wir alle kennen unter dem Namen Sette Henne und Hauswurz die dickfleischig-blättrigen Crassulaceen. Ihr durch saftreiche Stengel und Blätter

geschützter Organismus ist gegen Vertrocknen weitgehendst geschützt. Die vielen Arten Alpenpflanzen, darunter das Edelweiß, die Edelkrauten u. s. f. welche durch weißhaarige Wollbildung ausgezeichnet sind, schützen sich durch diese vor zu starker Verdunstung, indem die weiße Farbe starke Sonnenstrahlung zurückweist, die filzige Wolle aber außerdem Feuchtigkeit festhält. Dem gleichen Zwecke dienen die schönen Kalkinkrustationen vieler Saxifraga-Steinbrecharten. So kann man schon am Aussehen der Pflanzen feststellen, ob sie aus Gebirgen mit festem, oder aber aus solchem mit lockeren Gesteinen die leichter verwittern, vor sich hat. Letztere haben mehr hell- bis dunkelgrünes Aussehen, erstere sehen graugrün bis weiß aus. Gegen zu große Feuchtigkeit schützten sich die verschiedensten Pflanzen außerordentlich verschieden. Um die Transpiration aufrechtzuerhalten, haben z. B. die Ericaceen Kollblätter. Durch seitliches Einrollen werden die auf der Unterseite der Blätter befindlichen Spaltöffnungen durch Luftblasen vor Benetzung geschützt und die Verdunstung trotz andauernder Nässe aufrechterhalten. Den gleichen Zweck erfüllen auch dichte, filzige, wachsartige oder mehlfraubige Überzüge der Blattunterseiten beim Silberblatt (*Dryas*), Zwergweiden und versch. Primeln.

(Fortsetzung folgt).



„Die Riffler“
Fränkische Schweiz
Phot. W. Sobe

Fränkisch Vayolett

Walter Sobe

Mit ganz eigenem Reiz — herausfordernd — dominieren diese Recken im Fränkischen Jura und gemahnen an die größeren Brüder in König Laurins Rosengarten.

An jenem Morgen hatten sie mein Bergsteigerberg getroffen, als ich schlaftrunken die letzten Tunnel des Pegnitztales im Nachtschnellzug hinter mir ließ, der mich bereits eine kleine Stunde später der alten Toris auslieferte. Wer seine Fahrt zu den großen Bergen jemals über Tünnberg wählte, wird bestimmt diese stolzen Dolomitzacken im Gedächtnis haben.

Nach fast einem halben Jahr Erwartung ist endlich der große Tag gekommen. Kaum daß die letzten fränkischen Giebelbauten mit jenem typischen Fachwerk im Wiesengrunde zurückblieben, schlürften unsere Trittlings schon durch schütterten Buchenwald bergan. Wer mit der Psyche eines Bergsteigers vertraut, wird verstehen, daß wir erwartend — äußerst wortkarg — nur dem Ziele zu-

streben. Urplötzlich und gänzlich unvermittelt deuten jetzt die blendend weißen Jura-Formationen wie eine Schwurhand ins Morgenlicht. Zwei treue Augenpaare sprechen von Freund zu Freund. Nur durch wenige scharfe Risse ist der lotrechte Aufbau gegliedert.

Doch jetzt gilt kein lang Besinnen und kaum daß der Führerknoten geprüft, saugen schon die Krepptsohlen am Dolomit. Doch wo ist die bewußte Reibung, wo die Sanduhren? Nichts von alledem; fleingriffig speckiger, teilweise sehr scharfkantiger Kalk war hier Baustein der Natur.

Durch den Einstiegsriß des Bäumleinweges, der die Gipfelfall-Linie der Talseite durchzieht, arbeite ich mich rasch in dem tunnelartigen Kamin empor und hole den Freund nach. Seine etwas völlige Konstitution läßt den Ärmsten nur Zentimeter um Zentimeter höher pusten. Doch jetzt bereits wird die Fahrt eine sehr lustige Angelegenheit. Mit

dem Fels vertrauter, turne ich in der aufsetzenden Verschnidung höher, bis zu einer Platte. In feinen Griffen auf winzigen Rippen tastend, spreize ich nach links zur Kante. Fast muß ich an der gewählten Route zweifeln, doch der einzig mögliche Weg ist hier von der Natur vorgeschrieben und stimmt haargenau mit der von mir vorher eingeholten Beschreibung überein. Dem Freund gebiete ich besondere Achtung und vorsichtig taste ich nochmals zur sicheren Platte zurück, lege hier nach guter Schule eine Schlinge und zügig spreize ich wieder durch zur Kante — taste, suche in der Talwand, da — der einzige aber richtige Griff — die Füße pendeln frei Luft nach, rasch und sicher bringe ich die trennenden Meter bis zum Sicherungsring hinter mich. Beim Nachholen sträubt sich zwar das talgewohnte Herz meines Freundes an der bewußten Ecke — doch wem hätte nicht schon einmal der lange weiße Griff geholfen — so auch hier, und wir stehen vereint auf kärglichem Stand.

Hier in halber Höhe der Türme hängt wettergeschützt in der Eisenkassette das goldene Buch des Bergsteigers. Diese Art, inmitten der Routen die eigentlichen Gipfelbücher niederzulegen, liegt einzig in der Eigenart der Fränkischen Jurafelsen begründet, da sie meist von der Massivseite ohne Mühen zugänglich sind. Leider wurden gerade dadurch eine ganze Reihe der prächtigsten Türme zum Tummelplatz derer, die mit einem Bergsteiger und dem Bergsport nichts gemein haben. Unsere „Riffler“ machen jedoch hiervon eine ganz rühmliche Ausnahme.

Was jetzt folgt, sind ca. 20 m ausgesetzte Fleingriffige Wand, die im ersten Drittel sogar überhängt. Bange machen gilt ja im allgemeinen nicht und schließlich hat man im heimischen Fels schon größere Proben bestanden. Das Seil ist klar, Karabiner und Schlinge ebenfalls. Mit einer

Durchstütze auf einen Söller spreize ich weiter überhängend hoch zum Ring. Der Karabiner schnappt — Seil klar — Achtung — scharf schneidet der Fels im Zweifingergriff und doch nicht ganz sicher schiebe ich mich mit verhaltenem Atem auf das winzige Band. Prüfe kurz den Weiterweg, trete links in Kniehöhe an, vertraue dem einzigen Griff und stütze durch. „Geschafft!“ Klar liegt der weitere Weg vor mir und mit Bedacht ziehe ich über den bereits grassdurchsetzten Fels höher. Der Berg gehört uns. Doch bald hätte ich meinen Freund vergessen. Er hält sich trotz seiner blutigen Anfänge wacker und meistert selbst die schwerste Stelle des Weges sicher, diesmal ohne meine und des Seiles Hilfe. Innig drücken wir uns die Rechte; denn die Freude über den Erfolg kommt aus ehrlichen Herzen.

Das Träumen auf sonniger Warte wird uns leider vergällt, die nahe Großstadt speit Menschen, die mit viel Lärm in die Berge kommen und Gipfel stürmen. Wir gleiten rasch und möglichst ungesehen, wie gekommen, die Bergseite hinab zu unseren Sachen und schlagen uns seitwärts ins Gebüsch.

Leider besteht hier im Frankenland unter anderen eine ganz üble Sorte Berggeber, denen ich von vornherein jede Fähigkeit des wesenstiefen und geschulten Bergsteigers abspreche. Selsturner übelster Sorte, die mit Hammer und Mauerhaken die Berge „zwingen“. Allenthalben sind dann die Wege gespickt mit dem häßlichen Eisen.

* * *

Sächsische Bergsteiger! Erst hier in naturbeglückten Revieren des Bergsportes ist mir die wurzelnde Tiefe unserer heimischen Schule in ihrer edlen Größe voll bewußt geworden. Deshalb kann ich nicht genug mahnen: „Haltet an der Überlieferung unserer Großen fest“ und stempelt die Natur nicht zum Klettergerüst.



Frienstein (Vorderes Raubschloß)

Aus den Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz (Phot. W. Hahn, Dresden-A. 24)

Der Weg nach dem Frienstein

Albert Goldammer

Nach der eindrucksvollen Feier am Dreifingerturm stolpern wir den Schießgrund hinunter. Er ist weit harmloser mit seinem leichten, gleichmäßigen Gefälle, als wie der Lattengrund oder der Obriegensteig.

Vor und hinter uns blitzen zuweilen Lichter auf. Da zuckt es in den nächtlichen Wald hinein und erhellte für Sekunden den schmalen Weg und die nächsten Baumstämme. Schatten wandern mit uns. Dann ist es wieder dunkel.

Schon wieder stößt der Nagelschuh an eine Wurzel.

Unser Wandern durch die Nacht ist viel zu hastig. Es verträgt sich garnicht mit dem soeben Erlebten. In uns ist weibevolle Stimmung — so etwas wie stille Nachfeier. Worte und Lieder fliegen nach — knisterndes Sonnenwendfeuer — Flammenrauschen!

Da tritt mich wieder jemand von hinten. „Die habens aber mächtig eilig, diese — Bergfreunde!“ Es ist nichts mit dem Nachdenken. Ich stelle mich jetzt ganz auf den Weg ein und auf die notwendige Eile, damit die Kappen meiner Genagelten von unwürdigen Schrammen verschont bleiben. Wenn meine Stiefel auch schon stark mitgenommen sind, für Serfengeld sind sie mir doch zu lieb. —

In der Schrammsteinbaude geht es lustig zu. Wie immer, wann und wo Bergsteiger sich treffen. Die Zeit vergeht rasch und läßt keine Müdigkeit aufkommen. Begrüßen, erzählen und geknipste Erinnerungen bewundern. Viele tanzen, andere tanzen an der „Theke“. Dazwischen hüben und drüben frohe Lieder.

Stunden eilen . . . Ich muß an die vorjährige Sonnenwendfeier denken. Schon

wieder ein Jahr dahin!

Erst kann man es nicht erwarten, bis man die Schule hinter sich gebracht hat, bis man zwanzig, oder auch dreißig ist — und dann — dann sieht man auf einmal die Jugendzeit schwinden. Einer früher, andre später. Dann werden die stürmischen Wünsche schnell abgebremst und — kehren nie wieder . . .

* * *

Wie wir dem Tag entgegengehen, lassen wir nur noch ein trauriges Häuflein Bettlofer zurück.

Früh weht es um die übernachtigen Köpfe und durch übrere Kniefreien. Es liegt ein geheimnisvoller Zauber auf dem Bergland. Längst vertraute Wege werden uns neu geschenkt. Zu so früher Stunde waren wir noch nie in diesem abgelegenen stillen Winkel.

Am Königsplatz verschmaufen wir ein wenig. Es ist uns warm geworden auf dem Wenzelweg. Nun lassen wir uns Zeit und genießen oft die schönen Rückblicke auf den Falkenstein, Hohen Torstein, Vorderwinkel, Müllerstein. Mächtig ragen die zerklüfteten Wände in den Himmel. Es wird uns wohl dabei. Viel haben wir von euch, ihr Heimatberge! So das Hörschlagen unsrer Herzen und das Weiten und Füllen der Brust. Und daß wir jung sind . . . trotz allem jünger werden durch euch.

Um keinen Preis möchten wir schlafen, gerade jetzt, wo der Tag heraufkommt.

Der Frienstein ist unser Ziel, weit hinten in den Affensteinen. Lang ist der Weg, doch schön sind die Bilder, die wir in uns aufnehmen. Der große Dom mit dem Domwächter und die wilden Felsenriffe, die wir auf der unteren Affenstein-Promenade umgeben. Aus dem Bauerloch ragen Wilder Kopf und KokoFortürme heraus. Das nächste Riff krönt die eigenartig schön geformte Brosin-Nadel, ihren Nachbar, den Amboß, tief unter sich lassend. Und dann auf dem

Langen Horn, weit vorgeschoben, der herrlichste von allen, der Bloßstock. Ihm steht, als könnte es nicht anders sein, ein würdiger Fels zur Seite, der Kreuzturm mit der berühmten Nordwand.

Vom Königsweg bewundern wir die beiden noch einmal — und dann — kurz vor dem Aufstieg nach dem Frienstein — legen wir uns schlafen. Wenn man von Sonnabend mittag bis Sonntag früh auf den Beinen ist, ohne ein Auge zu schließen, geht das von selbst, wo es auch sei. Über uns das Rauschen der Wipfel, unser Schlummerlied . . .

* * *

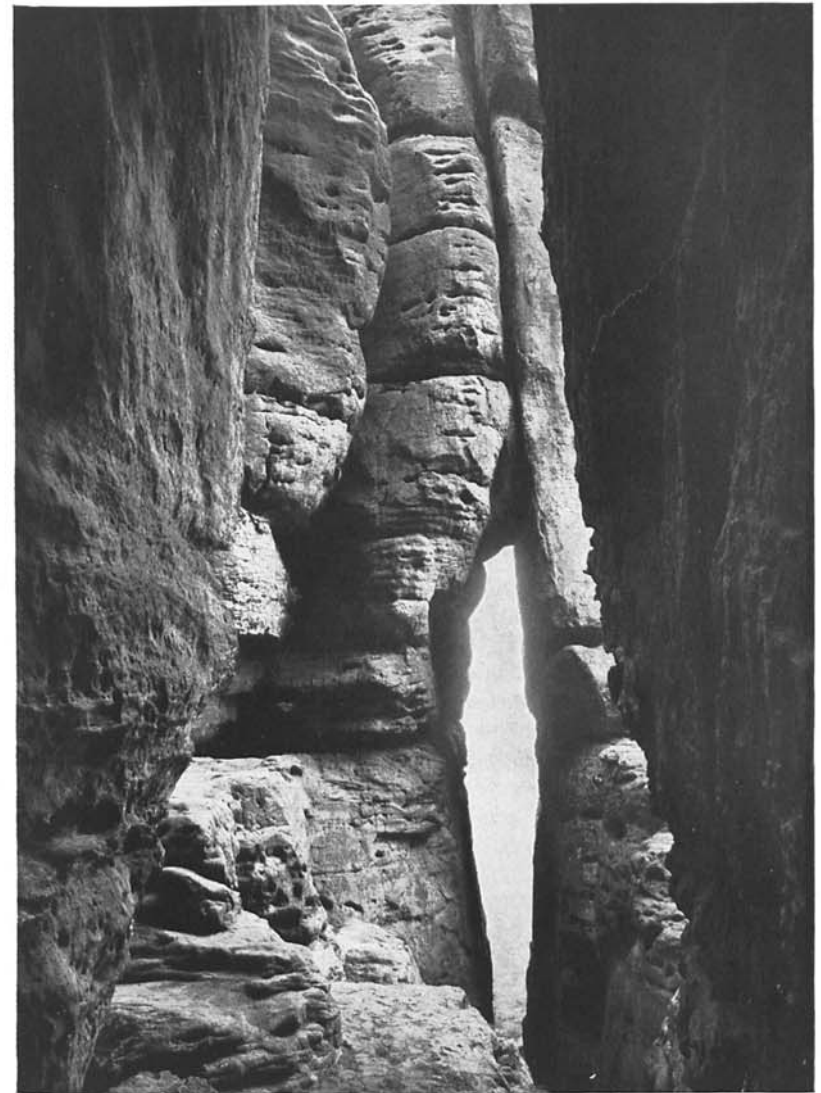
Ein steiler, gestufter Weg führt durch die Schlucht hinauf. Die Sonne steht schon hoch und läßt uns den Aufstieg sauer werden.

Oben bei einer Wegbiegung sehen wir ihn. Rechts von ihm der Kleine Amboß und links der Friensteinwächter. Unter den Wänden des mittelalterlichen Raubritternestes schlängelt sich ein Pfad zwischen ihnen und dem Friensteinwächter hindurch. Noch einer steht da, der Grottenwart. Auf einem Band gelangen wir zur Friensteinhöhle.

Hier lassen wir uns nieder und halten eine herzhaftige Mahlzeit. Wir sind allein in der großen Grotte und sitzen am hinteren Ausgang mit dem Blick auf den Bergfried und die Speichenhörner.

Natürlich wollen wir die Sache auch einmal von oben besehen. Mit der Wahl kommt die Qual. Und die Wahl ist groß bei 17 Aufstiegsmöglichkeiten. Doch die größere Hälfte der Wege scheidet von vornherein aus, weil die Schwierigkeiten nicht zu unseren verschlafenen Gesichtern passen. „Schöne Ausrede, was?“

Meine zwei Gefährten entschließen sich für den Ostweg, der gleich neben der Höhle beginnt. Der Erste gewinnt schräg über eine Felsrippe einen Kamin. Wie er weiter



*Die Osterturmkapelle in den Vorderen Schrammsteinen
Aus den Mittelungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz*

oben den Überhang hinter sich hat, bin ich beruhigt und drücke mich nach dem Alten Weg. Ich will allein sein mit dem Fels.

Nach dem kurzen Kinstiegsfamin schiebe ich mich hinter dem Klemmbock durch das Loch. Dabei werde ich erst richtig munter. Über schrägen Fels steige ich nach rechts in eine Schlucht, in der ein toter Baumstumpf eingekleimt ist. Er liegt so, daß man drauftreten muß. Schließlich ist es doch etwas anderes, daß ihn Sturm oder Blitz in diese Lage gebracht haben, als wenn ihn Menschenhände zur Überwindung von Schwierigkeiten hierher verschleppt hätten. Gerade will ich meine erfolglosen Betrachtungen über künstliche Hilfsmittel beenden, da werden einige Stufen und Eisenstifte sichtbar. Ich suche vergebens nach einem mildernden Umstand. Selbst wenn sie nicht von Bergsteigern stammen sollten, was hier beim Srienstein gerade nicht ausgeschlossen ist, da er ja schon im Mittelalter bekannt und „erstiegen“ war . . . Menschenwerk bleiben sie doch und damit auch künstliche Hilfsmittel.

Vom Zerfall des Raubrittertums bis in die ersten Anfänge unseres Kletterports ist es so unendlich weit, daß wirklich jemand Zeit gefunden haben könnte, die paar Stufen und Stifte zu schlagen. Freilich hat man auch zu Beginn der Er-

schließzeit mit Hilfsmitteln nicht immer gespart.

Aus welcher Zeit diese Spuren unserer Vorfahren auch stammen mögen, es besteht kein Grund, sie einfach zu vernichten, wie das am Falkenstein in ganz unverantwortlicher Weise geschehen ist. Was schon einmal da ist, soll ruhig dableiben. Warum sollen künftige Besucher dieser Stätte sich nicht auch ein wenig ihre Köpfe darüber zerbrechen?

Inzwischen bin ich ein Stück über die „Künstlichen“ hochgekommen. Von einem Bande aus entdecke ich einen vergessenen Spalt, wenigstens ist er verschont geblieben. So gewinne ich doch zuletzt den Gipfel durch ehrliche Felsarbeit, während an anderer Stelle die Stifte beinahe bis hinaufführen. Von meinen beiden Freunden ist noch nichts zu sehen, also muß ich mich wohl allein unterhalten.

„Wie war das doch heute nacht — das mit dem Alter werden? Hee, alter Freund! Es ist wohl Zeit, daß wir uns selber eine Standpauke halten! Was?“

Und sie ist kurz und kernig:

„Solange, wie du noch auf diesen Gipfeln weilst, bist du jung, verstehst du?!“

Nun haben auch meine Gefährten von der anderen Seite her den Berg bezwungen. Noch lange halten wir gemeinsam Gipfelrast auf dem alten Raubritternest . . .

Thorwalder Wände

F. Gerhardt

*Kalter Morgen haucht aus sonnenloser Schlucht,
Starr und düster ragen feuchte Felsenwände
In den fahlen Himmel, und mein Auge sucht
Angstvoll nach dem Gipfel, wo mich Sonne fände.*

*Einmal nur noch droben lichtumflossen stehn!
Von dem Glanz der vielgeliebten Erde trunken,
Ehe noch des Abends tiefe Schatten wehn
Und in bange Nacht das letzte Licht gesunken.*



Der Postakegel

Phot. Karl Pilz

Das Elbtal zwischen Pirna und Wehlen

Alfred Seifert

Wenn man bei der Bahnfahrt von Dresden in unser Felsengebirge einmal seine Mitreisenden beobachtet, so kann man feststellen, daß sie zwar wissen und sehen, daß bei Pirna die „Sächsische Schweiz“ beginnt, aber sie schenken doch der Gegend bis Wehlen hin, manche auch darüber hinaus, keine oder sehr wenig Beachtung. Sie meinen, es wäre da nichts zu sehen, da auffällige Landschaftsformen, vielleicht mit Ausnahme der Königsnase bei Obervogelgesang fehlen. Die folgenden Zeilen sollen daher dazu dienen, das Elbtal von Pirna bis Wehlen wenigstens vom Eisenbahnfenster aus kennen zu lernen, was vielleicht ergibt sich daraus der Anreiz zu einer Wanderung, wenn Regen oder Schnee das Klettern im Rathener Gebiet unmög-

lich machen. Der Bergsteiger kommt ja kaum in diese Gegend, denn der westlichste Vorposten der natürlichen Kletterfelsen, der Buschholzturm, steht am Stadtgut Wehlen.

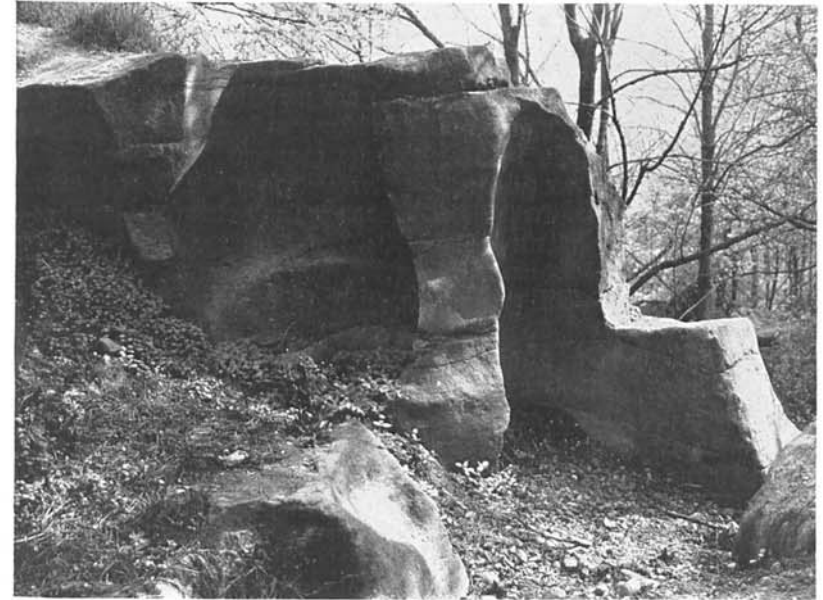
Eine Tatsache fällt wohl jedem auf, der von Dresden ins Felsengebirge fährt: der Unterschied in der Talgestaltung unter- und oberhalb von Pirna. Elblauf und Eisenbahn rücken im SO der breiten Dresdner Elbtalwanne immer näher zusammen, so daß man den Strom schon bei Großsedlitz sehen kann. Nun treten unvermittelt steile Hänge und Sandsteinmauern auf, das Elbtal wird verhältnismäßig eng und tief. Je weiter wir talaufwärts kommen, um so höher werden die Talflanken, die in der Elbtalbiegung oberhalb Obervogelgesang

auf dem rechten Ufer gegen 120 m Höhe erreichen, in den Basisteinwänden dagegen den Elbspiegel um 200 m überragen. Während der Sonnenstein auf einem spitzen, steilen Riff zwischen Elb- und Gottliebatal liegt, dessen Steilwandigkeit vielleicht durch Abgrabungen und Aufmauerungen zum Zwecke des früheren Festungsbaues verschärft worden ist, verebbt der Elbtalsteilhang des rechten Ufers bei dem gegenüberliegenden Copitz immer mehr, je mehr er nordwestwärts abbiegt, in einen flachen Hang, der sich zur Weßnitz herabsenkt. Der Quadersandstein, der dem Felsengebirge erst seinen Charakter verleiht, hat bei Pirna seine westliche Grenze als landschaftsbildendes Element. An seine Stelle treten mehr tonige und plänerartige Schichten, die in der Dresdner Gegend eine weite Verbreitung erlangen.

Die nahezu ununterbrochene Reihe von auflässigen Steinbrüchen auf dem rechten Elbufer zwischen Copitz und Wehlen zeigt uns den Sandstein schön aufgeschlossen, so daß wir in sein Inneres hineinblicken können. Durch senkrechte Klüfte, die an den Wänden nur als feine Fugen, als „Lose“ erscheinen, wird der Sandstein in großfloßige Quader zerlegt; seine horizontale Gliederung wird durch Schichtfugen bewirkt, die besonders an der Oberkante der Steinbrüche weit hin verfolgbar auftreten. Ihr sandig-toniges Füllmaterial wird leicht herausgespült; dort, wo sich diese Fugen scharen, entstehen Kleinbankige Schichten, die für den Steinbrecher wertlos sind und ihm wegen der Vergrößerung des Abraums nur unnütze Arbeit machen. Der Postakegel, ein in den Steinbrüchen dicht oberhalb Niederposta stehengebliebener Felsen, zeigt recht schön, wie durch die Sandsteinflüfte und -fugen große Quader umgrenzt werden. Der mit Stange und Abseilring versehene Felssturm ist noch in anderer Hinsicht interessant. Er zeigt nämlich klar den Unterschied zwischen einem künstlichen Felsen, der nur glatte Wände

und scharfe Kanten aufweist, und den im Laufe der Jahrtausende geformten Türmen, die im Gegensatz dazu meist gerundete Formen besitzen, deren Wände durch griff- und trittbildende Verwitterungsformen ausgezeichnet sind. Der Bergsteiger steht ja manchmal vor tritt- und grifflosen Wänden, wenn sie nicht von Klüften und Rissen durchzogen werden, und es ist sehr wahrscheinlich, daß es sich dabei um erst vor relativ kurzer Zeit, im geologischen Sinne gesprochen, gebildete Wandoberflächen handelt (z. B. Blitzriß am Wartturm). Die Bildungsdauer der Verwitterungsformen ist so groß, daß der kurzlebige Mensch gar keine Fortschritte erkennen kann; sicherlich steht der Postakegel noch nach Jahrhunderten genau so glatt und abweisend wie heute da. Ich habe nicht in Erfahrung bringen können, ob man den Felsen sportlich einwandfrei besteigen kann; jedenfalls dürfte der einzig mögliche Anstieg über die Westkante, die durch einen Absatz in der Mitte gegliedert wird, große Schwierigkeiten bieten. Für Interessenten solcher von Menschenhand geschaffenen Felstürme sei übrigens noch auf ein beim Steinbruchbetrieb stehengebliebenes Riff im Steinbruch 241/242 im Liebethaler Grund unterhalb Liebethal hingewiesen, das mit seinen kleinen Grattürmen zur Überschreitung lockt. Daneben befindet sich noch ein anderer ziemlich hoher, isolierter Felsflos.

Im allgemeinen sind die horizontalen Fugen, die den Sandstein durchziehen, nur dünnmächtige tonige Sandlagen. Bei Zeichen tritt aber auch eine reine Tonbank von 2 bis 3 m Mächtigkeit in den Sandstein eingeschaltet auf, die man schon von der Bahn aus erkennen kann, und zwar in dem großen staatlichen Steinbruch über dem Fährhaus Zeichen (Nr. 29/30), gegenüber der Haltestelle Obervogelgesang. Man erkennt, daß die höchsten Sandsteinschichten von einer hochgelegenen Steinbruchsohle aus ge-



Strudeloch bei Pirna

Aus den Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz

wonnen werden, von der sich große frische Schutthalten nach einer nächsttieferen Sohle herabziehen. Die obere liegt nun auch gerade im Bereich der sogenannten „Zeichner Tonbank“, die links im Bruch, dort wo der Abbau zur Zeit ruht, an ihrer blaugrauen Farbe und ihrer Bewachung mit Büschen zu erkennen ist. Wenn man einmal darauf aufmerksam geworden ist, kann man sie an der Oberkante der Steinbrüche bis in die Elbtalbiegung hin verfolgen, doch wird sie dann von den Halden der höhergelegenen Steinbrüche überdeckt. Sie schafft das stockwerkartige Übereinander der Steinbrüche, von denen jetzt nur noch einer der oberen, nämlich der Israelsche Bruch (Nr. 39/40) an der Elbtalbiegung in Betrieb ist. Die Tonbank ist aber auch

noch weiter östlich vorhanden; sie wurde im vorigen Jahrhundert in einer Grube über der Mündung des Wilkebaches in die Elbe abgebaut. Unten an der Elbe stehen noch die Gebäude einer ehemaligen Chamottefabrik und Ziegelei, die den in vorteilhafter Weise kalkfreien Ton und auch Lehm der Hochflächen für sich gewann. Auch auf dem linken Elbufer tritt die Tonbank auf; ihre Lage ist vor der Elbtalbiegung an dem großen, zu Taundorf gehörigen Windmotor zu erkennen. Tonige Schichten machen bei Kunstbauten vielfach große Schwierigkeiten wegen ihrer Wasserführung und deshalb mußte man an der Bahnstrecke bei Obervogelgesang zur Aufführung einer hohen Schutzmauer schreiten, die meist als „Millionenmauer“

bezeichnet wird. Der Sandstein der Königs-
nase wird nämlich von sandigen und tonigen Mergeln umlagert, die bis zur Oberkante der Stützmauer hin angetroffen wurden. Am Fuß der Mauer ist eine kalkreiche Grünsandsteinschicht eingeschaltet, von der es im geologischen Bericht über die Aufschlüsse bei dem Bahnbau um 1850 heißt, sie werde wohl den Arbeitern wegen ihrer Härte noch lange im Gedächtnis bleiben. Freilich sind die Leute, die die Mauer aufführten, längst tot, aber ihr Werk steht noch heute festgefügt, der Bahn Schutz gegen Hangrutschungen gewährend.

Am Aufbau unseres Gebietes beteiligen sich aber nicht nur Sandsteine und Ton-
schichten; in dem Steinbruch am Post-
kegel, auch an der Oberkante anderer Steinbrüche, erkennt man deutlich die Überlagerung des Sandsteines durch eine Schotterlage von 1 bis 2 m Mächtigkeit, die meist von einer 2 und mehr m dicken Lehmschicht überdeckt wird. Betrachtet man die oft sehr großen Gerölle der Schotter näher, so zeigt sich, daß es sich in der Hauptsache um böhmische Gesteine, z. B. Basalte und Phonolithe handelt, denen gelegentlich nordische Feuersteine beigemischt sind. Man hat demnach in den Schottern alte Marken eines Elblaufes vor sich, dessen Bett einst 40 m über dem heutigen Elbspiegel lag. Als dann die Elbe sich bereits etwas tiefer eingeschnitten hatte, wurde die Gegend mit einer dünnen Lößdecke überzogen, die heute meist als Lehm vorliegt, da ihr im Laufe der Zeit der Kalkgehalt entzogen wurde; sie ist für die landwirtschaftliche Nutzung der Hochflächen von großer Bedeutung. Der Löß und Lehm wurde auch in die Spalten des Sandsteins eingeschwenmt, und man fand darin bei Oberposta große Knochen vom Mammuth, Zähne und Knochen vom Pferd, Überreste vom Renn-
tier und Fuchs. Die Besitzer zertrümmerten die Knochen und verwendeten sie zur

Düngung ihrer Weinberge. Es ist eine Tiervergesellschaftung, die ganz entschieden auf ein kälteres Klima hinweist; man stellt ja auch die Bildung dieses Lehmes bezw. Lößes an das Ende des Eiszeitalters, als sich das nordische Eis aus unserer Gegend zurückgezogen hatte.

Steigt man aus dem Elbtal, z. B. bei Obervogelgesang die Hänge hinauf, so ändert sich mit einem Schlage das landschaftliche Bild; vor uns breitet sich eine ebene, nur flach gewellte Fläche aus, die mit Recht den Namen Ebenheit führt. Befindet man sich in einiger Entfernung vom Elbtal, so wird man garricht gewahr, daß diese rechts- und linkselbisch ganz einheitlich ausgebildete Fläche von der Elbe zerschnitten worden ist. Darüber dehnt sich auf dem rechten Elbufer eine höhere Ebenheit aus, auf der Dorf Wehlen liegt, zu der ein relativ steil geböschter Hang, eine „Landstufe“ hinaufführt. Man kann diese z. T. mit Wald bestandene, z. T. mit Feldern bedeckte Stufe auch von der Bahn aus, kurz nach der Ausfahrt aus dem Bahnhof Pirna, sehen. Bei Zeichen tritt sie an das Elbtal heran und gibt dadurch die Veranlassung zur Erhöhung der Talwände. Diese Talflanken sind allerdings durch die Tätigkeit des Menschen ziemlich stark umgestaltet worden; fast überall hat der Mensch durch die Steinbrüche noch heute offene Wunden hineingeschlagen. Einzelne Felskullissen, die beim Steinbruchbetrieb stehen geblieben sind, so in der Elbtalbiegung bei Zeichen, lassen erkennen, wie eng einst das Tal gewesen ist, wie die Wände fast ohne Fußhang an den Strom herangetreten sind. Zugleich sieht man auch nebeneinander die von den Verwitterungskräften im Laufe langer Zeiten bearbeitete Wandoberfläche mit ihren größeren und kleineren Schichtfugen in engen Abständen; die Steinbruchwände daneben, besonders die links davon, sind dagegen ganz ungliedert, obwohl sie



*Blick auf Pötzscha und den Schwemmlandstreifen
Aus den Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz*

auch von den gleichen, weniger widerstandsfähigen Schichten durchzogen werden. Alte Nachrichten melden, daß die Häuser von Zeichen mehrfach durch Felsstürze von den Felswänden herab beschädigt worden seien; unter- und oberhalb von Wehlen sind mehrfach natürlich gebildete und künstlich geschaffene Überbänge durch Untermauerungen vor dem Abstürzen gesichert worden. Es muß auffallen, daß trotz der Elbtalbiegung die beiderseitigen Hänge ziemlich gleichmäßig ausgebildet sind; man müßte, wie das in der Elbtalbiegung bei Rathen der Fall ist, einen flachen Gleithang (Ober-rathen) und einen steilen Prallhang (Basteiwände) erwarten. Aber es mag sich hier der Einfluß der tonigen Schichten, die schon bei der „Millionenmauer“ erwähnt wurden,

geltend machen, die es nicht zur Bildung steiler Hänge kommen lassen. Nach Pötzscha zu treten auch keine geschlossenen, hohen Felswände auf, sondern nur einzelne Erker springen gegen das Tal vor.

Im Großen sind aber die Talwände auf beiden Seiten recht einheitlich. Linkselbisch mündet nur das schmale Tal von Struppen in Obervogelgesang in die Elbe und kurz vor Pötzscha das steile Tälchen von Naundorf her. Rechtselbisch gibt es dagegen zwischen dem Mockethaler Grund, dem Wilkebach kein einziges, unter die Höhe der Zeichener Tonbank eingeschnittenes Seitentälchen!

Die Elbe wird fast durchgängig von parallelen Uferdämmen eingengt, die aber manchmal zu weit in das Herrschaftsgebiet des

flusses eingebaut sind, wie das die großen Wassertümpel an der Pirnaer Elbbrücke zeigen. Schon bei geringem Hochwasser werden sie immer wieder überslutet. Zu Zeiten der größten Hochwässer wird freilich die gesamte Elbtalaue überschwemmt. Die Wasserstandsmarken am Elbschlößchen in Pirna berichten von dem gewaltigen Hochwasser von 1845, bei dem am 31. März nahezu die Höhe der Eisenbahngleise erreicht wurde; ihm steht das vom 7. September 1896 nur wenig nach.

Das Flußwasser wird in neuerer Zeit in steigendem Maße mit zur Trinkwasserversorgung herangezogen. Man kann von der Bahn aus am Ostende der Stadt Pirna auf den Elbwiesen mehrere schwarze, flache Deckel erkennen, die über 12—13 m tiefen Brunnen liegen. Aus ihnen pumpt das danebenliegende Wasserwerk das in den Riesenschichten des Elbbettes gefilterte Wasser hinauf in die hochgelegenen Hochbehälter. Das rasche Wachstum von Pirna macht diese Anlage notwendig, denn an sich ist die Stadt mit Trinkwasser reichlich versehen, ja Pirna dürfte überhaupt eine der an gutem Trinkwasser reichsten Städte Sachsens sein. Tonige Schichten, die wasserundurchlässigen Sandsteinen zwischengelagert sind, tragen über sich einen Wasserhorizont, in dem das Wasser von Süden her nach Norden wie auf einer schiefen Ebene dahinfließt. Dort, wo der Wasserhorizont von der Erdoberfläche angeschnitten wird, kommt es zur Bildung von Quellen, die fast sämtlich gefaßt sind. Von der Bahn aus sieht man, wenn die Bäume entlaubt dastehen, an dem Hang zwischen Pirna und Niedervogelgesang eine fortlaufende Reihe solcher Quellfassungen, nur wenig obm großer Steinbauten.

Auch die anderen tonigen Schichten machen sich als Wasserträger bemerkbar. Die Zeichener Tonbank spendet den Steinbrüchen von Zeichen, allerdings spärlich, ein recht

tonig schmeckendes Wasser, auf dem linken Elbufer bezieht Naundorf sein Wasser daher. Da auch diese Tonbank ein schwaches, nach NW gerichtetes Gefälle besitzt, faßt man das aus der Naundorfer Gegend abrimmende Wasser am Elbtraland und pumpt es mit Hilfe eines Windmotores hinauf in den Hochbehälter am Westfuß des Großen Bärensteines. Auch das Rittergut Struppen hat am Elbtraland seine Wasserfassung. Der dort entlang führende Weg macht schon durch seine quellige Beschaffenheit auf die Wasserführung der Tonbank aufmerksam. Zwischen Copitz und Posta liegt ebenfalls auf der Hochfläche eine dünne Tonschicht, die die Quellen für das Gasthaus „Schöne Höhe“ speist; weiter nördlich, nach Jatzschke zu, veranlaßt sie sogar die Bildung eines Sumpfes, des „Lug“, der vielleicht früher noch viel ausgedehnter war, so daß dort auch Störche beheimatet waren; darauf deutet jedenfalls der Name des „Grauen Storches“ in Mockethal.

Dort, wo die wasserführenden Schichten fehlen, ist der Boden recht trocken, auch die wasserundurchlässigen Steinbruchshalden machen bei der Wasserversorgung Schwierigkeiten, man sieht das ja auch schon an der Vegetation, die sich meist nur aus an Trockenheit gewöhnten Büschen und Bäumen zusammensetzt; insbesondere aus Birken. Der Unterschied in der Sonnenlage des rechten und des linken Elbufers macht sich zur Zeit der Baumblüte recht auffällig bemerkbar; während rechtselbisch die fast ununterbrochene Reihe von Obstbäumen schon in voller Blüte steht, fangen die weit weniger zahlreichen Obstbäume auf dem linken Elbufer damit an. Dieser Elbtalhang ist überhaupt viel stärker bewaldet, und nur in der kleinen Talweitung von Obervogelgesang breiten sich Wiesen in größerer Erstreckung aus. Rechtselbisch sind jedoch die klimatischen Bedingungen so günstig, daß sogar noch Weinbau möglich

ist. Dieser wurde wahrscheinlich in früheren Jahrhunderten in noch viel größerem Umfange betrieben, wie aus einer 1609 für die Steinbrüche von Posta erlassenen Bergordnung zu schließen ist. Darin heißt es nämlich, daß ohne die Erlaubnis der Behörden nicht nur neue Steinbrüche nicht in Betrieb genommen werden dürfen, sondern auch die alten, früher aufgelassenen Steinbrüche, wo neue Gärten und Weinberge angelegt worden seien, dürfen ohne die obrigkeitliche Erlaubnis nicht wieder in Betrieb gesetzt werden. Heute sieht man nur noch zwischen Copitz und Niederposta einige kleine Weinplantagen, weiter oberhalb bis Zeichen ranft er sich nur noch an den Häusern empor. Im vorigen Jahrhundert trieb man in Zeichen und Vogelgesang noch einigen Hopfenbau, der aber ganz verschwunden ist.

Da der Feldbau für die Talbewohner wegen der Engigkeit des Tales und der schlechten Zugänglichkeit der Hochflächen nicht in Betracht kommt, mußten sie sich nach anderen Betätigungsmöglichkeiten umsehen. Steinbrucharbeit, die in früheren Zeiten viel mehr betrieben wurde, und Schiffferei sind die Hauptbeschäftigungen. Das äußert sich auch im Bau der Siedlungen; nirgends kommt es zur Bildung größerer Güter, durchgängig herrscht das Einzelhaus vor. Sie ordnen sich zu einer langen Zeile, entlang den beiden Elbufern und liegen möglichst hangwärts, um aus dem Hochwasserbereich herauszukommen. Das siedlungsfähige Land wird allerdings durch die Steinbruchshalden stark eingengt, auf denen in neuerer Zeit Wochenendsiedlungen und Klubbütten entstanden sind. In Niederposta und in Vogelgesang, wo sich Seitentäler öffnen, biegen die Häuserzeilen hakenförmig in diese ein. Weiter elb- bzw. aufwärts verbreitern sich mit dem Abbiegen der Steilwände die Siedlungen. Rechtselbisch liegt der älteste Teil

von Copitz, das wahrscheinlich als die Altstadt von Pirna aufzufassen ist, ähnlich wie auch in Dresden die Neustadt der ältere Stadtteil ist. Linkselbisch liegt in der entsprechenden schlauchförmigen Verengung des Elbtales die alte pirnaische Vorstadt vor dem Schifffort, die in ihrem Grundriß durchaus den Eindruck eines selbständigen Gemeindefeldes macht. Auf das Stadtbild und die Entwicklung von Pirna soll hier nicht weiter eingegangen werden. Heute dehnt sich der Stadtbereich bis an den östlichsten Teil von Posta, dessen Eingemeindung am 1. Oktober 1922 erfolgte, und bis Niedervogelgesang, das am 1. April in den Stadtbereich einbezogen wurde.

Der Sandstein ist der größte Schatz der Bewohner, denn Gold, weswegen 1564 wie üblich ganz erfolglos in Zeichen ein Seifenwerk eingerichtet wurde, ist doch nur angeblich vorhanden gewesen. Zwar sind die Steinbrüche von Lieberhal bei weitem die älteren, überhaupt die ältesten im Elbsandsteingebirge, aber die außerordentlich günstigen Transportverhältnisse auf der nahen Elbe bewirkten, daß es hier im Elbtal mit zur größten Entwicklung des Steinbruchbetriebes kam. Während 1569 noch ausdrücklich in einer Urkunde vom Kurfürsten August die Steinbrüche als Eigentum der Besitzer anerkannt wurden, bildete sich mit der Zeit immer mehr der Begriff eines Regales heraus, also der freien Verfügbarkeit über die Steinbrüche von Seiten der Obrigkeit. Da in der Folgezeit in Dresden in besonders starkem Maße Bausteine gebraucht wurden, mußten scharfe Bestimmungen zur Sicherstellung der Sandsteinlieferungen eingeführt werden. Vielfach wurden die jungen Leute gezwungen, das so gesundheitschädliche Steinbrecherhandwerk zu ergreifen. Die Gemeinden von Nieder- und Oberposta waren von der Abforderung von Mannschaften in die Stein-

brüche befreit, hatten sich aber 1710 dafür verpflichten müssen, beständig bei der Schiffahrt zu bleiben, und solange, als das für die kurfürstlichen Bauten erforderliche Steinmaterial nicht verschifft sei, keine anderen Steine zu verfrachten.

Ganz offensichtlich ist eine Bevorzugung der Sonnenseite bei der Anlage der Steinbrüche maßgebend gewesen; auf dem rechten Elbufer ist auch im Winter viel besser der Betrieb aufrecht zu erhalten. Die Steinbrüche waren hier im Elbtal etwas durch die Abraumfrage in ihrer Entwicklung beeinträchtigt. Besonders beim Fällen von hohen Wänden machte sich das Fehlen eines genügenden Abstandes vom Talweg und selbst von der Elbe bemerkbar, besonders verhängnisvoll bei einer am 25. Juli 1872 in den Weiten Brüchen oberhalb Wehlen niedergegangenen Steinbruchswand. Da die Sturzweite der hohlgemachten Wand nicht genau genug berechnet worden war, fiel diese bei der Sprengung der Stützpfeiler unter furchtbarem Geräusch über die die Halde bis in die Elbe hinein, wo sie eine hohe Welle auf das andere Ufer schleuderte. Zwei Drittel des Flussbettes waren vollständig verschüttet, und der Rest bildete auch keine Fahrbahn mehr, da auch dort noch einzelne große Blöcke lagen. Aber nach einigen Tagen wurde die Fahrrinne mittels von der Strompolizei eingesetzter Steinhebemaschinen wieder frei gemacht; da sich die Steinmassen mit der Zeit auch setzen, hatte das Bild bald seine Großartigkeit eingebüßt.

Dieses verhängnisvolle Ereignis, das dem Bruchbesitzer außer den Hohlmacherkosten in Höhe von 10000 Mark auch den Verlust des größten Teiles des gefällten Materials auferlegte, gab den Anlaß zu einer schärferen Fassung der Betriebsgefahrlichkeit der Steinbrüche. Man teilte sie danach in vier Klassen ein, von denen die erste die Brüche mit unbedenklicher Betriebsführung

umfaßte. Die der zweiten Klasse waren dagegen nur gegen eine Kautionsstellung im bisherigen Betrieb zugelassen, da die niedergehenden Wände die Schutthalde noch erreichen und im ungünstigsten Falle noch Felsstücke auf das darunterliegende Ufer vorland fallen konnten. Bei der Klasse 3 waren die Betriebsmethoden zu ändern, und in der vierten Klasse war das Fällen von Wänden überhaupt nicht mehr zugelassen. Auf Grund dieser Verordnung, die heute allerdings nicht mehr gültig ist, durften in 29 Brüchen des ganzen Elbtales keine Wände mehr gefällt werden, 10 wurden der Klasse 3 zugeteilt und für 25 Brüche war eine Kautionsstellung zu erlegen. Diese scharfen Bestimmungen hatten natürlich zur Folge, daß viele Steinbrüche wegen zu geringer Wirtschaftlichkeit ihren Betrieb einstellen mußten. Um 1906 waren von 28 Brüchen in Posta und in Zeichen noch 23 in Betrieb; seither hat sich die Zahl auf zwei verringert, nämlich den staatlichen Steinbruch über dem Sährhaus Zeichen und den Israelschen Bruch in der Elbtalbiegung, über der Zeichner Tonbank. Man kann noch den Steinbruch der Pirnaer Schleiffsteinwerke im Mockerthaler Grund hierher rechnen, der von der Bahn aus zwar nicht zu erkennen ist, der aber durch ein Holzlager an der Elbe bei Niederposta angedeutet wird. Das Aufkommen anderer Bausteine und von Ersatzstoffen hat diesen gewaltigen Rückgang des Steinbruchgewerbes gerade hier im Elbtal bewirkt. Die billige Verfrachtung auf der Elbe ermöglicht noch die Verschiffung der Holzeln bis an die Nordseeküste, wo sie zum Deichbau und zum Auslanden der Küstenstriche verwendet werden. Daß die Absatzverhältnisse für die aus den guten Werkstätten hergestellten Schleiffsteine, Gesimse, Türerahmungen und Bauquader schon seit langer Zeit nicht besonders gut gewesen sind, zeigen die vielen derartigen, schon fertigen Stücke, die man fast überall in den auf-

lässigen Steinbrüchen antrifft. Gerade die Steinbrüche bei Zeichen sind dadurch interessant, daß sich hier die alte Betriebsmethode des Fällens von Wänden erhalten hat. Während im staatlichen Steinbruch infolge der geringen Höhe über der Zeichner Tonbank öfters Wände in kleinem Umfange gefällt werden, ist das für den Israelschen Bruch mit seinen 20–25 m hohen Bruchwänden schon ein besonderes Ereignis. Im Oktober vorigen Jahres wurde die langdauernde Arbeit des Hohlmachens einer Wand abgeschlossen und die Wand zum Fallen gebracht. Zum Hohlmachen der Wand benutzte man tonreiche, weniger widerstandsfähige Schicht, die man manns hoch ausarbeitete, 10 und mehr m tief in den Felsen hinein. Einesteils wurden Pfeiler aus dem anstehenden Gestein stehen gelassen, andernfalls fügte man weitere Stützen für die gewaltige Last aus Stein und vor allem Holz ein. Die deutlich hervortretenden Klüfte zeigen an, daß schon kleine Absenkungen der einzelnen Gesteinsteile stattgefunden haben, da das meist vorhandene, eingeschlemmte tonige Füllmaterial bereits daraus entfernt ist. An dem verschiedenen Grad der Druckbeanspruchung der Pfeiler merkt der Hohlmacher, ob und wie weit seine Arbeit zu einem befriedigend verlaufenen Sturz der Wand führen kann. Das Vorfeld der Wand ist mit den Ausräumungsprodukten überschüttet, einem kleinstückigen, weichen Material, um beim Sturz der Wand einer allzu weitgehenden Zertrümmerung vorzubeugen. Wenn sich die Anzeichen eines drohenden Niederbruches mehren, wird die gefährliche Arbeit des Hohlmachens eingestellt und die Stützen zur Wegsprengung fertig gemacht. Die bei der Sprengung gemachten Aufnahmen lassen erkennen, wie einheitlich der oberste Wandteil herabstürzt, sieht man sich aber draußen das Ergebnis des Fällens an, so wundert man sich über die große Zertrümmerung des Materials, die durch den Aufsprall auf die Steinbruchshalde bewirkt

worden ist. Die Inangriffnahme der Sturzmassen kann nicht sogleich erfolgen, denn noch können ja Massen nachstürzen und die Felsblöcke liegen vielfach im labilen Gleichgewicht. Da muß der Winter mit seinem Frost noch für die Beseitigung der Gefahren sorgen, die dem Steinbrecher bei seiner an sich schon gesundheitschädlichen Arbeit drohen.

Der geringen Besiedlung des Elbtales zwischen Pirna und Wehlen entspricht der Charakter des Verkehrs, der fast nur als Durchgangsverkehr zu bezeichnen ist. Nur bei den noch in Betrieb befindlichen Steinbrüchen liegen gelegentlich Elbzillen, oder ein in Posta oder Vogelgesang beheimateter Schiffer hält mit seiner Zille am Elbufer, aber sonst ziehen die Schiffe hier meist vorbei. Der Winterhafen bei Niederposta ist aus den Bedürfnissen des Umschlagverkehrs bei Pirna entstanden. Keine durchgehende große Straße führt im Elbtal entlang, denn der Landverkehr von Dresden her nach Böhmen zweigt bei Pirna nach Süden vom Elbtal ab; der Talweg Pirna – Auffig ist ja fast doppelt so lang als der Höhenweg über Tollendorf; das Verhältnis ist 70 zu 37 km. Nur eine Fähre vermittelt zwischen Pirna und Wehlen den Verkehr von Ufer zu Ufer, nämlich in Obervogelgesang. Das Ulanendenkmal in Posta, am Elbweg dort gelegen, wo eine Hochspannungsleitung ins Tal herabsteigt, erinnert an den Tod von 10 Ulanen, den diese am 12. September 1911 beim Durchsurten der Elbe erlitten. Es bleibt noch die zweigleisige Eisenbahn zu erwähnen; der Bedeutung von Vogelgesang entspricht die Anlage des Haltepunktes an der Millionemauer. Der Eisenbahnreisende fährt durch dieses Talstück hindurch, meist gelangweilt durch die anscheinend so einförmige Landschaft. Vielleicht ergibt sich aus den Ausführungen der Anreiz, auch dieses Elbtalstück näher kennen zu lernen, das seine Schönheiten erst ganz dem offenbart, der sich liebevoll damit beschäftigt.

Der Turm des Teufels

F. S.

Wie ein Menetekel springt er aus den Wänden hervor. Als ob eine unsichtbare Gefahr drohe, duckt sich der, dem er zum ersten Mal über den Weg erscheint. Seine glatten überhängenden Wände lassen selbst den erhabensten Felsakrobaten erschauern.

Steht man gar zum ersten Mal erwartungsvoll in seiner Scharte und der Sturm stöhnt an seinen Kanten, man möchte am liebsten das Hasenpanier ergreifen. Aber das geht ja nicht — die höhnischen Augen der Gefährten — Tee! — Der riesige Mut, der uns beim Anmarsch weit ausgreifen ließ, ist F. o.

Jaghaft fassen die Hände die ersten paar Meter. Die Kletterjacke flattert an den grobporösen Stellen und der Hut zerrt lange schon am Band im Genick. Der alte Wuchtertrog hat sich aber doch wieder eingestellt. Über die Kante hilft überspannte Bescheidenheit zur handfesten Hangel, die in ihrer Schönheit viel zu schnell ein Ende hat.

Da der Teufel mit seinem Kumpan „Sturm“ nichts mehr bestellen kann, — ein Kleinlautes: „Es ist mir heute zu wind'g“ hätte er mir ja bald entlockt — holt er noch einen anderen, den „Regen“. Keinsprühend gibt der seine Visitenkarte ab. Mit erhöhtem Tempo schiebe ich mich nach der zweiten Hangel durch den Schlusfkamin zum Gipfel. Ein voller Versager war des Teufels zweiter Genosse, deshalb zieht er diesen etwas lauter pfeifend zurück. Aber nur um ihn für unsere dreieinige Gipfelrast zu schonen.

Kaum ist der letzte auf dem Gipfel angelangt, macht es sich dieser vermaledeite Regen zum Witze, uns von neuem, gründlicher und ausdauernder, zu bepinkeln.

Mit eingezogenem Kopf hängen wir uns in den nassen Strich und gleiten — eine herrliche Sache, wenn einer beim Abseilen das behaupten kann, — vielmehr rankern wir uns nacheinander in die Scharte. Als ich noch mal seinen Blick hinauffende, einen bestimmt liebevollen, ist mirs, als ob er mit einem unsichtbaren Zeigefinger nach meiner Nasenspitze zeigt und feixend sagt: „Ättsch!“

Der Bergstiefel

Alfred Hammer

Es ist eine längst bekannte Tatsache, daß der Bergstiefel neben dem Seil den wichtigsten Teil der Ausrüstung des Bergsteigers darstellt und daß dieser die größte Beachtung verdient, da hiervon im hohen Maße Wohl und Wehe des Bergsteigers abhängig sein kann.

Da an den Bergstiefel ganz andere Anforderungen gestellt werden, als an sonst einen Straßen- oder Berufsschuh, so erfordert dieser auch eine besondere Anfertigung, und es gibt tüchtige Spezialisten, die diesem Stiefel ihre besondere Aufmerksamkeit zugewendet, und in jahrzehntelanger Zusammenarbeit mit erfahrenen Bergsteigern und Alpinisten einen allen Anforderungen entsprechenden Stiefel herausgebracht haben. Neben diesen haben sich aber besonders in der letzten Zeit eine große Anzahl Schuhfabriken der Herstellung von Bergschuhen zugewandt, die durch scheinbar niedrige Preise das Geschäft an sich zu bringen suchen. Diese stellen meist Stiefel her, die in ihrem Äußeren den ersteren gleichkommen oder noch überlegen sind, deren innerer Wert aber in keinem Verhältnis steht zu dem, was von diesem Stiefel gefordert werden muß.

Der Bergstiefel muß über dem Spann sehr gut und fest sitzen, und den Zehen freien Spielraum lassen. Aus diesem Grunde müssen Bergstiefel in der Spitze breit und hoch sein, das Oberleder muß fest und wasserdicht und darf dabei nicht hart sein. Am besten eignen sich hierzu lohgegerbtes Rindleder, Waaterproof und Juchtenleder. Lohgegerbtes Rindleder ist in den letzten Jahren zu Unrecht sehr vernachlässigt worden, denn dieses Leder ist das zäheste und wasserdichteste deutsche Oberleder, es steht über Waterproof und ist dem Juchtenleder

fast ebenbürtig, selbstverständlich nur dann wenn man dieses Leder nicht viel billiger verlangt, als jenes. Waterproof ist sehr weich und angenehm im Tragen und hat außerdem ein feineres Aussehen als Rindleder. Seine Weichheit behält dieses Leder bis zuletzt. Dies dürften die Hauptursachen sein, daß sich dieses Leder so sehr eingeführt hat, und es ist für Damenschuhe und für Bergsteiger, die auf einen besonders weichen Stiefel Wert legen müssen, auch zu empfehlen. Leider sind gerade bei diesem Leder, durch die Konkurrenz, und durch das Bestreben mancher Lederfabriken, die Preise zu unterbieten, auch Waterproofleder auf den Markt gebracht worden, die im Bezug auf Wasserdichtheit und Haltbarkeit sehr zu wünschen übrig lassen. Deshalb ist es sehr zu empfehlen, bei Bergstiefeln, bei denen es gerade auf diese Eigenschaften ankommt, nicht nach dem niedrigeren Preis, sondern nach Qualität zu kaufen. Daß Juchtenleder an Wasserdichtheit unübertroffen ist, dürfte allgemein bekannt sein. Auch dieses Leder ist weich und behält seine guten Eigenschaften bei richtiger Behandlung.

Als Futter ist entweder bestes weiches Kalbleder oder kräftiges Segelleinen zu verwenden. Schafleder wird leicht brüchig und reißt, Rindleder wird zu hart und schlägt leicht Falten, die sehr unangenehm wirken können. Leichteres Keinenfutter, auch das mit „wasserdicht“ oder „Waterproof“ bedruckte ist nicht haltbar genug, es zerreißt und hängt dann in losen Fetzen im Schuh.

Die obere Schaftkante soll mit einem Silz oder Lodenstreifen versehen sein, um das Eindringen von Sand oder Schnee zu verhüten und um dem Schaft eine weichere Kante zu geben.

Die Hinterkappe muß von festem Sohl-

leder fein. Sie wird meist außen angenäht, um das Oberleder vor Beschädigungen zu schützen.

Der Boden muß von bestem lohgegerbten Sohlleder hergestellt sein, da dieses fest, biegsam und wasserbeständig ist. Er muß mindestens 2- oder 3fach fein und reichlich über das Oberleder überstehen, um dieses vor Beschädigungen zu schützen und um einen festen sicheren Tritt zu gewähren, er muß handzwie- oder drienäht sein, da keine andere Bodenbefestigung genügend haftbar und elastisch wäre. Maschinenzwiegenähte Bergstiefel können den Anforderungen, die an diese gestellt werden, nicht auf längere Dauer standhalten und werden nach kurzem Gebrauch unbrauchbar. Die Sohlen und Absätze müssen mit Nägeln beschlagen sein, um diesen eine längere Lebensdauer zu geben, und vor allem, um ein Ausgleiten im steilen Gelände zu verhüten. Beim Bergsteigen im Fels müssen die Randnägel durch die Sohle geschlagen und vernietet sein. Einen besseren Schutz gegen Ausgleiten gewähren diese, wenn die Nägel nicht lückenlos, sondern mit Abständen paarweise auf den Sohlenrand verteilt sind. Der nicht zu hohe breite Absatz muß an seiner oberen Kante soviel überstehen, um den Bügel der Steigeisen genügend Halt zu geben. Bergstiefel ganz ohne Absatz, wie diese von Älplern oft getragen werden, sind

für Bergsteiger, die in ihrem Berufsleben und sonst meist Schuhe mit Absätzen tragen, nicht zu empfehlen, da durch die veränderte Fußstellung im absatzlosen Schuh bei größeren Bergtouren einzelne Bänder und Muskeln mehr angezogen werden als sonst, wodurch leichteres Ermüden, oft auch Schmerzen in den Füßen und Unterschenkeln eintreten können.

Die Sohle darf nicht flach sein wie ein Brett, sondern muß leicht gebogen sein, d. h. sie muß an der Spitze $1\frac{1}{2}$ –2 cm vom Fußboden gehoben sein, um ein leichteres Abrollen beim Gehen zu ermöglichen und zu starke Faltenbildung über den Ballen zu vermeiden. Denn der Bergsteiger hat oft auch längere Märsche zurückzulegen, ehe er sich in den Bergen befindet. Beim Alpenbauern oder Holzfäller dagegen beginnt oft das Steigen, sobald dieser sein Haus verläßt, für diesen ist deshalb der flache Boden gut geeignet, während er zum Gehen ungeeignet ist.

Alles was hier vom Bergstiefel gesagt worden ist, gilt in gleicher Weise auch von dem heute viel getragenen Berghalbschuh, der für kleinere Touren und im Mittelgebirge gut zu verwenden ist. Bei größeren Touren dagegen, sowie bei Touren im Hochgebirge, mit seinem oft wechselnden Wetter und Bodenbeschaffenheiten, sollte nur der Bergstiefel getragen werden.

Der Bergsteiger

Kurt Weißenfels

*Berge, einsam,
jäh Felsenwand,
das ist mein Land!*

*Funkelnde Sterne,
Schnee, glitzernd und weich,
das ist mein Reich!*

*Falken fliegen
in Lüften, den weichen,
dort möcht ich steigen!*

*Stolze Berge
im Wolkenspiel,
ihr seid mein Ziel!*



*Pfingstnelken
an einer Syenitwand
Aus den Mitteilungen des Landes-
vereins Sächsischer Heimatschutz*

Etwas von Alpenpflanzen

Im Pflanzengarten in Wehlen blühen im Juli weitere 100 Arten Staudengewächse, alle Arten Glockenblumen, Felsen- und Steinnelken, viele geschützte Pflanzen. Es fruchten interessante Alpenpflanzen

(4. Fortsetzung)

Aber was sind alle jene Dinge, so interessant sie sind, gegen die Blumen. Diese Blumen mit ihrer reinen Farbenpracht. Wo gibt es bei den Tieflandsblumen solche herrlichen Farben wie die Enziane, Vergißmeinnicht, Alpenaster, das rostrote Habichtskraut, die Alpenanemonen sie aufweisen? Die haben nur die Idealgestalten unserer alpinen Flora. Und nur diese haben die auf schwächstem Pflanzenleib stehende, grelleuchtende große vollkommene Blume, die ihr einen nicht wiederkehrenden poeti-

schen Schimmer verleiht. Ist die Blume fast aller Alpenpflanzen schon verhältnismäßig viel größer als die der Tieflandschwester, so erscheint sie noch größer, weil sie auf gedrungenem Stengel einem so schwächlichem Körper entsproßt. Ist sie aber klein, weil es ihre Art so bedingt, so schafft sie sich Augenfälligkeit durch massenhaftes Erscheinen und die Art wie sie in den sattesten Farben sich präsentiert. In flacher Horizontale stehen da auf Handtellergröße dicht gedrängt hunderte von

Blüten, sich dem trunkenen Blicke darbietend. Oder wie wir im vorigen Jahre zeigen konnten: In der Trockenmauer steht eine Glockenblumenart, *Campanula garganica*, von 15 cm Durchmesser. Zur Blütezeit hatte sie sich durch 182 Blütentriebe auf 90 cm im Durchmesser vergrößert. Jeder Blütentrieb hatte durchschnittlich 70 Blumen, zusammen ca. 1270 Stück zu gleicher Zeit, aus einer Wurzel in der „Trocken“mauer gespeist. Gibt es größere Wunder?

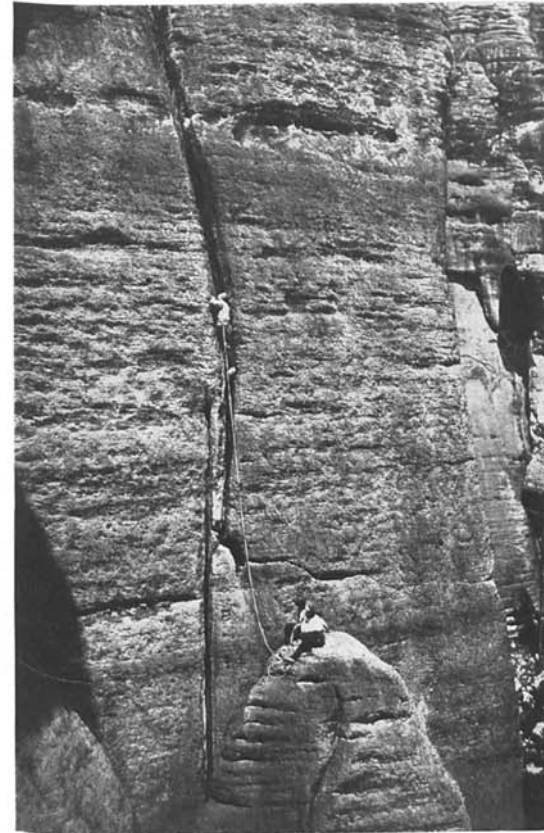
Habe ich vorhergehend an einem Beispiel geschildert, wie reichhaltig schon Einzelpflanzen blühen können, so ist es unmöglich, mit Worten den Eindruck zu schildern, den man von massenhaft blühenden größeren Pflanzengruppen in den Alpen hat. Unvergesslich bleibt mir der Anblick, den ich erhielt, als ich den Moserboden das erste Mal erblickte. Große Flächen reinblauer Farbe, von Enzianen herrührend, grenzten an Flächen grellgelber blühender Hahnenfußarten, an welche sich in gelblich-rotlichen Flächen von vielen Millionen Blumen, stengelloses Vein Kraut angeschlossen. Blaßblaue Flächen tausender und aber tausender Glockenblumen schlossen sich an mit weißen Sternen leuchtender Wucherblumen und dazwischen zeigten sich beim Näherkommen ungezählte Arten mit kleineren Blüten, mit nicht minderer Farbenpracht auf kleineren Flächen.

An Glanz und Feuer der Blütenfarben sind die Alpen unübertroffen. Wir haben in der Tieflandsflora auch schöne Farben, z. B. der Lungenenzian hat eine recht ansehnliche blaue Blume, aber wie sollte er mit dem Frühling-, dem stengellosen oder ausgeschnittenen Enzian wetteifern können. Oder wo sollten wohl unsere Vergißmeinnichtarten das herrliche Azurblau des *Myosotis alpestris* oder des Zwerghimmels-

heroldes hernehmen. Aber auch die Farbenzusammensetzung an einzelnen Blüten wie z. B. beim Alpenleinkraut kommt nur bei alpinen Pflanzen vor. All dies hervorgerufen von den stärksten Sonnenstrahlen, die Pflanzen auf unserer Erde treffen können. Das Höhenlicht ist viel reicher an ultravioletten Strahlen, unsere Tieflandsflora empfängt davon Knapp die Hälfte, die viel dichtere Atmosphäre filtert ihnen die Hälfte aller wirksamen Strahlen ab. Daß den Alpenblumen, vielfach auch dem ganzen Pflanzenkörper oder den Wurzeln außerordentliche Düfte eigen sind, dürfte allgemein bekannt sein, wenn nicht, in unserem Pflanzengarten ist Gelegenheit, sich davon zu überzeugen.

Die Befruchtung der Alpenblumen geschieht in der großen Hauptsache durch Insekten. Alle Nektarbedürftigen sind daran beteiligt. Nur ein kleiner Teil dieser großen Armee an der Erhaltung und Verbreitung der Alpenflora beteiligter und unentbehrlicher Insekten fliegt auch im Tieflande. Auch sie sind dem kurzen Sonnenerleben der Alpen angepaßt und ist ihr Artenreichtum und die Massigkeit ihres Auftretens für den Tieflandsmenschen erstaunlich. Leider kann ich hier auf die vielfältige Verbundenheit der alpinen Insektenwelt mit ihrer heimatischen Pflanzenwelt nicht näher eingehen, des bewilligten Textumfangs halber. Wir wollen uns deshalb lieber nach den Bodenverhältnissen umsehen. Daß die physikalischen Beschaffenheiten des Bodens auch die Pflanzendecke beeinflussen, dürfte allgemein bekannt sein. Sandige Heidegegenden tragen andere Pflanzengruppen als moorige sumpfige, und sandige felsige Gegenden können keine so üppige Vegetation ernähren oder hervorbringen als humusreiche Alpenmatten.

Sortierung folgt.



*Rißklettere
am Dreifingerturm*

*Aus den Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz
(Phot. W. Hahn, Dresden-A. 24)*

Das Sächsische Felsengebirge — ein »Klettergarten«?

Heinz Weber

Vor einiger Zeit nahm ich teil an einer Protestversammlung, die mit ihrem Inhalt sich gegen geplante Bergbahnen wendete. Dazu ergriffen zwei Bergsteiger das Wort, ein Alpinist und ein sächsischer Kletterer. Während dieser erklärte, daß unser Bergland ein Mittelgebirge sei, das mit seiner Eigenart und wilden Schönheit seinesgleichen in ganz Europa suche, so wies jener darauf

hin, daß das Felsengebirge eine treffliche Vorstufe für alpine Unternehmungen darstelle.

Im Blodig-Alpenkalender lautet der Text zu dem vortrefflichen Lichtbilde Walter Habns also: „Als Vorstufe für die Kletterberge in den Alpen gibt es wohl kaum ein Gebiet, das sich mit diesen Sandsteinfelsen vergleichen könnte“. Schon in den früheren

Jahrgängen des Kalenders wurde in solchen oder ähnlichen Worten diese Überzeugung vertreten. Ein anderer alpiner Schriftsteller schreibt im Augustheft 1930 des „Bergsteiger“: „Die sächsischen Bergsteiger schulen sich in ihren herrlichen Sandsteinbergen . . .“ In einem Heft unserer Bundeszeitung trägt ein Aufsatz den lichtvollen Titel: Gipfelbücher in Kletterschulen. Selbst Altmeister Lammer schlägt in dieselbe Kerbe, wenn er – wenn auch mit Recht – die Schale seines Hornes über das schamlose Gebahren in den Kletterschulen nahe der Großstadt ausgießt.

Was will oder wollte man eigentlich damit sagen, als man das Wort „Kletterschule“ oder „Klettergarten“ schuf? Genau betrachtet kann von einer Wortschöpfung keine Rede sein, denn ein Bergsteiger spricht eine andre Sprache. Entweder formt er Worte, deren Witz an purzelbaumschlagende Gnomen erinnert oder er schmiedet Ausdrücke, die hart und schneidend wie der Fels selbst sind.

„Kletterschule“ dagegen ist eine Mißgeburt, hinkend und schielend; was den Vater anbetrifft, so war das sicher ein hüftelnder, engherziger, verstaubter Pédant. Ein Schulmeister von der schlechten Sorte war es bestimmt, auch wenn er sich Alpinist nannte. Der Mann sollte für seine Leistung heute noch in der Bloßstock-Tordwand ausgesetzt werden.

Es soll im folgenden versucht werden, die Unrichtigkeit und bewußte Unterbewertung nachzuweisen, die Worte wie „Kletterschule“, „Vorschule“, „Klettergarten“ in sich tragen. Und zwar in technischer als in ästhetischer Hinsicht.

Die Wurzel des Übels liegt zweifelsohne dort, als Alpinisten unsere Kletterberge erschlossen. Sie benutzten allerdings die heimatlische Felsenwelt, um Erfahrungen zu sammeln, mit deren Hilfe sie den weitaus größten Teil ihrer Begehungen in den Alpen durchführten. Als sächsische, in erster

Linie Dresdner Kletterer mit der Wandkletterei etwas Neues, Einzigartiges schufen, dachte keiner von ihnen daran, in seinem Bemühen eine „Schulung“ zu sehen.

Was den Anmarsch anbetrifft, so können der Große und der Kleine Hsband, ja schon die Affensteine als Beweis dafür dienen, daß dem sächsischen Bergsteiger ohne Schweiß und Anstrengung kein Einstieg winkt. Die Klettereien selbst beanspruchen sehr oft mehr Zeitaufwand als manche alpine Bergbesteigung, von Technik, Wagemut und Energie soll noch nicht einmal so sehr gesprochen werden.

Ein sinnfälliges Beispiel: Der „Hohe Riß“ am Falkenstein ist für die Mehrzahl der Sachsen eine Genussache, ohne jede „ausgefranzte“ Problematik. Es soll Alpinisten geben, die viele bedeutende Klettergipfel der Alpen im ersten Ansturm besiegten, denen am „Hohen Riß“ dagegen eine Passionsstimmung nicht erspart bleibt.

Von den wirklichen Großtaten bergsteigerischen Könnens, von den kühnen Begehungen „unersteigbarer“ Wände und Gipfel soll hier weniger die Rede sein, weil die Schwere eines alpinen Unternehmens ihre Ursache keineswegs im Tur-Klettern hat, vielmehr ganz andere Faktoren das bewirken können.

Wenn aber einmal dem sächsischen Bergsteiger das Glück hold ist, wenn er einmal ins Hochgebirge eindringen kann, so hat er sich jederzeit wacker gehalten. Dabei ist es überflüssig, an die geradezu genialen Leistungen eines Emanuel Strubich oder Otto Dietrich zu erinnern. Ich weiß genau, daß viele meiner Bergfreunde die Berghäupter im Wetterstein, im Wilden Kaiser, in den Dolomiten, in der Brentagruppe bezwungen haben, ohne damit Reklame zu laufen. Es wird von der Durchsteigung der Watzmann-Ostwand, von der Begehung des Pferscher Tribulaun berichtet, ohne Effekt und Beifall zu haben.



Kletterei am Teufelsturm

*Aus den Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz
(Phot. W. Hahn, Dresden-A. 24)*

Also damit können diejenigen, die unser heimatliches Bergland zur Vorschule deklaffieren wollen, uns Sachsen nicht im geringsten imponieren.

Aber die andere Richtung, in ästhetischer Beziehung uns etwas am Zeuge zu flicken, ist mir noch viel wichtiger. Schon der Name „Klettergarten“ ist zu kompliziert. Man sollte in schlichtem, einfachen Deutsch etwa so sagen: Siebenklassige (I–VII laut „Sehrmann“!) Vor- und Versuchsschule mit dem Zweck der Erlangung der alpinen Reife. Vielleicht könnte man auch für eine

Umbenennung der alpinen Klettergebiete sprechen. Dem Wilden Kaiser würde der Name „Münchner“ oder „Kufsteiner Klettergarten“ sehr gut anstehen. Für den Rosengarten oder den Langkofel paßten etwa „Bozener Kletterschule“ und „Grödener Klettergarten“. Sollten diese Neuheiten nicht schärfsten Widerspruch in wirklichen Bergsteigerkreisen hervorrufen?

Und doch ist es mit allem nicht besser und nicht schlechter als im Sächsischen Felsengebirge.

Die Kleinheit der Felsen, die Enge des

Raumes, in dem sie wurzeln, dazu den Massenbetrieb der Bergsteiger, das alles mit der sinnlosen Bezeichnung „Klettergarten“ treffen zu wollen, ist doch ein glatter Lufttrieb. Ein Tropf, der es nötig hat, die Meterzahl und die Technik oder die Ausgesetztheit zusammenzuzählen, um zum Bergerlebnis zu kommen!

Es ist bei den Bergen wie mit der Kunst. Man behauptet doch auch nicht, daß St. Petri in Rom größer und schöner sei wie die Frauenkirche in Dresden. Der Wert irgendeiner Sache liegt in der Idee und in der Eigenart, niemals in der Größe. Mir ist noch niemals eingefallen, daraufhin einen Berg mit dem anderen zu vergleichen, Genuß und Erleben in den Bergen lassen sich nicht gleichmachen, glatthobeln wie ein Brett in der Hobelbank.

Nirgendwo ist die Relativität größer als in den Bergen. Setzt einmal die drei Zinnen in die Umgebung des Matterhornes, sie würden zu drei ganz elenden Schutthaufen werden. Und denkt euch das Matterhorn auf dieselbe Basis gestellt wie die Recken des Himalaja, ein Graturm säße dann zwischen Tschomo-lungma und Gaurisankar. Also so geht es nicht!

Wenn wir Sachsen nur wegen der Größe der Berge unsere Alpenfahrten machten, dann müßte hinterher unser Felsengebirge wieder um so und soviel kleiner und winziger, wertloser geworden sein. Wir denken garnicht daran, einen Vergleich mit dem Hochgebirge zu ziehen. Aber wir lassen uns von niemand vorschreiben, und sei es von einem 100%igen Alpinisten, wie wir unsre Heimatberge anzusehen und zu erleben haben! In der atemberaubenden Schilderung vom Großvenediger schreibt E. G. Lammer: „Stunden erlebte ich, in denen der Mensch der Urzeit seine Götter gefunden hat“. Wer so diese Erlebnisstiefe nicht schauernd abnt, wenn er die Bloßstock-Westwand, die

Ganssüdwand durchsteigt, der mag ein brillanter Kletterer sein, ein Bergsteiger ist er gewiß nicht.

Trinke ich Farben und Formen in mich hinein, dann ist es mir so herzlich gleichgültig, ob ich in einer Alpengruppe weile oder im Sächsischen Felsengebirge. Wo ist denn der Klettergarten, wenn ich vom Gipfel der Hohen Liebe zur Mauer der Schrammsteine hinüberschaue? Wo ist denn die Kletterschule, wenn ich vom Raufschsteinanstieg die Recken versammelt sehe, die beiden Falknertürme, die Raufschenturmgruppe, die Lehnsteigtürme?

Wo ist denn das Gebirge en miniature, wenn mein Auge haltlos an den grauenvollen Südadsturz des Höllenhundes auf- und niederblickt?

Und wenn ihr die Glanzpunkte unseres Gebirges, Bloßstock und Falkenstein, empor-tauchen, aufsteigen seht aus dem Waldmeer, wenn ihr das sehen könnt; zum sinnlosen Geschwätz werden eure Weisheiten von „Vorschule“ und „Klettergarten“ . . . Der einzige Winkel, wo ihr recht haben mögt, daß so etwas wie Affenparadies — Verzeihung — Kletterschule besteht, mag das vordere Bielatal sein. Aber da ist auch wieder gefühlsmäßige Anschauung stärker als Einordnungswahnsinn.

Also was wollt ihr denn, ihr, die ihr Inventur macht in den Gebirgen, die ihr hübsch einteilt, damit keine Unordnung entstehe.

Ihr wollt dem Sportbetrieb eins aus-wischen und trifft die Landschaft. Aber für das Einbrechen der modernen Zivilisation mit Limoufine, Reifegrammophon und Barmixer hat noch kein denkender Mensch jemals die Landschaft verantwortlich gemacht. Und vom „Massenbetrieb“ der Kletterer nur im Sächsischen Felsengebirge zu reden, ist ebenfalls reichlich daneben ge-griffen! Ich selbst habe in den Stubai-er



*Der Lilienstein, der höchste Tafelberg im Sächsischen Felsengebirge
Aus den Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz*

Alpen nicht einen Gipfel in völliger Stille und Abgeschlossenheit erleben können, und es wäre reichlich naiv, nachdem meine Sehnsucht, die Einsamkeit des Hochgebirges zu erleben, so gänzlich unerfüllt blieb, den Wert der Gipfel einzuschränken. Denn dann würden die Dolomiten mit ihrem Sommerbetrieb an Kletterern, Bergsteigern und Aufschneidern sehr, sehr schlecht ab-schneiden. Beim Wilden Kaiser und dem Wettersteingebirge ist der ähnliche Fall vor-handen.

Und nun zum Ende!

Ihr, die ihr glaubt, das Sächsische Felsen-gebirge besonders hinfällig bezeichnen zu müssen, und solch sinn- und herzlose Worte wie die genannten gebraucht, laßt euch

sagen, daß wir keineswegs von euch unser Bergland zum Spielzeuggebirge machen lassen wollen!

Wir lassen unsere Berge uns nicht zu Turngerüsten deklassieren, wir lassen die Wildheit und Erhabenheit unserer Felsen nicht lächerlich machen!

Nur eine gemütsbare Klassifizierung konnte einen solchen Krüppel wie das Wort Kletter-garten erfinden, dem sächsischen Bergsteiger wird es Pflicht sein, solch minderwertiges Sprachgut aus unserem Wortschatz auszu-rotten!

* * *

Hier liegt der Handschuh! Und wer glaubt, daß ich seine Bergsteigerehre be-schmutzt habe, der hebe ihn auf!

Auch klettern

Walter Skell, C. d. G.

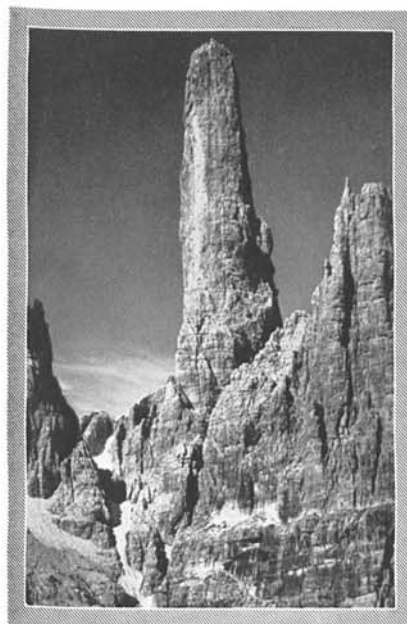
(Gegen übertriebene Naturschwärmerei und Schöntuerei beim Klettern)

Wir gehen von der Hütte weg. Wir haben den Weg über die Bocca di Brenta gewählt, da ihn der Führer als den kürzeren bezeichnet. Die Scharte ist voll Nebel. Hoffentlich ist es an der Guglia besser! Wir haben Pickel, Seile und Schlagzeug mit. Wir fahren im Firnschnee ab, rutschen über Steine. Der helle Fleck rechts ist vielleicht die Gugliascharte! Was wir eben so schnell abgefahren sind, müssen wir nun auf der anderen Seite mühsam hinauf. Erst über Steingeröll, jeder tritt rutscht weg, wir geben uns Mühe, daß nicht zu viel Steine hinunterrauschen. Wir werden warm. Es ist nur gut, daß die Sonne nicht scheint! Wieder kommen wir zu Firn. Er ist so hart und steil, daß wir vorsichtig in Serpentinien gehen müssen und später für jeden Tritt Stufen schlagen. Wir sehen den Fehrmannweg. Unser Anstieg stimmt also. Am Rand des Schneefeldes tropft Wasser. Wir stellen den Becher hin, warten, ruhen aus, trinken. Wir sehen nach der Uhr. Schon 1½ Stunde. Und das alles bloß Anstieg zum Einstieg. Weiter hoch im Schnee. Grad als der Nebel von der Scharte hinunterzieht und blauer Himmel frei wird, sind wir oben. Wir sitzen und sehen uns zum letzten Mal den Führer und die Karte an. Das ist also der Berg, Guglia di Brenta (er heißt hier Campanile Basso). Man hat uns so viel von ihm erzählt und so viel aus ihm gemacht. Es ist uns doch etwas komisch. Ein Marder klettert zwischen den Steinen. Wir suchen den roten Fleck in der Wand. Es sind viele da. Wir halten sie für dunkel-

gelb. Oder ist dort der Einstieg? Aber es wird schon hier sein. Der Fels ist ja auch ausgetreten.

11 Uhr steigen wir an. Der Nebel ist fort, die Guglia liegt klar. Wenn wir jetzt oben wären! Aber vorläufig kommen erst mal Schrofren. Kleine Überhänge sind drin, die uns zu großer Vorsicht zwingen. Dann gehen wir schräge Risse hinauf. Ich möchte wissen, wo der rote Fleck sein soll, aber da ist ja ein Ring, es wird wohl der Weg sein, oder es hat sich jemand verstiegen und dann abgefeilt! Vor uns steht eine Wand. Der erste steigt an. Sehr langsam, wie mir scheint, aber ganz sicher. Er findet einen Ring, und dann steigt er noch bis zu einem zweiten weiter. Am Seil holt er mich nach. Schön wär's, wenn ich jetzt da oben säße. Die Tritte und Griffe sind schräg, aber es geht, und es ist gut am Ring. Dann wird es noch einmal schwere Arbeit für die Finger und dann sitze ich neben ihm. Gut, daß die hier Ringe geschlagen haben, damit wir dann abseilen können! Wahrscheinlich war das die Bergerwand! Das ist ja nett, denn Fehrmann hat gesagt, daß die Ampfererwand nicht schwerer sei. Außerdem scheint hier der rote Fleck zu sein. Man sollte ihn anstreichen, damit man ihn sieht!

Die Sonne scheint. Wenns nur so bleibt bis wir oben sind! Es geht höher. Wir kommen auf eine Schutt-Terrasse. Da liegt Markierpapier! Und dann wieder Schrofren. Plötzlich sind wir im Nebel. Gemein, aber nicht zu ändern. Ein kurzer Kamin kommt, und dann queren wir nach rechts bis zum



Guglia di Brenta
Phot. W. M.

Grat. Es wird kalt. Ich steige zu einer kleinen Nische nach. Bis jetzt gings, ja, wenn das so weiter geht, sind wir zufrieden! Da fängt es an zu tropfen. Wir merkens beide und brüllens uns zu. Es geht einen Riß hoch mit einem Überhang. Ich sitze in der Nische. Ein Stein kommt. Gut, daß ich die Basenmütze aufhabe. Und gut, daß er nicht größer war. Denn im Augenblick bin ich wie besoffen. Auf einmal fällt mir ein, daß ich summe. Und noch dazu einen Gefangbuchvers. Dumm, ob es Angst ist? Es dauert lange bis das Seil rückt und mich nachholt. Der Fels ist naß geworden, aber es geht. Oben zieht er. Schneller! Ich stoße mich ans Knie. Wieder Zeit. Wir gehen im Riß höher, queren nach links und sind im Riß der zur Scharte führt. Es regnet nicht mehr. Nur Wind ist und Nebel. Und das ist nicht zu ändern.

Wir gehen auf dem breiten Schuttband zur Schulter. Es gießt. Es tropft vom Fels und glänzt. Wir kriechen unter einen Überhang. Eine halbe Stunde wollen wir warten. Richtiggehender Mist. Gegen dunklen Fels sehen wir wie es regnet. Gemein, und der Fels wird immer nasser. Wir kommen in Wut und treiben Maniküre. Dann sieht es aus, als ob das Wetter wieder besser würde, und wir fangen an, im Kamin empor zu steigen. Das Seil läuft zwischen meinen Händen in die Höhe. Jetzt sind ungefähr 20 m raus. Es stürmt. Ich sehe den ersten kaum noch. Der Nebel zieht grau. Es ist kalt und der Fels ist wie Eis. 30 m sind raus. Jetzt regnet es wieder. Der Regen wird weiß. Es hagelt. Man bietet uns eben alles! Das Seil ist zu Ende, ich steige nach. Vom Fels läuft Wasser in den Ärmel. Der Hagel trifft die Finger. Schon wieder der Gefangbuchvers.

Die Sohlen werden naß. Es ist glatt. Und es hagelt. So ein Mist, so eine Gemeinheit! Wir sind 40 m unter der Garbarikanzel! Alles steckt in diesen verdammten Wolken! Große Sch . . . ! Wir frieren. Das Seil wird schwer. Am besten ist wir kehren um! Wir legen eine Seilschlinge, seilen ab. Wenns jetzt aufhört, steigen wir doch noch auf! Aber es regnet weiter. So eine Gemeinheit! Und wir über die Hälfte haben wir gemacht! Vielleicht hats uns jemand gewünscht! Gehn wir weiter zurück? Es regnet. Runter. Das Band zurück. Wir danken den Leuten die die Ringe geschlagen haben. Die Risse hinunter. Wenn wir nur unten wären. Das Seil verklemmt sich, es läßt sich nicht ziehen. Wir fluchen. Beinahe hassen wir uns. Ob wir Angst haben? Wir gehen den Quergang zurück und seilen durch den Kamin ab. Es regnet. Der Gesangbuchvers. Und „ . . . und die Brust steht vor wie der erste Rang und schläft im Stehen ein“. Was soll mir die Kästnersche Gedichtzeile? Fällt mir denn weiter nichts ein? Vorsichtig klettern wir die Schrofien hinunter und stehen kurz über der Bergerwand. Am Seil steige ich ab. Es fehlt ein Tritt. Am liebsten stiege ich wieder hoch, aber aus irgend einem Grunde will ich ja hinunter. Blödsinn. Im Nebel verschwunden liegt tief unten die Scharte. Und mir fehlt ein Tritt. Und die Brust steht vor. Und: „So geh doch weiter!“ Und auf einmal bin ich auf dem Absatz über der Bergerwand. Ich lege eine Schlinge und sichere vom Ring aus. Er kommt nach. Auch ihm fehlt der Tritt. Außerdem

hat sich das Seil verklemmt. Wir fluchen. Ihm fehlt der Tritt, und auf einmal ist er unten. Jetzt seilen wir hoffentlich das letzte Mal ab. Mit 40 m kommen wir gerade bis unter die Bergerwand. Im Seil hängend muß ich links hinübergehen und erreiche knapp eine kleine Kanzel auf der ich mich ausruhe. Gott sei Dank! Alles ist vollkommen Wurscht! Er kommt herunter, aber das interessiert mich nicht. Und die Brust steht. Und wir sind immer noch nicht unten. Es regnet. Es ist kein Ring da. Wir legen eine Seilschlinge, seilen ab. Noch diese elenden Schrofien. Da liegen unsere Rucksäcke. Ist ja gleich! Und die Brust. Verdammter Vers.

Gott sei Dank! Und wir ziehen die Tagelschuhe wieder an. Wie lange brauchen wir noch zur Hütte? Nochmal 2 Stunden! Aber jetzt gehen wir den anderen Weg. Wir fahren im Schnee ab. Wir fahren im Geröll ab. Dann erwischen wir einen schmalen Weg, und dort liegt ja auch die Hütte. Stumm gehen wir hintereinander die letzten Serpentinaugen hinauf. Immer noch der blöde Vers. Es regnet jetzt nicht mehr.

Am Tisch frage ich: „Und was hast Du eigentlich gedacht?“ „Noch ist Polen nicht verloren. Wann werde ich wohl knattern? Ob mir jemand wünscht, daß ich fliege?“ Dann schreiben wir Ansichtskarten.

Und dann sagen wir uns: Es war doch schön. Und damit ist es schon zur Erinnerung geworden.

Auch das war Erleben des Kletterns.



Vor dem Aufbruch

Aufgenommen mit Zeiß-Ikon-Kamera (1 : 4,5 2 Minuten)

Phot. Lichtenberger

Bergnacht

K. W. Streit

Über einen blauen Hügel
Rollt der Mond in greller Weiße
Und mit silberfarbnem Flügel
Rauscht daher die Wolkenreise;

Rauscht der Wald mit Blatt und Nadel
Sich den Spruch vom schweren Werden
Und der Gipfel letzter Adel
Trägt den Reif, den eisbeschwerten;

Recht ihn hoch zum ersten Sterne,
Der als Kronendemant feuert
Und nach dem Gesetz der Ferne
Über Weltenräume steuert.

Rauschhaft süß wird bald das Rauschen,
Langsamer der Wolken Weben.
Wie sich Näh' und Ferne tauschen,
Stunden in einander gehen!

Wie auch die geduckten Hänge
Dreister sich mit Silber decken
Und der Heimchen Lustgesänge
Seltsam Widerhall erwecken.

Zu dem zitternden Erschwellen,
Zu der Nebel Werdestunde
Tönt der Sang lebendiger Wellen
Wirklichkeit aus tiefstem Grunde.

Von dem Quellen und dem Münden,
Dieser Sehnsucht stetem Treiben
Muß die quicke Ader künden.
Werden rings die Träume bleiben?

Ach, die bleichen Geisterschleier,
Die der Mond wirft, sind vergebens,
Denn der Fluß hat keine Feier,
Stark taft er den Puls des Lebens.

In dem Tal in wilder Bettung
Herb strömt seine Zauberspense
Hin zu ewiger Verkettung
Ohne Anfang ohne Ende.

Rauschet Wolken, rauschet Bäume!
Zitter Mond um Elfenweben!
Stärker Nacht als Deine Träume
Bleibt der wache Ruf vom Leben.

So wird deinem Leib inmitten,
Aus dem Ewigkeitsverlangen,
Mit dem wir um Sonne bitten,
Schon der neue Tag empfangen.

Am Seil

Fritz Müller-Partenkirchen

In einer Handvoll freier Schwünge schwebst du von Ehrwald hinauf zur Zugspitzhöhe. Wenn du aussteigst, hast du von hier nur eine kleine Strecke noch zum Gipfel.

Die Tiroler hatten recht: Das letzte Stück zur Majestät sollst du erwandern, nicht „erfahren“.

Freilich, das Erwandern muß auch darnach sein: Langsam, schweigsam, einsam, dann und wann verweilend, daß dein Aug' sich weite und die reinen Schauer dieser Hochwelt sich in deine Seele gießen.

Läßt uns sehen, wie das zugeht.

Aus dem Tellerklirren und Gebabbel des Hotelsaals bist du ausgerissen. Schweigend grüßt dich rings die erlauchte Pracht der Firne.

„Wünschen der Herr einen Führer?“

Ich versuche durch ihn durchzusehen. Es gelingt nicht ganz. An den frisiertlich angepappten Lösserln auf der Führerfirne — „erzen“ heißt sie in den andern, den gedruckten Führern — bleib ich hängen. Wo hab' ich diese Schneckerln schon gesehen? Nichtig, bei dem Hausknecht, der beim „Donisl“ in München die Betrunk'nen rauschmeißt.

„Aber die gnädige Frau werden's ohne Führer schwerlich machen können.“

Die Gnädige schwankt. Zweifelnd blickt sie mich an: „Ist es wirklich so gefährlich?“

„Grau-en-haft!“ versuche ich zu scherzen.

Aber sie nimmt's ernst: „Dann freilich —“ „Nummer fünf“, murmelt der G'schneckelte, die bereits gesicherten vier andren übersehend, „wenn sich jetzt der Herr auch noch entschließen wollte —?“

Der Herr entschließt sich nicht.

„— auch entschließen wollte“, wiederholt

er schon fast drohend, „dann — dann —“

Ich fasse ihn ins Aug': „Was dann?“

„Dann“, stottert er, „dann wären's grade sechs.“

„Je drei Mark, macht achtzehn £m, nicht wahr?“

Er starrt mich an. Er wendet sich einem andern sechsten zu. Ich entweiche: Berg, tu dich auf, ich möchte dir gehören . . .

Ja, wenn nicht Grenzen wären. Ein paar hundert Schritte weiter starrt mir eine ins Gesicht: Hie Östreich und hie Deutschland — hie Bayern, hie Tirol.

Auf der Völkerscheide — ist es eine? — stehen neue Erz'ne.

„Ala, Respekt! — der Herr will eine nd e u t - s c h e n Führer, gelln S'?“

Ich zeige mit dem Daumen rückwärts:

„Die dahinten sind —?“

„Tur Tiroler, Herr — die Zugspitz selm is bayrisch.“

„Und ihr wollt deutsche Führer sein? — da kenn sich einer aus!“ stelle ich mich dumm und ich entweiche wieder.

„Sie werd'n 's berei'n, Herr“, ruft mir einer nach, „i sag Labna nur soviel: Sie werd'n 's berei'n!“

Da reißt es mich doch nochmal rum:

„Depp, damischer, halt' Maul!“

Er hält es wörtlich: Die Bergführerpranke — gußeisern heißt sie im Gedruckten — ist ihm an das vor Erstaunen off'ne Bergführermaul gefahren: „Ala“, blinzelt er und neckt er, „Sie san oaner von de Infern — was kost' 's wenn Sie's aa halten, Zahner Mäu'?“

„Die Feder wird sich bei mir schwerer halten lassen.“

„O mei', schreib'n derfen S', was S'

woll'n, scheener Herr — jetzt da schaug her, da hat oaner von de Tirolerischen glei' sechs am Seil furing' fangt — so an ausgschaamter Baazi, so an ausgschaamter!“ Der Ausgschaamte befehligt unbeirrt mit granddurchfurchter Stirne seine Truppe. Der Gram kommt davon her, daß er sich, um verstanden zu werden, auf hochdeutsch hat umstellen müssen, was ihm schwerer fällt, als den Andren ihre Steigerei.

Er zieht das gewaltige Seil straff: „Achtung, meine Herrschaften, Achtung!“

Die Sechse stehen stramm, ganz Ohr und leicht erschauernd.

„Hür, meune Hörschaften, göbt es scharf röchts hörum — links, nücht hinunterschaugen, bitte, von wegen dem Krausamen Schwündel, so eunem befehlen könnte — soo, jetzt wüder geradeaus — hobts eich brav gehalten, Mannen und Weiber —“ „Köstlich, Justav, Weiber heißt er uns, der Sohn der Berge!“

Justav hörte nicht. Justav hatte sich, da er von Schwindel hörte, entschlossen, seinen Schwerpunkt in die Sitzfläche zu verlegen. Diese Sitzfläche war eine im Tal unten gekaufte echte Gamslederne, auf der er fürsichtiglich die Felsen abrutschte.

Bei diesem Anblick fiel der konzeßionierte Bergführer einen Augenblick lang aus der Rolle: „Hättst dir f' halt aa nageln lassen, del' Gamslederne — und hür, verehrte Hörschaften söhen Sü ins öwige Glötscher-

aus hinab — sapprawolt, höb 'n halt auf, dein' Hintern, sonst braucha ma a Stund für die zwanzg Minuten und i kimm z' spaat für die narten — schleun' di', sag' i, oder — oder ich müßte von den Hörschaften die doppelte Tar —“

Die Aussicht auf die doppelte Tare hob den Mann am Boden trotz der Schrecken des Gebirges hoch. Alles hat seine Grenzen: Auch ein Schwindel kann von einer Doppel-tare in die Flucht geschlagen werden.

Er griff zähneknirschend aus. Als er an mir vorbeigeseilt wurde, schrie er: „Führer, beda Führer, da geht einer ohne Führer, ist denn das erlaubt!“

„Erlaubt scho', aber gsaahrli, lieber Bua, schröcklich gsaahrli — i sieh 'n scho' drunten lieg'n, den — den notigen Hanswurschten, dem drei Markl z'viel san, und seine sparsamen Boaner z'ammaklaub'n —“ „Wo unten?“ hielt jetzt eine schreckensbleiche in das zitternde Seil geknüpste Dame den Führer an.

„Do drunten“, sagt gleichmütig der Führer. „Oh, kann man sich denn auf der andern Seite nicht erstürzen, Führer?“

Da fiel von dem durch das Kulturgezeugs verhunzten Führer plötzlich die verlog'ne Hülle ab, und streng und sachlich sagte er die Wahrheit: „Da balst abifallst, wer'st z' Lermoos begrab'n, und da balst abifallst, wer'st z' PartaKirch begrab'n.“



Etwas von Alpenpflanzen

Thumm

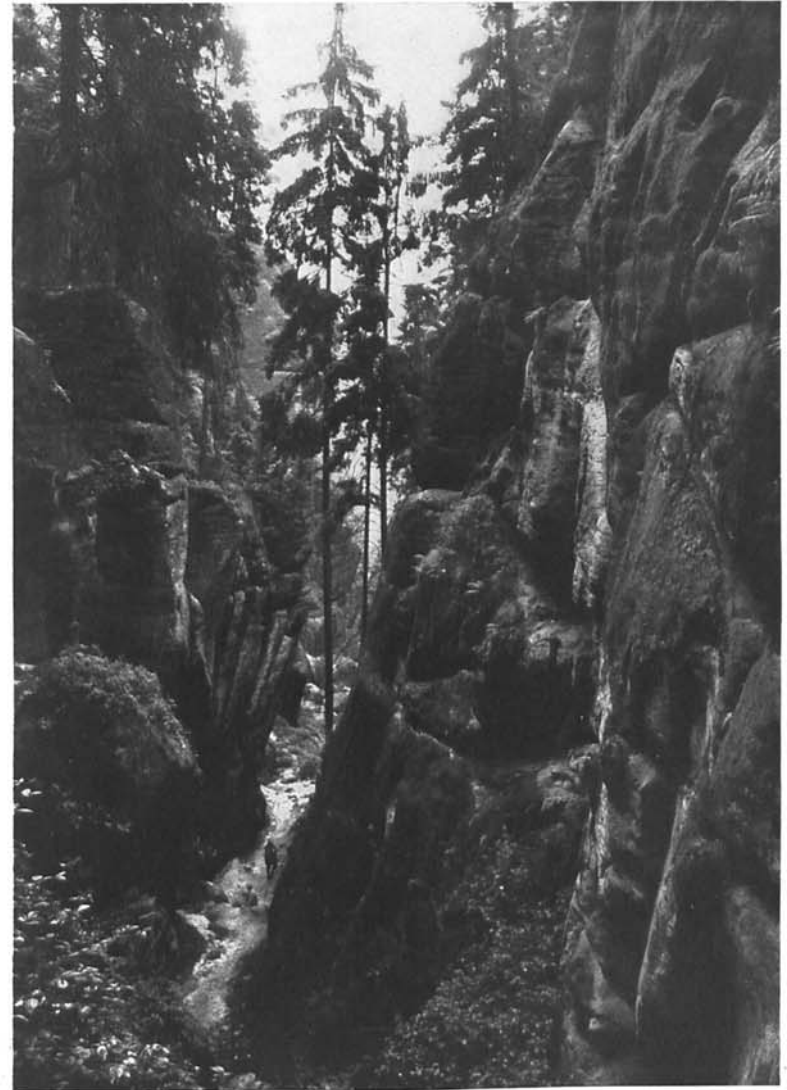
Im Pflanzengarten Wehlen blühen im August wenige Alpenen, dafür die schönsten Schmuckstauden; alpine Stauden reifen ihre eigenartigen Samen. Einige geschützte Pflanzen bringen fast regelmäßig einen zweiten Flor.

(5. Fortsetzung)

Ursprünglich, also nach ihrem Entstehen, waren unsere Gebirge lediglich kahle kompakte Gesteinsmassen. Im Laufe der Zeiten, vielleicht in Jahrtausenden, haben Hitze, Frost und Niederschläge ihnen Wunden geschlagen, Risse, Fugen, und Spalten beigebracht, sie abgenagt von allen Seiten, wie es ja heute noch geschieht. Dort, wo die Zeiten Steine lockern, zersprengen, zermürben, sie zu Staub zerfallen lassen, können sich nun Pflanzen ansiedeln. Zunächst Kryptogamen, das sind verstecktblütige oder solche, die keine Blumen haben (Sporenträger), wie Steinpilze, Flechten. Diese überziehen im Laufe der Zeit große Gesteins- und Bodenflächen mit dicker Kruste. Unter und zwischen ihnen setzen sich Staubteilchen, untermischt mit abgestorbenen Gewebeteilen und Wurm- und Insektenleichen oder deren Häute, Käferreste und ähnliches, fest. So wird langsam der Boden bereitet, der es nun schon Steinmoosen ermöglicht, dort zu siedeln. Schließlich wird nun auch allerlei kleinen Gräsern, später Phanerogamen (Blütenpflanzen), wie Compositen, Kreuzblümlern, Steinbrechen, Glockenblumen usw. es möglich, den kargen Boden zu bedecken und jede Pflanze hält anfliegende Staubteilchen fest, hinterläßt den eigenen Körper dem Boden, der sich schließlich so mit Humus anreichert, daß er auch anspruchsvolleren Siedlern genügt.

Wo die Pflanzen an solchen unbesiedelten Stellen herkommen? Nun es stehen ihnen viele Möglichkeiten zur Verfügung, sich weithin auszubreiten. Zunächst sind die Samen der Erstbesiedler sehr klein. Das

bedeutet, daß der starke Wind sie über hunderte Kilometer in einem Zuge forttragen kann, auch ohne daß sie besonders dazu eingerichtet wären, trägt doch der Sturm den Sand der Sahara in einem Zuge nicht selten bis nach England und weiter. Aber sehr viele Samen sind mit allerlei Einrichtungen versehen, daß der leiseste Wind sie über weiteste Strecken zu tragen vermag. Größere Samen werden von Vögeln aufgenommen aber nicht verdaut, sondern unverdaut mit einer Portion Dung an Stellen abgesetzt, die das Keimen gewährleisten oder wo sie später vom Winde über den Boden in eine geschützte Spalte hingewirrt werden. Daß es tatsächlich solche Verbreitung gibt, beweisen in jüngster Zeit mit Pflanzen neubesiedelte Stellen im Wimbachtale, deren nächstes Vorkommen in den Südalpen liegt. Und wie wäre es sonst möglich, daß Aretien, Draben, Primeln u. a. hoch oben im kahlen Gestein in Felsenspalten ihre prächtigen Blumen zeigen, deren Samen verhältnismäßig groß sind und sonst keinerlei Hilfsmittel haben, daß sie der Wind schwebend dorthin tragen könnte. Neben den Humuswurzeln, sehen wir aber hoch oben am kahlen nackten Gestein oder in Schutt geberdet, ausgesprochene Felsenpflanzen. Sie erheben wenig Ansprüche an den Boden, sie greifen Stein und Schutt mit ihren Wurzeln direkt an und entziehen ihm das zum Aufbau des Körpers Nötige, wenn nur die vorhandene Feuchtigkeit ausreichend ist. Zwischen beiden äußersten Grenzen, dem Humuslager und dem Felsen mit seinen Schuttmassen, erfreut uns aber die



Schlucht im Griesgrund

Aus den Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz

allerreichhaltigste Flora der Halbhumus- und der Halbfelsenpflanzen. Sie bilden die Hauptmasse der Alpenpflanzen.

Was sich ursprünglich vollzog, vollzieht sich vor unseren Blicken ständig aufs neue. Je mehr sich der Schutt durch Humusmassen anreichert, desto mehr nehmen Humuspflanzen an der Besiedlung teil, so den Schuttpflanzen ihre Wohnplätze streitig machend, bis nur noch Halbhumuspflanzen oder reine Humuswurzler dort siedeln.

Da auch die Naturkräfte am Felsen stets arbeiten, ihn zersprengen und so neue Schutthalden uff. bilden (Steinschlag), so wird auch für die Schuttpflanzen für immer neue Wohnstätten gesorgt, so daß wohl die Pflanzen von einem Ort weichen müssen, dafür aber andern Ortes ebenso günstige Lebensbedingungen vorfinden, wo sie in Gemeinschaft mit den ursprünglichen Naturkräften weiterhin an der Verbreitung neuen Bodens mitarbeiten.

Wie wir hieraus ersehen, ist den Pflanzen schon von Natur aus ein ganz bestimmter Standort Bedingung. Wenn auch bis zu einem gewissen Grade Pflanzen anpassungsfähig sind, so hat dies doch sehr enge Grenzen. Für das Gedeihen der Alpinen im Garten ist es von größter Wichtigkeit zu wissen, welcher Art Besiedlungsgruppe die einzelnen Alpinen angehören, um ihnen den Boden für ihr Gedeihen in physikalischer Hinsicht bereiten zu können.

Wer sich aber bei seinen Wanderungen in den Alpen offenen Auges mit der Pflanzenwelt befaßt hat, dem wird es aufgefallen sein, daß die Pflanzen in den sanfter geformten Urgesteinengebirgen mit ihren ausgedehnten Matten einen ganz anderen Charakterzug tragen, als in den wildzerklüfteten steilen Kalkgebirgen mit ihren Geröllfeldern und steinigern Wiesenhängen. Finden wir auch teilweise in beiden Gebirgsarten Pflanzen die in beiden vorkommen, vorwiegend Humuswurzler, so stellt sich doch

bald heraus, daß in der Hauptsache im Kalkgebirge wohl Angehörige der gleichen Familien wie im Urgesteinsgebirge vorkommen, es aber doch verschiedene Arten sind, die je nach dem, der einen oder anderen Art Gebirge durchaus eigentümlich sind. Man bezeichnet diese Charakterpflanzen mit Kalkstet oder Kalkhold, mit Kieselhold oder Kieselstet. Es gibt aber außer diesen noch andere, chemischen Einflüssen unterliegende Floren; an die nitrophilen (Düngerhaufen) Gewächse, Meeresstrand-, Salzfloren, Gips- und Serpentinfloren sei hier erinnert.

Eine lange Reihe von Jahren nahm man an, daß es sogar Pflanzen gäbe, die direkt Kalk- oder umgedreht Kiesel Feindlich seien. Dem ist nun nicht so. Alle Nährböden enthalten wenn auch nur geringe Mengen beider Stoffe. Kalk ist, teilweise in geringster Menge, für alle Pflanzen Bedürfnis. So ist es selbstverständlich, daß Pflanzen, die seit Jahrtausenden sich auf Kalkarmen Böden angepaßt haben, in Kalkreichen Böden nicht gedeihen und umgekehrt. Also zeigt es sich, daß man Pflanzen, die seit Urzeiten an bestimmte physikalische und chemische Grundbedingungen gewöhnt oder angepaßt sind, in der Gartenpflege diese gewähren muß, will man sie gesund erhalten. Diese Grundfaktoren machen uns stete Sorge im Pflanzgarten und haben neben klimatischen Erfahrungen uns gelehrt, den Kalkholden Pflanzen, gemäß ihrem natürlichen Vorkommens, reicherem mineralischen Nährstoffgehalt zu bieten, was ein glänzendes Mittel darstellt, sie zu üppigstem Gedeihen zu bringen. Mit diesem Mittel zum Zweck und der Wasserhaltigkeitsmachung des Bodens mit Torfmull u. a. Mitteln, haben wir uns fast ganz von der früheren Methode der Originalbodenuntersuchung und genau danach hergestellter chemisch übereinstimmender Bodenmassen, in den meisten Fällen freimachen können.



Teichrosen

Aus den Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz

Wobei aber stets zu beachten ist, daß Originalpflanzen von sehr stark kalkhaltigem oder auch kalkfreiem Boden stammend, zur Eingewöhnung ebensolchen Boden im Garten erhalten müssen. Solche Originale haben aber meist kein langes Leben. Wir versuchen von ihnen so bald es geht, reifen Samen zu erhalten und säen diesen aus. Diese Jungpflanzen entwickeln sich öfters im Garten ganz gut und passen sich leichter an, als die unter anderem Klima und anderen Verhältnissen gewachsenen. Wobei zu bemerken war, daß es in unserem Garten, der genaue Südlage aufweist, viel leichter ist, Kalkholde Pflanzen einzugewöhnen als solche des Urgesteines. Das war uns lange ein Rätsel, bis wir herausfanden, daß die Kalksteinflora an sich schon an lockere feine, viel leichter erwärmungsfähige

Böden angepaßt sind, als die Urgesteinsböden. Letzere verwittern im allgemeinen viel leichter und bilden schneller und reichlicher größere Humuslager, ihr Gestein vermag infolge seiner Struktur das Wasser leichter zurückzubehalten und gleichmäßige Feuchtigkeit befördert die Humusbildung außerordentlich. Auf solchen Matten lagert kalter, toniger Boden und dieser ist natürlich viel schwerer erwärmbar. Woraus folgt, daß unser leichter, sehr warmer Gartenboden, der außerdem noch in den von der Sonne beschienen hohen Trockenmauern, gewaltige Wärmespeicher hat, diese Wärme nicht nur ausstrahlt, sondern auch an den anschließenden Boden weitergibt. Für die kühleren Boden liebenden Urgesteinspflanzen, ist er also nicht ganz so günstig. Aber dem ist abzuhelfen und so hat

im Laufe der Jahre sich jede Pflanze dort eingefunden, wo sie am besten gedeiht. Das dies nicht leicht ist, kann man daraus sehen, daß gar manche Pflanze, die wir in nur einem Stück besaßen, in einem Jahre oft 3- mal ihren Platz wechseln mußte, bis sie an freudigem Wachstum zeigte, daß sie jetzt an dem für sie günstigsten Platz stand. Haben wir eine größere Anzahl Pflanzen einer Art zur Verfügung, über deren bestes Gedeihen wir nicht ganz im Bilde sind, so werden diese einzeln erst an die verschiedensten Plätze gesetzt um so den bestgeeigneten herauszufinden.

Um aber auf leichtere Eingewöhnung der auf Kalkböden heimischen Pflanzen zurückzukommen, sei noch erwähnt, daß ein Wissenschaftler nachgewiesen hat, daß die wärmeren Kalkböden es den Pflanzen ermöglichen, selbst in einem für sie ungünstigen Klima noch vorzukommen. So sollen viele Pflanzen, deren nördliche Vorkommensgrenze in Skandinavien liegt, dort ausschließlich auf Kalkböden heimisch sein. Einige wenige Charakterpflanzen, der Heidehochmoor und Torf flora, vertragen allerdings keinen Kalkgehalt des Bodens.
Fortsetzung folgt.



Die schönsten Stunden

Bruno Kremling

*Das sind von vielen wohl die schönsten Stunden,
Die uns das Erdensein gewährt:
Wenn du nach kaum vernarbten Wunden
Den Frieden wieder mit dir selbst gefunden
Und feiertäglich leicht, von keiner Tageslast beschwert,
Die Glieder wohlighingestreckt, vergraben tief im Grase liegst,
D.ß rispenschwer die Halme über dich sich neigen,
Während du wünschelosem Sinnen dich ergibst,
Da müde noch die Sehnsuchtsstimmen schweigen.*

*Aus nahen Tälern klingt melodisches Geläute.
Im wolkenlosen Blau, mit unbewegten Schwingen,
Kreist würdevoll der Aar und späht nach Beute.
Und während eines Vogels eintöniges Singen
Einschläfernd dich bestrickt, gleich einer sanften Traumesweise,
Ist dir, als lösten sich unmerklich leise,
Die Bande, die noch knüpften dich an deine Welt.
Erinnern weicht . . . ein dichter Schleier fällt . . .
Du bist nicht mehr, was du gewesen.
Von aller Menschenlust und -qual genesen
Scheinst du, entrückt dem Gang der Zeit,
Zu rasten in der Ewigkeit.*



*Jonsdorfer Mühlsteinbrüche:
Kleine Orgel
Aus den Mitteilungen des Landesvereins
Sächsischer Heimatschutz*

Eine Wanderfahrt in die Jonsdorfer Felsenstadt

Siegfried Störzner, Dresden

Wenn zur schönen Oster- oder Pfingstzeit einige freie Tage für eine Wanderfahrt zur Verfügung stehen, lenkt der Naturfreund gern seine Schritte etwas entfernteren Zielen zu. Und da soll heute einmal eines Schmuckkästleins der Lausitz gedacht werden, des stillen, waldumschlossenen Jonsdorfer Winkels mit seiner Felsenstadt der Mühlsteinbrüche. Die Zittau-Oybin-Jonsdorfer Eisenbahn oder wie der Volkswitz sie nach den vier Anfangsbuchstaben dieses hochtönenden Namens genannt hat, J. O. J. E. „Zug ohne

jede Eile“ oder: „Zinsen, o je!“, bringt uns von der „Sitte“ aus in genußreicher Fahrt dahin. Jonsdorfer Felsenstadt und Mühlsteinbrüche! Ein Paradies für den die Einsamkeit liebenden Wanderer, wie für den Bergsteiger. Zum Glück liegt es abseits vom sonntäglichen Massenbetrieb. Auch haben sich „Wegmarkierer-Baumverschmierer“ hier recht zurückhaltend gezeigt. Sehr schön, daß man sich in diesem Winkel mal verlaufen kann und vieles selbst suchen darf, ist doch die Entdeckerfreude mit das Schönste,

was eine Wanderfabrt schenken kann. Zwei Markierungen leiteten früher zu den Hauptzielen, der rote Punkt im weißen Felde und blauweiße Zeichen. Vor Jahren hat nach der Tonnenkatastrophe die Art der oberbayrischen Holzfäller von Tegernsee und Schliersee, von Oberammergau und Partenkirchen, die man zum Waldfällen hierher rufen mußte, diese Wegzeichen fast völlig zerstört. Wir werden uns auch ohne sie zurechtfinden.

Was lockt uns denn eigentlich in die Mühlsteinbrüche und in die Felsenstadt? Wundervolle bizarre Felsbildungen, eine Anzahl von Kletterfelsen, herrliche Aussichtspunkte, eigenartige Felsengassen, uralte Kiesensteinbrüche mit himmelhohen Mauern, die ehemalige Bergschmiede oder „Schärfe“ mit ihrem malerischen Glockentürmchen, die jetzt den jugendlichen Wanderern als Bleibe dient, und nicht zuletzt die geologischen Naturwunder, die Orgel und der Basaltstiel des Humboldtfelsens.

Man hat die Jonsdorfer Felsenstadt verglichen mit der Dittersbacher Schweiz, mit den Felsen von Adersbach und Weckelsdorf, den Tyssaer Wänden, dem Labyrinth von Nikolsdorf bei Königstein. Und doch ist ihre Schönheit ganz eigenartig.

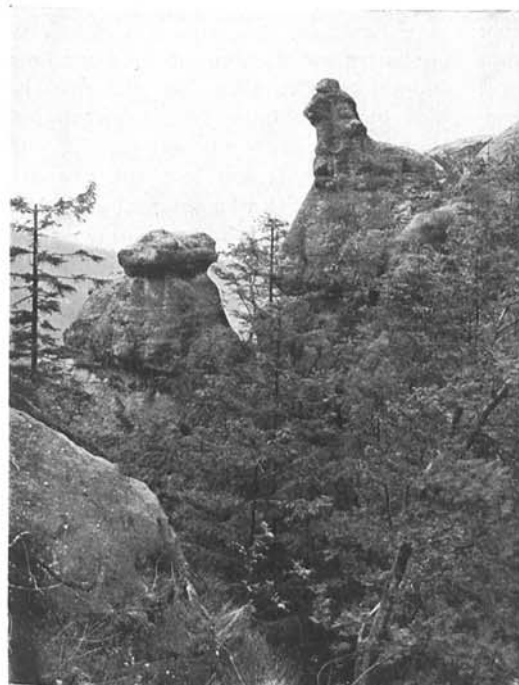
Einige geschichtliche Bemerkungen dürften vielleicht von Interesse sein: Im Mittelalter nannte man das ganze Gebiet „die Rabensteine“. Diesen Namen trägt noch heute eine auf dem Gebirgskamme dicht an der Landesgrenze zwischen Jonsdorf und Niederlichtenwalde aufragende Felsgruppe, die von einem vielbesuchten böhmischen Wirtshause gekrönt wird. Als nach der Reformationszeit in den Rabensteinen Sandsteinbrüche angelegt wurden und man das Material wegen seiner Härte und großen Porosität zu Mühlsteinen verwendete, kam die heute übliche Bezeichnung auf, während der Name Jonsdorfer Felsenstadt neueren Ursprungs ist und mit der Erschließung des Gebietes für

die Touristenwelt zusammenhängt. 1580 erfolgte die Anlage des ersten Steinbruches, des Bärloches. Pächter war Hieronymus Richter aus Jonsdorf, dem zu Ehren man vor einigen Jahrzehnten den Hieronymusstein nördlich der Jonsdorfer Kirche benannt und erschlossen hat.

Später kamen noch andere Brüche hinzu, wie der Kellerbergbruch, der weiße Felsen, das schwarze Loch, die lange Wand. Wohl zwei Jahrhunderte lang blieb die Familie Richter Pächter. Sie mußte jedes Jahr der Stadt Jittau für die Ratsmühlen 30 Mühlsteine frei liefern. Nur der Brecherlohn von je 2 Talern ward bezahlt. (Vgl. die sehr empfehlenswerte kleine Schrift von Schroeder über die Mühlsteinbrüche!)

1879 kaufte die Stadt die Steinbrüche samt allem Material und Werkzeug und nahm den Betrieb für einige Jahrzehnte in eigene Rechnung, verpachtete ihn auch mal und zwar 1911 an eine Pirnaer Firma. 1917 wurde jedoch das Steinhauen hier ganz eingestellt. An die Glanzzeit erinnert noch die Mühlsteinfabrik drunten im Tale, wo einst jährlich gegen 1000 Mühlsteine fertiggestellt wurden.

Der höchste Punkt der Jonsdorfer Felsenstadt liegt mit 609 m südwestlich der Orgel. Im Osten ist die Kuppe des Kellerberges mit 566 m dominierend. Das Tal wird etwa um 150 m überragt. Das ganze Gebiet liegt zwischen Jonsdorf, der Rabensteinstraße, der Schanzendorfer Straße und der Tischhofslowakei, auf deren Mark es hie und da noch ein Stück hinübergreift. Ehe wir in die eigentliche Felsenstadt eindringen, suchen wir einen Vorposten auf, den wir bereits vom Jonsdorfer Bahnhof entdeckt haben. Es ist der weitbin sichtbare Schalkstein, einer der beliebtesten Kletterfelsen des Gebietes. Er hat seinen Namen nach der auffälligen Gestalt, die einem Narren mit Kappe gleicht. Die Sage weiß von großen Schätzen zu erzählen, die unter



Jonsdorfer Mühlsteinbrüche:

Sphinx

Aus den Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz

dem Felsbau noch ruhen. Wer in der Johannisnacht die auf dem Gipfel blühende Wunderblume bricht, kann den Reichtum in seinen Besitz bringen. Die erste Besteigung des etwa 10 Minuten von der „Gondelfahrt“ aufragenden Felsbaues ist unbekannt. Schon seit langen Jahren wird der Stein von den einheimischen wie von fremden Bergsteigern erklettert. Da der Schalkstein reich an Simsen ist, kann man die Besteigung auch in Tagelschuben ausführen. Auf dem Gipfel finden wir Feuerpfannen, sogenannte Opferschalen, die als Verwitterungsprodukte anzusehen sind. Früher hat man hier oben Jahrhunderte hindurch Sonnwendfeuer angezündet, die mit zur Zermürbung des Gesteins beitrugen und schließlich beckenartige Vertiefungen erzeugten.

Unsere Wanderung durch die Mühlsteinbrüche und die Felsenstadt treten wir am besten von der schon genannten Gondelfahrt an. Bei der Straßenteilung vorm Gasthaus leitet uns ein roter Punkt im weißen Felde hinein in den Wald. Nach wenigen Schritten erreichen wir die in einem Gründel gelegene Schwarzwasserquelle mit ihrem Rastplatz und einigen Anlagen. Dahinter beginnt der steile Aufstieg. Erst von rechts, dann auch von links treten Felskämme heran. So führt uns der Pfad hinan zur Friedrichshöhe, auch Friedrichsstein genannt, vom Jittauer Verein Globus zu Ehren seines langjährigen verdienstvollen 1. Vorsitzenden, des Heimatforschers Prof. Dr. Friedrich († 1916), getauft. Früher trug der mit Geländer und Bank versehene Fels den Namen Kanapee. Wir befinden uns

hier auf dem Felsriegel der Wagedrossel. Wollen wir eine vollkommene Rundsicht haben, so müssen wir die verschiedenen Klippen aufsuchen, die dicht beim Kanapee aufragen. Unter ihnen befindet sich auch eine schlanke Felsnadel, die Semperhere. Ihr Name geht auf eine Volksfage aus der Zeit des 30jährigen Krieges zurück.

Von der Friedrichshöhe aus sieht man auf einem südlich aufragenden Felszuge eine kleine, freistehende Figur, den Großvater. In Nordrichtung würden uns zwei Steige steil hinunter zum Schalkstein führen, der nur in 300 m Luftlinie emporragt. Wir steigen jedoch in Ostrichtung abwärts, später wieder in einer Schlucht bergan und gelangen hier zur Brummerquelle. Sie hat von dem weit nach Nordost vorragenden Brummerfels ihren Namen. Das gute Quellwasser dieses Rastplatzes mahnt uns, daß hier die letzte Gelegenheit zu einer Erfrischung sei. Der Born liegt schon mitten in der Felswildnis und zwar in beträchtlicher Höhe. Die Sage erzählt, ein Hirtenmädchen habe hier einst einen Topf voll Brummer gefunden, das sind alte polnische Münzen.

Von der Quelle gehts stark bergauf zu einer Einsattelung. Hier erreichen wir eine wichtige Wegkreuzung (Albertfels, Jonsdorf, Alpenpfad). Auf hoher Eisentreppe klettern wir an der Felswand hinauf und gelangen so zu der Platte des Albertfelsens. Sie trägt ihren Namen zu Ehren des 1902 verstorbenen Königs Albert von Sachsen, der bekanntlich ein Freund der Zittauer Berge war und hier als Gast der Stadt Zittau gern auf Auerhähne jagte. Eine große Wetterfahne, eine Erinnerungstafel des Vereins Globus und ein Geländer zeichnen den 1907 geschaffenen Platz aus. Freunde von Klettereien seien auf den 100 m östlich ziemlich tief drunten aufragenden Zuckervogel aufmerksam gemacht. Über die Eisentreppe steigen wir wieder

hinab zur Wegkreuzung. Von hier gehts in Südrichtung steil aufwärts. Es folgt die interessante Kammwanderung auf dem Alpenpfade. Der Name ist gut gewählt, nicht bloß hinsichtlich des Charakters der Umgebung, sondern auch im Hinblick auf die Vegetation, kommt doch hier eine Art Knieholz vor. So gelangen wir hinauf zur Felsengasse, in der wir nach NW absteigen. Leider mußte gerade in dieser Felsenwildnis des Tonnenfraßes wegen vor Jahren aller Baumbestand abgeholzt werden.

Dicht links der Felsengasse finden wir eines der größten Naturwunder des Zittauer Gebirges, die Orgel oder Humboldtorgel, richtiger die kleine und die große Orgel. Ihr Standort ist durch eine Wetterfahne weit hin sichtbar gemacht. Zierliche Sandsteinsäulchen in Basaltform, wie Orgelpfeifen aufgestellt, bilden hier zwei mannhobe Stöcke. Die Felsstöcke zeigen fünfseitige Säulchen und zwar in einer Stärke bis zu 2,5 cm. Leider haben „Liebhaber“ an verschiedenen Stellen Stücke aus den Basaltstöcken herausgebrochen. Seit einigen Jahren steht drum die Orgel unter der Obhut des Sächsischen Heimatschutzes, der hier eine geschmackvolle Tafel aufgestellt hat. Wir lesen darauf die folgende Erklärung: „Der Sandstein ist von einem Lavastock so erhitzt worden, daß er in Säulen zerplitterte. Der Lavastock ist weggewittert.“ Der Basaltdurchbruch der Orgel geschah wohl zu einer Zeit, da die jetzt den Sandstein bildenden Massen sich noch in weichem Zustande befanden. So konnte der heißflüssige Basalt den Sandstein zwingen, seine Formen anzunehmen. (Naturfreunde seien aufmerksam gemacht, daß sich ganz ähnliche, aber viel zierlichere Sandsteinsäulchen im Sächsischen Felsengebirge am Gohrischstein finden und zwar am Berghange eines zugepflanzten Steinbruches nahe dem Papststeinsattel und dem „Galgen“). Dicht unter der Orgel entdecken wir die

Sphinx, ein eigenartiges Felsengebilde, das auch die Form eines ruhenden Lammes hat.

Von der Orgel kehren wir zur Felsengasse zurück. Da macht uns links ein Wegweiser auf Hennigs Säule aufmerksam. Ein Jonsdorfer hat hier durch Absturz den Tod gefunden. 100 m weiter links über der Felsengasse der Löwe, wohl das zierlichste Naturdenkmal des Gebirges. Es wirkt wie eine Bildhauerarbeit. Man unterlasse ja das Hinauffklettern, um die Felsfigur nicht zu beschädigen.

Nach kurzer Wanderung erreichen wir die riesigen Mühlsteinbrüche. Sie haben ja dem ganzen Gebiet den Namen gegeben. Vom hohen Rande steigen oder „fahren“ wir auf steiler Schutthalde hinab in die Tiefe des Schwarzen Loches, des größten Steinbruches der Umgebung. Er weist außer Sandsteinsäulchen in Basaltform einen interessanten Tunnel auf, der hier die berg hohen Felswände in bedeutender Länge durchbohrt. Angelegt wurde er zur Abfuhr des Gesteins, was durch eine kleine Feldbahn erfolgte, die vom Bruch aus durch den Tunnel zur Waldstraße führte. Wegen der Gefahr des Abbröckelns von Gesteinstücken ist der Durchgang am Tunnel nominell verboten. Man gehe auf eigene Gefahr.

Nach der Jonsdorfer Seite hin hat der Bruch noch einen zweiten Ausgang, eine künstliche Felsengasse. Sie wird von 20 bis 25 m hohen, senkrecht abstürzenden Mauern eingefast. Im Bruch selbst finden wir wieder eine Tafel des Heimatschutzes: „Phonolithgang. Grau verwitterter Basaltgang. Der Sandstein ist scheinbar zerlegt.“

Wir stehen hier vor dem Humboldtfelsen oder dem Schwarzen Stiel. Hier stand früher die „Gaulwand“, ein fegellarziges Felsstück von 10 m Durchmesser. Leider ist es teilweise abgetragen worden. Immerhin zeigt der Fels noch einen sehenswerten

Basaltstiel von etwa 8 m Höhe.

Auf der Jonsdorfer Seite verlassen wir den Bruch. Eine aussichtsreiche Promenade mit schönem Blick auf Jonsdorf führt uns durch parkartiges Gehölz (Naturschutzgebiet) an den spärlichen Resten ehemaliger Schärfer oder Bruchschmieden vorüber. Nur eine ist noch wohl erhalten und durch ein Glockentürmchen geziert — ein malerisches Bild von packender Schönheit. Die Bruchschmiede ist durch einen Anbau als Wanderheim ausgebaut worden und dient jetzt als Jugendherberge.

Freunde von Klettereien können von hier aus einen kurzen Abstecher südwärts zu den „Drei Brüdern“ und zum Südostgrat unternehmen. Man will in ersterem drei Riesen erkennen, die eng beisammensitzen und mit erhobenen Armen nach Böhmen hineinweisen.

Von der Unterkunfshütte schlängelt sich in NW-Richtung ein Pfad durch das Laubgehölz zu den nahen Steinbrüchen des Brandberges und des Kellerberges. Diese Kuppen ragen dicht westlich über dem Tale von Neujonsdorf, dem sogenannten Schweizertale, auf und zeigen nach dieser Richtung hin mächtige Schutthalden. Der Kellerberg ist mit 566 m wohl die höchste Erhebung des langen Felszuges der Schusterbänke. Hier finden sich die Halden des Weißen Felsens und des Härloches, zweier aufgelassener Steinbrüche.

Der nach Norden zu ins Jonsdorfer Tal vorspringende Hauptgipfel ist der Brandberg. Seinen höchsten Punkt bildet der durch eine große Stange kenntliche Carolafels, genannt nach der Königin Carola, die mehrfach das Zittauer Gebirge besuchte und dabei auch diesen Punkt kennen lernte. Die Aussicht hier ist hervorragend: Jonsdorfer Tal, Hieronymusstein, Zittauer Becken, Lausitzer Bergland, die schlesische Ebene, die Wendei, Tzorneboh, Bieleboh, Jauernicker und Königshainer Berge, Landes-

Frone, Görlitzer Heide, nicht zu vergessen die besuchtesten Punkte des Zittauer Gebirges von der Lausche bis hin zum Jeschken. Ein Besuch der zu unseren Füßen liegenden Brüche ist hochinteressant. An einigen Stellen erleichtern eiserne Leitern, Stufen oder Treppen die Begehung. Immerhin ist Vorsicht geboten. Wollen wir einen gründlichen Streifzug unternehmen, so sind etwa 2 Stunden erforderlich.

Für den Bergsteiger sei noch erwähnt, daß wir uns hier im Klettergebiet der Mühlensteinbrüche befinden. Vom Carolafels leitet ein Steig auf dem gratartigen Rücken in Richtung Jonsdorf (17) steil hinab zu den nur mit Seil und Kletterstiefeln besteigbaren Felsen Talwächter, Rote Wand oder Habicht, Kahlkopf, Drei Tische, Totensteine und wie sie alle heißen. Der Gipfel des oberen Talwächters ist auch ohne Kletterei zu erreichen. Bietet die Rote Wand, von den Einheimischen seit alten Zeiten der Habicht genannt, die schönste Kletterei, so zeigen die Drei Tische oder drei Sessel einen ganz eigenartigen Gipfelbau mit mehreren von einander getrennten tischartigen Platten.

Schrammstein-Besucher

A. Goldammer

Gingen just zwei Kegelbrüder
Schweigend durch die vorder'n Steine.
Hatten weder frohe Lieder,
Noch gesunde Dauerbeine.

Kamen an die Zackenkronen —
Einer unterbrach das Schweigen,
Ob es sich denn wirklich lohne,
Diese Wand hinaufzusteigen? —

Sicherten zwei Kraxelbrüder
Droben auf der Eisenspitze
Ihren Dritten, brav und bieder,
Hoch zu ihrem luft'gen Sitze. —

Heimwärts durch die vorder'n Steine
Schlichen schlapp zwei Kegelbrüder.
Schimpfte der eine: „Alle Neine!
Kraxeln geh' ich niemals wieder!“

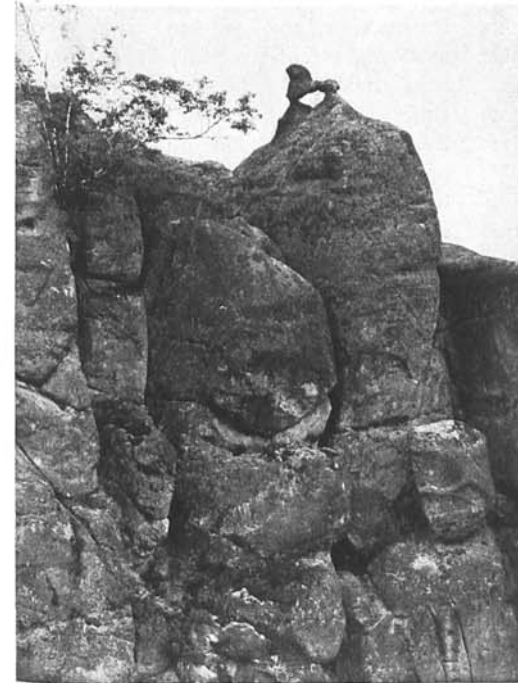
Tiefe Auswaschungen im eisenschüssigen Gestein haben überhängende Bänder gebildet. Bei den drei Tischen finden wir das Bärloch, den ältesten Steinbruch von anno 1578. Interessant sind die hier eingemeißelten Figuren, die aus weit zurückliegender Zeit stammen.

Unter den drei Tischen erhebt sich der Kahlkopf oder Niedere Talwächter. Von ihm aus leitet uns eine markierte Talpromenade unter einer überhängenden Felswand vorüber hin zum Großen und Kleinen Totenstein. Sie sind tief unter den Abstürzen der Brandbergfelsen und der Steinbruchhalden zu suchen. Eine kurze Waldwanderung bringt uns wieder nach Jonsdorf, von wo uns die liebe Kleinbahn „ohne Eile mit viel Weile“ nach Zittau zurückführt.

* * *

Ein Wort des Thüringer Dichters August Trinius kommt mir auf der Heimfahrt in den Sinn:

Von allen Freuden dieser Welt,
die uns ein Gott gegeben,
das Wandern uns das Herz erhebt,
ja, Wandern, das heißt Leben!



Jonsdorfer Mühlensteinbrüche:

Löwe

Aus den Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz

Der Gamsspitzlerweg der Dürrebielenadel

(Aus der Geschichte der Erstbegehungen)

Kurt Freier, K. V. Gamsspitzler

Mit unserem kleinen Fred stimmte irgend etwas nicht recht, denn seit Wochen verlor er eine seltsame Mischung von Niedergeschlagenheit und mühsam verborgener Erregung, kein Mensch wurde recht Flug aus ihm, zumal er sich auch bei Befragen mit der Miene eines Dulders über die Ursache seines Schmerzes totschwie. Besonders dann, wenn wir nach langer, langer Redeschlacht in unserer Klubstube uns über das Ziel unserer sonntäglichen Kletterfahrt einig geworden waren, was bei unserem Grundsatz, möglichst immer gemeinsam in die Berge zu fahren, stets

Zugeständnisse Vieler zugunsten eines Planes, dem dann aber auch die nötige Schlagkraft sicher war, erforderte, versiel Fred in stummer Resignation, wenn wieder einmal sein oft vorgebrachter Vorschlag, das hintere Bielatal zu besuchen, unter den Tisch gefallen war. Und es war doch garnicht leicht, die wenigen noch verfügbaren Herbstsonntage mit unserem Tatendrange in Einklang zu bringen, wir hätten gerade damals zehn und mehr Sonntage auf einmal gebraucht, um nur unsere brennendsten Probleme zu lösen. Wir waren deshalb auch recht fleißig im Fels, hatten gute Er-

folge und dann kam uns fast zu rasch der Skiwinter, den wir zur Vervollkommnung unseres Könnens nutzten. — Fred aber blieb trotzdem unzufrieden.

Das kommende Osterfest, das wir nach unserem damaligen Brauche, außer einigen Kameraden, die erstmals eine Osterkifahrt ins Riesengebirge unternahmen, im Biela-tal verlebten, sollte uns endlich des Rätfels Lösung bringen. Wir hatten uns im vorderen Biela-tal recht gut eingeklettert und wollten uns nun mit dem Besuch einiger abgelegener Gipfel etwas Besonderes leisten. So gerieten wir, vielleicht nicht ganz unbeabsichtigt, ins Tal der Dürren Biela und im Angesicht der herrlich aufragenden Nadel verriet uns Fred seinen Plan, den Versuch eines Aufstieges über der Nadel Westkante zu wagen und seine Sorge, daß ihm andere zuvor kommen könnten; eine bei der damaligen Sucht nach Neutouren nur zu begründete Befürchtung. Wir hatten uns aber einen sehr schlechten Tag herausgesucht, Schnee- und Regenschauer wechselten mit einigen bescheidenen Sonnenblicken und dazu wars hundekalt, so daß wir uns für diesen Tag nur mit genauem Studium einer manches Fragezeichen aufweisenden Anstiegslinie befassen konnten, es aber auch so gründlich taten, daß uns vor Begeisterung für Freds Plan ordentlich warm wurde. Das war so das Rechte für unseren Geschmack, eine saubere luftige Kletterei, die schwer werden, aber doch nicht das Letzte fordern würde. — Frohen Sinnes zogen wir wieder talaus und ließen uns unsere gute Laune auch nicht trüben, als wir, um wenigstens etwas zu klettern, am Wachsamem Förster und seinem Nachbar mit Regenschauern, Graupeln und Eisfingern beehrt wurden.

Der Bann war nun gebrochen, Fred strahlte wieder. Schon der nächste günstige Termin wurde für den entscheidenden Schlag erkoren; der Doppelsonntag 30. April/1. Mai

1922 schien uns gerade recht für unser Unternehmen und zu den guten Seilen ward mit besonderer Feierlichkeit auch ein ganz gewichtiges Schlagzeug gepackt.

Unser Vorhaben hatte fast unseren ganzen Kameradenkreis mobil gemacht und so marschierten wir dann im flotten Tempo bielaaufwärts. Das Wetter war nicht gerade übel, doch standen dicke Haufenwolken am Himmel und es war für den frühen Morgen etwas heißer als uns lieb war. Im Dürrebiela-tal standen wir dann in staunender Bewunderung der überaus schlanken, leicht schiefen Nadel und erwogen im großen Kriegsrat noch einmal gründlich die Möglichkeit des von uns beabsichtigten Neuaufstieges über des Turmes lange, dem Tale zugeneigte Westkante, die wir von rechts her von einem großen Block gewinnen mußten. Behende sind wir dann über das Wasser der Dürren Biela gesprungen, haben uns ein mehr oder weniger geeignetes Lagerplätzchen am Fuße der Nadel erkoren und mit Bedacht Klettertoilette gemacht. Als Fred dann mit guten Wünschen begleitet über leichten Sels zu dem von der Nadel und dem vor seiner Südwand gelagerten Riesenblock gebildeten Kamin emporsteigt, merkt man von seiner bisher nur mühsam verborgenen Erregung nichts mehr, die Tat hat ihn ganz in ihrer Gewalt. Bevor Fred nach kurzem Stemmen in dem bequemen Kamin nach rechts auf dem Riesenblock aussteigt, befördert er nach warnendem Ruf einen störenden Sels-Plumpen von anständigen Ausmaßen abwärts, der krachend vor unseren Füßen zerplatzt und zu doppelter Vorsicht mahnt. Paul, dann ich, Hermann und Rudi sind rasch auf Freds lustigem Platze vereint und gemeinsam erkennen wir, daß uns der Weg gleich hier das große Fragezeichen des Zuges zur Westkante entgegenstellt. Wir müssen, eine rißartige Rinne übersteigend, nach links queren und dann über einige

kleine Bäuche ein in Höhe des Ansatzes der Westkante im linken Teile der breiten Südwand der Nadel befindliches Selsloch gewinnen. Aber gleich die ersten Meter des Querganges sehen verteuftelt glatt und problematisch aus. Fred steht schon der Wand gegenüber, studiert jeden der spärlichen Griffe, Tritte scheinen überhaupt vergessen worden zu sein, und macht entsprechende Trockenübungen, während unsere Sicherungsleute sich die allergünstigste Sicherungstellung ausnobeln. Dann überspreizt Fred die trennende Kluft und sucht von der rechten Kante her im Linksquergang den zum Aufstieg geeigneten Teil der Südwand zu gewinnen. Die weit auseinander liegenden Griffe und vergessenen Tritte, die nur durch Reibungsantritte zu ersetzen sind, geben unserem Führer wegen der bescheidenen Ausmaße seiner Arme und Beine eine harte Nuß zu knacken und er muß, da seine Stellung an der Wand auf die Dauer zu kraftraubend ist, mühsam erkämpftes Gelände zurückgehen und ordentlich verschnauften. Erneut beaugenscheinigen wir das Wandstück vor uns und beim wiederholten Angriff zwingt Fred in seiner Art die schwere Arbeit, wobei ihm der Übertritt über die herabziehende rißartige Rinne wegen seiner doch zu kurz geratenen Gliedmaßen die heikelste Aufgabe stellt. Besser als wir erwarteten, läßt sich das folgende ziemlich lange und mit einigen Überhängen bewehrte Wandstück bewältigen, da das Gestein sich als recht griffig und verlässlich erweist; in erst rechts und später leicht links laufendem Anstieg gewinnt unser Führer rasch einen leidlich guten Standplatz beim Selsloch, dem nur eine ordentliche Sicherungsmöglichkeit fehlt. Fred geht schon einige Schritte höher und beäugt angestrengt die nun ansetzende Westkante, die ihm aber gar nicht einfach erscheinen muß; von seinem lustigen Platze macht er uns die Mitteilung, daß der Weg zum Gipfel

noch recht weit sei und daß deshalb einer der Kameraden zu seiner Sicherung ins Selsloch nachkommen müsse. Um den Mangel guter Sicherungsmöglichkeiten auszugleichen, beschließen wir deshalb im Loch einen Sicherungsring zu schlagen und befördern bald das Schlagzeugbündel mit allem Zubehör hinauf zu unserem Führer. Dann fährt singend unter des Hammers wuchtigen Schlägen der Kronenmeißel ins norddürftig vorgeweichte Gestein und hell klingt jeder Schlag wider im engen Selsal. Fred muß sich bei der Härte der Felsen arg mühen ein genügend großes Loch herauszuschlagen, in das er dann den Ring einreibt und mit Eisen- und Holzfeilen den nötigen Halt verleiht. Wieder pendelt das Arbeitszeug durch die Luft herab zu uns, dann geht Paul als zweiter den Weg hinauf zu unserem Führer und nimmt, von uns am zweiten Seil gesichert, seinen Platz am neu geschlagenen Ring ein, während er selbst das Seil des Führers für den Weiterweg wohl geordnet zurechtlegt. Wir haben mit dem Ringschlagen viel kostbare Zeit verbraucht; der Himmel hat sich inzwischen mit schwarzdrohendem Gewölk überzogen und mahnt zur Eile. Fred geht dann sofort den wohlstudierten und von mehreren Überhängen verteidigten Weiterweg zum Gipfel an, steigt, von Paul am Ring im Selsloch gut gesichert, schräg links aufwärts und gewinnt so die steile Westkante, an der er sich in ruhiger prächtiger Art aufwärts schiebt, bis ihn ein wulstiger Überhang zwingt, durch eingehendes Betrachten der wenigen Griffe und Tritte einen wohlbedachten Plan zu seiner Überwindung festzulegen. Wenige Meter steile Kante, dann sperrt erneut ein Überhang den Weg zum Gipfel, der den ersten an Schwierigkeit weit übertreffen muß, denn lange steht da unser Führer, probiert und geht immer noch einmal zurück; es scheint der Schlüssel der Kante zu

sein. Unsere Spannung ist aufs Höchste gestiegen — sollte sich kurz vorm Ziel unser Weg doch noch als undurchführbar erweisen und wir geschlagen heimziehen müssen? Wieder geht Fred den Überhang an und wieder schauen wir alle mit verhaltenem Atem zur Kante auf, an der sich nun der Körper unseres Führers auf den bauchigen Gesteinswulst geschoben hat und wir fühlen, daß jetzt die Entscheidung naht. Obwohl Fred mit beständiger Ruhe arbeitet, wissen wir doch zu genau, daß er jetzt sein Bestes leistet und daß er die mangelnde Körpergröße mehr als je ausgleichen muß durch doppelt raffinierte und ausgefeilte Klettertechnik — schon sieht es so aus, als ob er wieder zurückkommen wollte, da strafft sich seine Gestalt und elegant zieht er sich weiter aufwärts; bald hat er kostbare Meter gewonnen und am Fluß seiner Aufwärtsbewegung erkennen wir, daß er leichteres Gelände gewonnen hat. Herzlich und mit einem aus Erleichterung und Freude gepaartem Gefühl erwidern wir vielstimmig seinen Jubelruf, mit dem er uns nach hartem Kampf das Gelingen seines Wagens kündigt.

Noch bedrohlicher als zuvor hängen schwarze Wolkenballen am Himmel und es ist so schwül, daß uns in Kürze ein böses Unwetter überraschen muß. Wir kürzen deshalb unsere Erstbegeherseilschaft auf drei Mann und so steige ich denn als dritter Teilnehmer von Paul gut gesichert das erste Wegstück hinauf bis zum Sicherungsring, während unsere anderen Kameraden, die als Sicherungsleute beste Dienste geleistet haben, den Anfangskamin wieder hinabstemmen und sich an zwei weiteren Partien über den üblichen Aufstieg auf die Nadel bereiligen. Der Anfangsquergang macht auch mir einiges Kopfzerbrechen, gelingt aber doch recht gut und das Wandstück bis zum Ring ist reine Freude. Dann ist die Reihe an Paul weiterzusteigen, der

rasch und flüssig Boden gewinnt und nur am zweiten Überhang zu kauen hat. Schon grollt ferner Donner, so daß ich froh bin, als ich zum Weitersteigen aufgefordert werde. Die Kante, klein aber festgriffig, ist wahrer Klettergenuß, eine herrliche Leiter zum schmalen Gipfel, die ich fast mit einer Art Andacht aufwärtssteige und auch an den schweren Stellen gut überwinde. Besonders der böse obere Überhang gelingt mir überraschend schnell, obwohl er kaum Griffe aufweist, ich schein aber gleich auf Anhieb das rechte Rezept erwischt zu haben; der Rest des Weges zum Gipfel ist fein abgestimmter Ausklang eines herrlichen Kletterpfades. — Wir drei drücken uns herzlich die Hände und Fred kann strahlend die Glückwünsche unserer zahlreich auf dem alten Wege heraufgestiegenen Kameraden einheimsen.

Das Rollen des Donners ist bedenklich nahe gerückt, über Liland stehen schon dicke Regenschwaden und während unsere Kameraden fluchtartig am Seil hinuntertaufen zum Fuß des Gipfels und wir unsere Eintragungen über die Wegführung unseres neuen Aufstieges, den wir zu Ehren unserer Vereinigung „Gamsspitzlerweg“ benennen, im Gipfelbuch vornehmen, bricht mit einem Schlag ein Unwetter los, wie ich es mit solcher Festigkeit nur selten in unseren Bergen erlebte. Das treue Seil mit dem Leib deckend, haben wir uns auf dem Gipfel langgestreckt, Blitz sucht auf Blitz, dazu gießt es wie aus Kannen und dann setzt ohne Übergang ein Hagelschlag von solcher Wucht ein, daß die Hagelkörner beim Aufschlag auf dem Fels weit zurückprallen und uns die ungeschützte Haut zerschlagen. Im Nu sind wir durch naß, vor Kälte klappen die Kiefer — es ist eine tolle Gipfelrausch. — Fast eine halbe Stunde mag dies Wüten gedauert haben, dann bricht das Wetter ebenso unvermittelt wie es kam ab, ja durch jagende



*Jonsdorfer Mühlsteinbrüche:
»Schwarzes Loch«
Sandsteinsäulen
(Scheitelsteine)*

Aus den Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz

Wolken blinkt sogar ein wenig die Sonne. Wunderbar erfrischt ist die Luft. Schlotternd vor Nässe und Kälte quälen wir uns an dem nassen steifen Seil die lange Abseilwand hinab und sind heilfroh, als wir die bocksteifen Klettersachen ablegen können. Aus allen möglichen Verstecken kommen nun auch unsere Kameraden herzu und dann ziehen wir frohen Mutes talaus, aller Augenblicke zurückschauend zur Nadel, uns des Aufstieges über die stolze Westkante, seiner idealen Wegführung und unseres Sieges freudig.

Am Abend haben wir in unserem sonst so stillen Quartier gefeiert, ein wenig sehr sogar — umsomehr als mir und Rudi noch am Abend beim Ströbern an einem selten besuchten Gipfel eine kleine Zufallsneutour geglückt war — und damit unser

Erleben zu vollster Harmonie abgerundet.

* * *

Bald folgten die Zweitbegehung und weitere Durchkletterungen unseres neuen Aufstieges. Einer dieser Begeher machte uns darauf aufmerksam, daß etwa unter der Höhe des von uns im Felsloch geschlagenen Sicherungsringes direkt an der Kante ein wunderbarer Stand und sehr verlässliche Sicherungsmöglichkeiten für den Sicherungsmann seien. Paul überzeugte sich im Klubauftrag bei einer weiteren Begehung des Weges von der Richtigkeit dieser Mitteilung und entfernte den Sicherungsring, der durch Austrocknung der von uns reichlich verwendeten Holzkeile schon etwas locker geworden war, eine Maßnahme, die uns in Verkenntung der Ursachen später einmal eine recht unnötige Kritik von sich dazu

berufen fühlender Seite eintrug. Im Sommer 1923 waren wir wieder einmal in großer Anzahl bei der Dürrebielenadel zu Gäste. Paul, damals in Hochform, stieg in prächtiger Art zum Gipfel und auch ich als Führer einer zweiten Partie war bestens in Schwung; den schweren zweiten Überhang der Kante mußte ich aber im Fluß der Aufwärtsbewegung vielleicht doch etwas zu rasch angegangen sein, denn als ich schon auf dem Gesteinswulst stand und weitergehen wollte, glitt mir die linke Hand aus dem sandigen Untergriff und darauf der linke Fuß von der Reibung, so daß ich in Gefahr war, wegzudrehen. Mit Aufbietung aller Kraft und aller Energie gelang es mir, das fast verlorene Gleichgewicht zurück zu gewinnen und als ich mit hämmernden Pulsen wenige Meter höher von gutem Standplatz einen Blick in die jähe Tiefe und zu den zu mir aufschauenden Kameraden am Sicherungsstand warf, wußte ich, daß mir Vetter Hein recht bedenklich mit dem Finger gedroht hatte. Mehrfach ist in späteren Jahren der Auf-

stieg über die Kante der Nadel von Kameraden wiederholt worden; im Vorjahr, als wir uns wieder einmal mehr in den Dürrebielenadel verfügt hatten und in zwei Seilschaften die Westkante angegangen waren, zwang heftiger und böiger Sturm den Aufstieg vom Sicherungsplatz weg mit dem Alten Weg zu verbinden, da ein weiteres Vordringen auf der Kante unsere Führer in ernste Gefahr gebracht hätte. Unser Weg über der Dürrebielenadel-Westkante ist wegen der Abgelegenheit des Dürrebielenadels zwar nicht zur Modetour geworden, hat aber doch immer seine Liebhaber gefunden und Freunde schöner und lustiger Klettereien werden stets an dieser Tour Freude haben — uns aber ist dieser Weg mit all seinem Geschehen eine der schönsten Erinnerungen unseres Bergerlebens geworden, wir sind auch heute noch mächtig stolz auf diese unsere Jugendtat und oft genug wünschen wir uns zurück in jene Zeit frohen Wagens und großen Gelingens.

Empor!

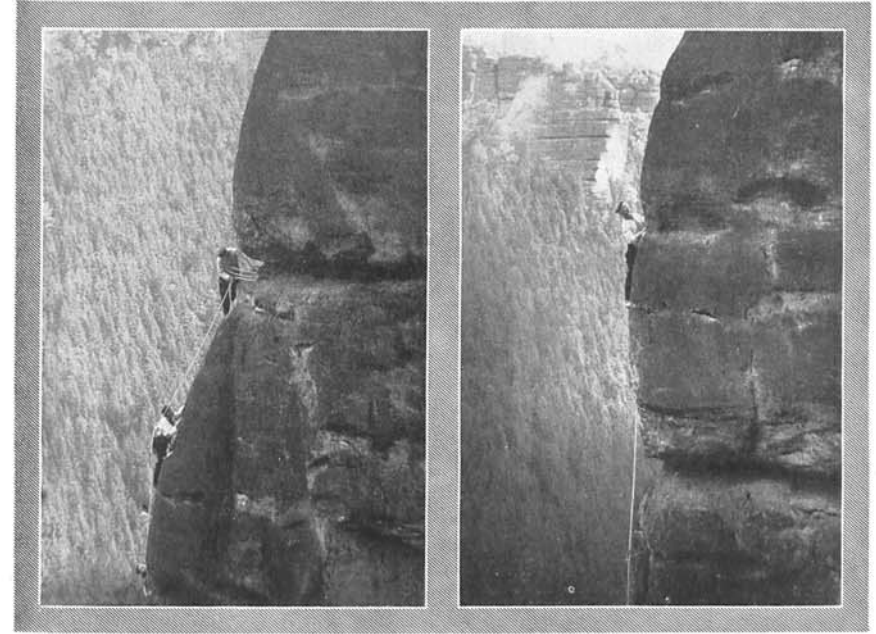
Helmut Kretschmer

*Im Tal sind Nebel, und Ruß, und Rauch,
Und freudlose Menschen. Der Glückliche auch,
Er jammert und barmt und kennt nicht sein Glück.
Das Tal des Jammers, ich lass' es zurück
Und steige empor!*

*An der Wand sind Sonne und Wärme u. Licht.
Es droht die Gefahr, doch ich fürchte sie nicht.
Ich klettere, ich klimme, ich stemm' mich bergan.
Hoch über den Wäldelein, als freier Mann
steig' ich empor!*

*Auf dem Gipfel sind Jubel und Freude zu Haus.
Der Sieg ist mein, der Kampf ist aus.
Hoch über mir wölbt sich ein blau' Firmament.
Hier zu sein ist ein Glück, das keiner kennt,
der nicht steigt empor.*

Fortsetzung des Artikels »Etwas von Alpenpflanzen« folgt in der Oktober-Nummer. Im Pflanzengarten Wehlen blühen alle Herbstblüher, darunter Krokus die im Herbst blühen und europäische und asiatische Herbstzeitlosen. Der Dahlienflor zeigt eine Menge der Allerschönsten.



*Heringsgrundnadel-Talseite
(phot. Willy Handke f)*

Die Talwand der Heringsgrundnadel

*(Aus der Geschichte der Erstbegehungen)
Bergführer Otto Dietrich. F. D. K. R.*

Vor vielen Jahren, noch bevor ich die himmelhohen Felsregionen der Alpen schaute, fußte in jener Zeit, wo ich mit vollem Eifer die Felszinnen unseres geliebten Elbsandsteingebirges bestürmte, übte die fühne Felsform der Heringsgrundnadel eine magnetische Kraft auf mich aus. Aber auch andere Größen unseres Klettersports zog diese Nadel mit ihrer Talwand mächtig an. Ich konnte aus verborgener Ferne sehen, wie die Wand vergeblich von unseren „Kanonen“ angegangen wurde. Da schlug mir das Herz

höher und ich beschloß, endlich auch einen Versuch zu wagen. — Samstag Mittag! Bergfreudige Rucksackvölkchen auf der Fahrt nach ihren heimatischen Bergen. Wir, die Freie Dresdner Kletter-Niege, waren auch darunter. — Schon hinter Pirna traten die Sandsteinwände an den Elbstrom heran und sonderten allmählich einzelne abenteuerliche Felsgestalten aus dem massigen Wandgürtel heraus. Das fühne Brückengerüst der Basstei zog an unseren Augen vorüber. „Ratben!“

Wieder einmal Massenandrang und der Führer mußte mehrmals mit seinem großen Kahn den Strom kreuzen, bis alle zum anderen Ufer übergesetzt waren. Auch ich hatte mich für heute nachmittag zu einem Abstecher nach Rathen versprochen, obwohl ich schon am Abend wieder in ferneren Gefilden unseres Felsengestades sein wollte. Die Verieturm-Talwand (Weinertwand) hatte es einem meiner Klubbrüder angetan und da bis zum Abendzug genügend Zeit vorhanden war, konnte leicht dies Magen-drücken entfernt werden. Denn wahrlich, es ist eine Pracht, diese ideale Wand ohne Hängen und Bangen zu durchsteigen!

Nach kurzer Einkehr im trauten Amfelgrundschloßchen strebten wir unserm Ziele zu. Steil ging es einen Hang empor. Kein Sonnenstrahl drang durch die dichten Baumkronen auf den verborgenen, von Blaubeerengesträuch umzogenen Pfad. Immer höher ging's hinauf. Da wuchs die gewaltige Felswand vor uns in den düsteren Himmel auf. Unser Ziel war erreicht, doch dicke, graue Wolken bedrohten uns, als wollten sie jeden Augenblick platzen und ihren Inhalt über uns entleeren. Rasch legten wir die Kletterkluft an, während die Bergeinsamkeit uns umfing.

Kurze Zeit später hingen wir in schwerer Kletterarbeit am Fels. Aber der Wettergott ließ nicht mit sich spaßen. Er überfiel uns mit einem Platzregen, um unserm Übermut Schranken zu setzen. Trotz allem aber schoben wir uns über kleingriffiges Gestein an der steilen Wand empor, griffen auf sandüberwachsene Reibung, die der nasse Fels schwieriger gestaltete. Doch mit sicherem Griff und Tritt meisterten wir den Fels. Und als wir dann auf freier Höhe uns zur 116. Begehung dieser Wand beglückwünschten, da schaute auch die Sonne wieder durch die Wolfenwand.

In weite Ferne schweifte der Blick, dahin, wo aus dem dunstigen Grau, gleich einem ver-

stümmelten Sägeblatt, die vordere Schrammsteinkette ragte. Gleich einer Gata morgana sah ich, wie die verschwommene Ferne bestimmte Formen annahm. Eine fähne Felsnadel auf hohem Riff entstand — Abendsonne umspielte ihr Haupt — und schon sah ich mich am Seil in die Tiefe gleiten . . . Der Morgen dämmerte. Rüstig schritten wir, von der „Schönen Höhe“ kommend, in den neuen Tag hinein. Auf Wald und Flur lag noch der Schatten der Nacht, aber drüben im Osten stieg langsam Licht herauf. Durch den Schießgrund strebten wir dem Schrammtor zu und bewunderten den Schrammtorwächter mit seiner glatten, steilen, noch unerstiegenen Nordwand und die zusammenhängenden Türme des mächtigen Osterturmmassivs mit ihren zahlreichen Rissen und Kaminen. Dann folgten wir dem Promenadenweg. Ein Kuckuck rief und überall errönte der liebliche Morgen- gesang der Vögel. In den Bäumen begann es zu rauschen — der Wald atmete. Wir schauten noch einmal zurück und sahen die vordere Schrammsteinkette von der Morgen- sonne überflutet.

Hinter der Wegbiegung kamen wir an einer trutzigen Felsgestalt vorüber, die finster und verärgert dreinschaute, als ob sie um ihre so früh verlorene Jungfräulichkeit trauerte. Bald entschwand auch die „Jungfer“ unserm Blick. —

Auf steil gewundenem Pfad stiegen wir zum Rauschentor hinauf, um durch die enge Pforte den Rauschgrund zu betreten. Ein Reh, durch unseren Schritt aufgeschreckt, huschte über den Weg und brach in das Unterholz. Bei der „Zwiesel“ betraten wir wieder die Elbleitenstraße, der wir aber nur ein kurzes Stück folgten, um dann gleich in den Heringsgrund einzubiegen. Hohe Felswände umrahmten diesen Riesenfessel und aus seiner Westbegrenzung trat auf vorge- schobenem Riff die Heringsgrundnadel hervor. An ihrer nordöstlichen Schmalseite

verweilten wir zu kurzer Rast und hielten Zwiesprache mit den Fels, um seine schwächsten Stellen zu erkunden. Dann ging's den steilen Hang hinauf in die Kluft, welche die Nadel vom Felsleib trennt. Nun begann ein emsiges Treiben. Wohlgeordnet wurden zurecht- gelegt: Seilschlingen, Sicherungsringe, das dazugehörige Schlagzeug und vor allem gute Seile, denn hier galt es ein schweres Problem zu lösen.

Von der Nordseite querte ich auf gutem Band nach links in die nordöstliche Schmalseite hinaus unter einen ganz ansehnlichen Überhang. Hier legte ich zur Sicherheit eine Seilschlinge und ließ einen Gefährten nachkommen, um mit dessen Unterstützung die Überdachung zu gewinnen. Von den anderen am doppelten „Strick“ gut gesichert, stieg ich die überhängende Wand weiter zu dem ersten Wandgürtel hinauf.

Bis zu diesem Einschnitt waren die früheren Versuche gelungen, aber wohl auch fest- gefahren, denn ein Ring zeugte davon, daß er lediglich zum Abseilen gedient haben konnte. Da er mir beim weiteren Angriff störend war, entfernte ich ihn, legte mir aber zu- vor eine Seilschlinge um eine etwas ab- stehende Felsplatte. Mit einigen wuchtigen Schlägen war der Ring heraus und fiel in großem Bogen in die Sandreißer am Fuße des Felsens. Nun erst begann der Kampf um Teuland. Der kleine Überhang, an dem wahrscheinlich die vorhergehenden Versuche gescheitert waren, sah leichter aus, als er in Wirklichkeit war. Auch mir sollte der Sieg nicht leicht werden, doch mit zäher Ausdauer umwarb ich diesen sandigen Buckel. Endlich bezwang ich ihn durch eine kleine Kerbe, jedoch war mir viel Kraft verloren gegangen und bald hätte das steile Wand- stück, das darauf folgte, über mich trium- phiert. Groß war daher die Freude, als ich nach der senkrecht, nur mit spärlichen Griffen und Tritten versehenen Wand einen etwas guten Ruhepunkt fand. Bald dröbnte

es in den Felswänden. Ich schlug dem Widerspenstigen zu meiner Sicherheit eine Wunde in den Leib.

Fast unmöglich schien es, hier weiter zu kommen. Alles Bisherige war gegen das, was nun kam, leicht zu nennen. Waren doch unten noch Griffe und Tritte, wenn auch sehr winzig, dagegen hier oben nur der glatt gewaschene Fels, der auch keinen einzigen kantigen Griff aufwies, höchstens einige abgerundete Buckel. Ob ich nun die rechte Kante in Angriff nahm, oder die linke, nirgends wollte sich der Fels fassen lassen und doch konnte ich ihm in stunden- langer Bemühung einige Meter abtrogen. Der Nachmittag eilte dabei mit Windes- schnelle vorwärts und als ich wieder ein- mal bis zum Sicherungsring zurückging, bemerkte ich, daß sich dieser in dem weichen Gestein gelockert hatte. Ich mußte hier, wollte ich mein Leben nicht auf's Spiel setzen, eine bessere Sicherung anbringen. Zu diesem Zweck ließ ich meinen bewährten Kampfgenossen Hans nachkommen, um vereint mit ihm den Meißel in den Felsleib zu treiben. Doch der Stand für zwei war sehr unangenehm, daher schuf mein Freund, die alte gute Seele, das Werk allein, während ich etwas seitwärts meine verbrauchten Kräfte etwas aufzufrischen glaubte. Nach- dem der Ring befestigt war, versuchte ich noch einmal mein Glück, doch es war aus- sichtslos, der Fels ließ sich nicht bezwingen, er hatte gesiegt.

Gegen 7 Uhr abends stiegen wir aus halber Höhe ab. Die violetten Abend Schatten zogen schon durch die Gründe, während die höher gelegenen Felspartien und Wälder, von der sinkenden Sonne vergoldet, uns das Ge- leite aus den trauten Bergen gaben. — Tage und Wochen vergingen, Teuland hatte mir Freude bereitet, aber den Fels im Heringsgrunde konnte ich nicht vergessen! — Wieder zog unsere verwegene Schar von Schmiffa die Bergstraße hinauf. Vorläufig

regnete es, was herunter konnte, aber wir hofften zuversichtlich, daß uns noch blauer Himmel begegnen würde.

Unter einem Felsvorsprung, nahe unsrer Nadel, suchten wir Schutz, bis es endlich aufhörte zu regnen. Obwohl das Gestein noch naß war, wagte ich doch, meine Versuche zu wiederholen und erreichte diesmal unangefochten den Sicherungsring. Unser „Erich August“ folgte nun als zweiter, um die Sicherung vom Ring weiter zu leiten. Ich stieg noch ein kurzes Stück höher und querte dann zur rechten Kante hinaus, dorthin, wo ich die letzten Versuche aufgegeben hatte. Es war mir damals nicht verborgen geblieben, daß nur auf dieser Stelle der Schlüssel zur Eröffnung des Weges liegen konnte. Aber es erging mir auch heute nicht viel besser, als vor einigen Sonntagen. — War ich wirklich auf ein unlösbares Problem gestoßen? „Nein!“ Endlich konnte ich mich in raffinierter Weise auf dieser abschüssigen Reibung durchschieben. Schwer arbeitete die Brust, aber Freude wars, die höher trieb und doch schaute ich schon wieder Gefahr. Größere Neigung der Wand setzte ein, griff- und trittlos erschienen die folgenden Meter, wie abgewaschen. Da drüber sollte ich? — Doch es glückte! Ja, die Reibungstechnik ist gut, aber sie hat es faustdick hinter den Ohren! Nun stand ich am oberen Gürtel, der rund um die Nadel läuft. Über mir der Gipfelkopf mit seinem vorstehendem Kinn, der sich gar nicht anschauen lassen wollte. Da brauchte ich Helfer! Ein Steigbaum mußte erstehen, aber auch die Sicherung dazu geschaffen werden. Die Nadel selbst bot nichts, keine Felsacke, keine Sanduhr — also ein Ring! Nun folgte Schlag auf Schlag, der Meißel bohrete sich in den Felsleib. Bald waren noch zwei Freunde neben mir. Mein Interesse galt jetzt der Schlußwand. Auf Freundes Schultern suchte ich die Wand nach Griffen ab, aber überall, wo meine

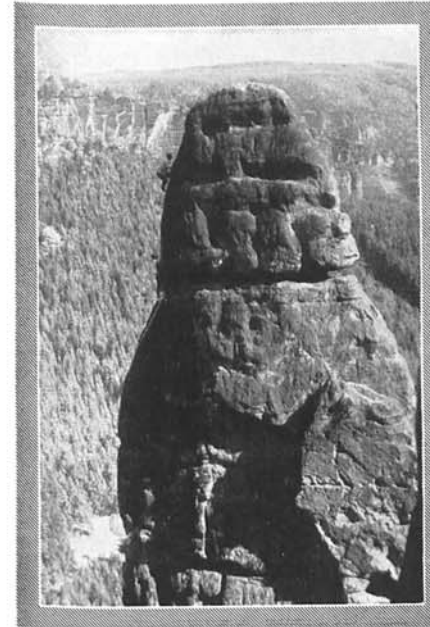
Hände hinreichten, fanden sie nur glatten Fels. „Wir müssen es weiter links versuchen!“

— Wieder begann das gleiche Manöver. Die Schultern des Freundes reichten nicht aus, sein Kopf war höher, doch auch das genügte noch nicht. Seine ausgestreckten Hände ergaben einen wackeligen Standpunkt, aber es mußte sein! Wer nichts wagt, gewinnt auch nichts, und mancher hätte seine Klettertechnik nicht so hoch entwickeln können, wenn immer nur die Stimme der Vernunft den Ausschlag gegeben hätte.

Ein Schalengriff war mit der linken Hand erfaßt, schnell glitt ich an der Wand hoch. Ein zweites Grifflein erleichterte das Weiterkommen, aber dann war ich am Ende meiner Kunst. Obwohl die Möglichkeit vorhanden war, den nächsten Griff zu fassen — ich versagte. Unruhe überfiel mich, die Terven ließen sich nicht mehr konzentrieren. Das Klügste, was ich tat, war, zurückzugehen, aber es peitschte mich immer wieder zu weiteren Versuchen auf. Die Bergdämonen hatten mich in der Gewalt und doch kam ich nicht weiter. Endgültig gab ich es für heute auf und seilte mit meinen Freunden ab. Aufgeschoben war ja nicht aufgegeben! —

Der kommende Sonnabend brachte den entscheidenden Schlag. Drückend heiß lag der Nachmittag über dem Bergwald. Kein Lüftchen bewegte das Laub der Birken und Buchen, an den dunklen Fichten schwankte kein Wipfel. Ein Tag, an dem das Bedürfnis nach Ruhe erstand und nicht nach schwerer Felsklettere! —

Am Gürtel, unter dem Kopf der Nadel, standen wir bereit, das Letzte zu wagen! Zweimal mußte ich über Hände, Kopf und Schultern des Freundes zurück, aber dann zog ich durch — der Griffwechsel gelang und über die Reibungswand schob ich mich zum Gipfel. Auch der letzte schwere Teil dieses neuen Weges wurde von Freundeshand zur bleibenden Erinnerung auf die



Heringsgrundnadel, Gipfelausstieg
(phot. Willy Handke f)

Platte gebannt. Freund auf Freund folgte nun zur lichtumflossenen Höhe, so daß wir eine ganz ansehnliche Zahl bildeten, die kaum die Kleine, runde Kuppel des Gipfels bergen konnte.

Langsam kam der Abend. Die Sonne nahm Abschied und verschwand glänzend und far-

big hinter der Bergfette. — Hell flangen die letzten Strophen unseres Liedes in die Abendrube . . .

Wenn auch der Tod stets als Begleiter den Berglern folgt auf Schritt und Tritt, die Kletter-Niege nimmt ihn weiter als Weggenosß zur Höhe mit!

Bergsteiger

K. W. Streit

Nicht, daß ich jedem davon spreche, glaubt,
es ist mir heute nur so nah und klar.
Das Grauen, das mir sonst die Worte raubt,
es weicht, und manches stellt sich sinnvoll dar.

Ich hing mit André Walter an der Wand,
die rotbraun vom Alpeiner-Ferner-Rand
zum Grat des Kogels aufwärts zieht
und rechts in eine grimme Tiefe flieht.
Die Sonne stach durch Wolken, sturmzerzaust.

Ich ließ den Kletterpickel aus der Faust.
 Die Füße in die Tritte: Finger krallen.
 Da plötzlich: Windstoß, dumpfes Donnerhallen
 und schwefelgelber Rauch aus naher Kluff.
 Ich sehe noch, wie Walter etwas ruft,
 ganz wildverzerrt sein Mund — ich hör's nicht mehr — — —
 schon ist ein Brausen um uns her,
 ein Knattern rings, betäubend gelles Schmettern,
 ein Schettern wie von hundert Hagelwettern,
 Sand, Steine, Steine, stürzendes Gerölle
 prescht polternd, prasselnd mit dem Lärm der Hölle
 an uns vorbei. Da: jach ein Schrei!
 Gott steh mir bei!
 Ich sehe Walter sich zusammenballen,
 wie einen Sack ins Bodenlose fallen.
 Ich seh's und seh' die Stelle, wo er stand.
 Da schlägt mich etwas auf die Hand,
 ich muß die Finger auseinanderspreiten.
 Es wankt der Tritt. Bin ich im Gleiten?!
 Es preßt mir so den Kopf. Ich rutsch', ja rutsche,
 und Räder rollen an der Todeskutsche.
 Im Tempo einer rasenden Maschine
 reißt mich ins Grab hinab die Steinlawine.

„Ins weiße Grab, ins braune Grab“,
 — so tönt's — „es ist ja kein Hinab.
 Wie liegt des Ferners weißes Feld
 hoch ob der Welt;
 und auch des Steines braunes Haus
 hebt dich hinaus“

Ach, Freunde, ja, das Lied beim Niederbrechen,
 das sang ich selbst, mein Herz — so möcht ich sprechen.
 Das letzte Bild, das dieses Auge faßte,
 der Gletscher war es, wie er schnell verblaßte.
 Dann kam ein Schlag, der meinen Schädel traf,
 und dann ein tiefer träumeloser Schlaf.

Die Sonne stach nicht mehr, als ich erweckte.
 Ich lag im Dämmer, der mich kühl bedeckte,
 und wußte nicht, war das noch diese Welt?
 Ich wehte wohl am Abendhimmelszelt
 mit Wolkenfahnen um die Wette.
 Nein, nein! Ich lag auf Stein in weichem Bette?
 Und etwas raunt in Murrellitanein
 in mir und wieder auch in mich hinein.
 Ich zwang die Augen auf und sah zum Berg,
 bemerkte noch etwas: das war ein . . . Zwerg?
 Und jetzt das Murmeln, welches ich vernommen,
 als hörte ich aus seinem Munde kommen.
 „Ich bin nun“, sprach der breite Grinsemund,
 „bei Wurzeln, bei den Quell'n im Grund.
 bin, wo das Gold entsteht, das Eisen glüht
 und tausendflammig ewig' Feuer blüht.
 Doch, wisse, diese Flammen brennen nur,

sie haben keine lichte Leuchtespur.
 Ich bin den Schatten jetzo ein Gefährte.
 ja, ich gehöre unter diese schöne Erde — — —
 Sein Auge sprach von namenloser Not,
 da haucht' er: „Bruder, ich bin tot,
 tot — tot — tot. Bedenke das, bedenk'!“
 Er winkte mir. Sein Arm hing lose im Gelenk.
 Da richtet er sich auf. Mich trifft sein Blick.
 Und mit Entsetzen fahre ich zurück.
 Gerechter Gott! Wo sah ich doch das Haupt,
 das jetzt in grause Form gedrückt, zerschraubt,
 mit Beulen an der Stirn sich vor mir hebt?
 Wo sind die Beine, denn der Körper schwebt
 auf Füßen, die am Rumpfe kleben.
 „O, Bruder, höre, ich will atmen, leben!
 Ich fing dich auf, so weich!! Du hattest Glück.
 O, führ' auf meine Erde mich zurück!
 Was nützt mir Wissen, alle weite Schau?
 Ich will zu meinem Haus, zu meiner Frau.
 Jetzt bin ich tot.“ Das sprang als schwerer Knall,
 von Wand zu Wand wildweckend Widerhall,
 als spräche jeder, dem es hier entglitt,
 das Leben, voller Inbrunst sehnend mit.

Da war ich wach und ganz von dieser Welt.
 Vor mir lag Andrä Walter stumm, zerschellt,
 und in mir schrie's als wollte es mich sprengen:
 „Wie will ich jetzt an diesem Leben hängen!“
 Ein leiser Spott lag auf des Toten Lippen . . .
 Man fand mich bald und mit zerbrochenen Rippen.
 Nun . . . ich genas bis auf die eine Wunde:
 ich seh' das Lächeln noch auf seinem Munde,
 wohl wissend Spott für meine Lebenschöre. —
 Und wenn im Wald die stumme dunkle Föhre
 zu tönen anfängt, eine Riesenharfe,
 dann zieht's mich aufwärts, hin zur letzten Arve,
 zur Spitze, die die tollsten Stürme kennt
 und abendlich ob allen Tälern brennt.
 Zum Gipfel reißt's mich, der in Eisumhüllung
 der Sehnsucht Ziel ist die Erfüllung,
 wo das, was drunten trüb in Mulden weihert,
 sich bis zum letzten tiefsten Sinn entschleiert
 und der — ja, Walter, ja! ich habe geirrt —
 dereinst, wie dir, mein Schicksal werden wird.
 Ich kann mich nicht an platte Tage hängen,
 wie Herdentier mich nie in Ställe drängen,
 weil man doch, was das Leben wahrhaft ist,
 nur an den Höh'n und an den Gipfeln mißt.
 Nun schlafe wohl! Vielleicht kannst jetzt du ruhn.
 Trotz aller Not . . . auch du würdest's wieder tun!

Ihr legt mich, wenn . . . den Sternen nah zu Grabe.
 Das ist es, was ich noch zu sagen habe.

Vulkanisches aus der Sächsischen Schweiz

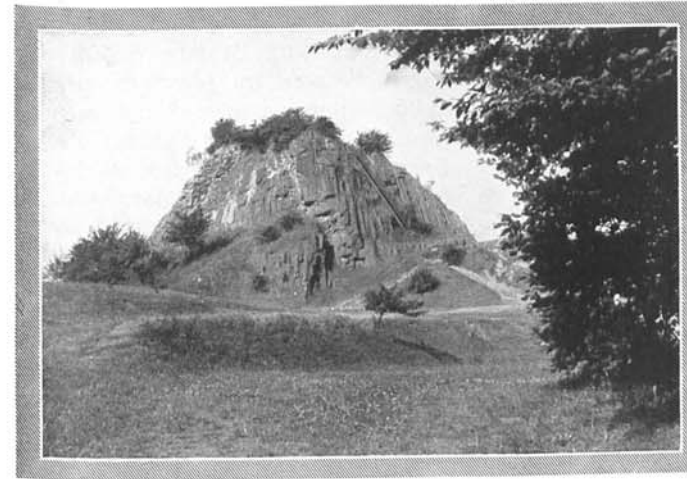
Dr. Tröger, A. S. D.

Der Sandstein der Sächsischen Schweiz ist in geologischem Sinne eine verhältnismäßig junge Bildung. Er entstand zur selben Zeit wie die Kreideklippen von Rügen und der französisch-englischen Kanalküste. Die spärlichen Muschelabdrücke, die wir in ihm beobachten (am leichtesten noch in den verlassenen Postelwitzer Steinbrüchen), beweisen, daß wir es mit einer marinen Ablagerung zu tun haben, deren Bildungsbedingungen etwa so waren, wie sie das heutige Wattenmeer an der deutschen Nordseeküste bietet. Da die Felsen der Sächsischen Schweiz, wie jeder Dresdner Bergsteiger aus eigener Erfahrung weiß, überall aus Sandstein bestehen, scheint die Überschrift dieses Artikels ziemlich sinnlos zu sein.

Nun haben wir aber in nächster Nachbarschaft ein Gebiet, das durch seine vulkanischen Produkte die Geologen der ganzen Welt interessiert: das Böhmisches Mittelgebirge, dessen Lavaströme und steilgeböschten Kuppen einen imposanten Anblick gewähren, wenn wir bei klarem Wetter vom Hohen Schneeberge oder vom Erzgebirgskamme nach Süden sehen. Dieses Vulkangebiet, das seine Tätigkeit zur Braunkohlenzeit entfaltet, schiebt einzelne Ausläufer bis in die Sächsische Schweiz. Das Erzgebirge und mit ihm die Sandsteinplatte zwischen Pirna und Tetschen wurden nämlich zu dieser Zeit als Scholle hochgekippt, derart, daß wie bei einer Kalttür die Angel in der Linie Dresden-Chemnitz lag und am Bruchrande zwischen Tetschen und Karlsbad sich eine Steilstufe bildete. Das Land zwischen Tetschen und Leitmeritz dagegen sank in einzelnen Schollen in die Tiefe und presste die darunterliegenden schmelzflüssigen Lava-

massen empor. Das Herausquellen erfolgte vorwiegend auf den großen Sprüngen, die sich durch die eben beschriebenen Bewegungen in der Erdkruste gebildet hatten. In Gegenden, wo die nachgiebigen Klüfte fehlten, also besonders im Erzgebirge und in der Sächsischen Schweiz, kam es zu Explosionen, deren Sprengtrichter durch nachdringende Lavamasse ausgefüllt wurden.

Beide Formen von Eruptivgesteinsfüllungen kann man in der Sächsischen Schweiz leicht beobachten. Die letztgenannte, die Schlotausbildung, ist sogar viel häufiger, als der Bergsteiger im allgemeinen annimmt. Wir zählen über 100 Schloten in dem Dreieck Pirna-Tyssa-Kreibitz, und zwar häufen sie sich gegen Südosten. Sie sind alle mit schwarzem, schwerem Basalt ausgefüllt, der nirgends hochragende Felsen bildet, sondern bei der Verwitterung schnell zu blockigem Hauswerk und schließlich zu fruchtbarem Lehmboden zerfällt, auf dem dann meist ein hochragender Buchenbestand wurzelt. Trotzdem ist der Basalt, da er hohe Druckfestigkeit besitzt, im Gegensatz zum Sandstein ein ausgezeichnetes Straßenschottermaterial, und so haben wir glücklicherweise an einer ganzen Anzahl von Orten die Möglichkeit, das sonst so verborgene Gestein in Steinbrüchen bequem zu betrachten. Ich nenne hier nur den Cottaer Spitzberg und die kleineren Brüche auf dem Großen Schirnstein, am Hausberg östlich vom Kuhstall, und in den Thorwalder Wänden dicht über dem Zeughaus. Der Basalt zeigt hier mehr oder weniger gut eine gesetzmäßige Absonderung in sechseckige Säulen, die wir am schönsten am Stolpener Schloßberge beobachten können. Man verglich diese Säulen



Cottaer
Spitzberg
(phot. Sächsische
Landesbildstelle,
Dresden)

früher mit Kristallen. Jetzt wissen wir, daß es sich nur um Schrumpfrisse bei der Abkühlung der ursprünglich schmelzflüssigen Masse handelt. Übrigens zeigt der grobkörnige Basalt („Dolerit“) im Schirnsteinbrüche, daß auch würfelige Absonderung auftreten kann, ähnlich wie beim Lausitzer Granit. Die Klusterausfüllungen, die wir als Basaltgänge bezeichnen, sind viel seltener. Eine Zwischenform stellt der Gangstock des Großen Winterberges dar, der mit 1 km Länge und 200 m Breite als Rücken seine Umgebung weit überragt. Hier können wir die Blockwerkbildung am Hang und den Buchenbestand sehr eindrucksvoll erkennen. Ein treffliches Beispiel für einen Basaltgang ist erst in neuester Zeit durch magnetische Arbeiten entdeckt worden: Der „Zeughaus-Gangzug“, der eine Folge von basaltischen Spaltenfüllungen darstellt und sich bei höchstens 5 m Dicke vom Rosssteig in der Nähe des Spitzhübels über das Zeughaus und südlich vom Teichsteine und den beiden Pöhlshörnern bis in die Gegend von Hinterbermsdorf auf 5 km Länge verfolgen läßt. In einem Schurf westlich vom Goldsteine und ein zweites Mal am östlichen

Kirnitzschthalhänge oberhalb des Pöhlshörnerweges kann man sich leicht von der Anwesenheit des eigentümlich blauschwarzen Gesteins („Polzenit“) überzeugen. Die Verwitterung der basaltischen Vulkangesteine liefert, wie schon oben erwähnt wurde, einen gelblichen Ton, der bei Regenwetter glitschig wird und sich dann, zum Beispiel an den Hängen des Winterberges, sehr unliebsam bemerkbar machen kann. Wie dieser Zerfall aus dem Basalt nach und nach entsteht, kann man sehr schön in einem jetzt etwas verfallenen Einschnitt an der Nordostseite des Schirnsteinbruches jenseits des Weges beobachten. Hier ist zwischen Sandstein und frischem Basalt längs der schief liegenden Grenzfläche eine mehrere Meter dicke Zerfallzone eingeschaltet, die ohne feste Grenzen in das schwarze Gestein übergeht. Man sieht hieraus, daß die Umwandlung von außen nach innen fortschreitet und durch das Regenwasser bewirkt wird, das ja im porösen Sandstein leicht an die Gesteinsgrenze heran kann. Noch schöner, aber etwas umständlicher zur Betrachtung, ist die Umwandlung im Gohrißschollen zu sehen. Dieser Ort ist im

„Bergsteiger“ des vorigen Jahres (Heft 125 S. 47) schon eingehend beschrieben worden. Die verbrochene Stelle am linken Stoß, auf die man nach 8 cm trifft, ist allerdings keine „Mergelschicht“, wie Störzner meint, sondern senkrechte Grenze eines Basaltschlotes, der oberirdisch in einem jetzt allerdings vollständig zugewachsenen Steinbruche abgebaut worden ist. Wir befinden uns hier 16 m unter der Bruchsohle und sehen wieder einen bröckligen, rotvioletten bis gelbbraunen Zeratz (Vorfrucht vor nachbrechendem Schutt!). Die Sandsteinsäulchen, die Störzner erwähnt, kann man in Fingerdicke auch längs der Stollenwände beobachten. Bei ihrer Entstehung war aber der Sandstein nicht etwa breiförmig, sondern schon lange verfestigt. Er wurde durch den aufdringenden Schmelzfluß bis zur beginnenden Rotglut erhitzt, wobei er sich nach oben ausdehnte. Die endgültige Abkühlung brachte genau wie im Basalt durch Schrumpfung die gesetzmäßigen Risse hervor, die man übrigens leicht nachmachen kann. Wir rühren in einer Tasse Stärkemehl mit kaltem Wasser an und gießen nach dem Absitzen die überschüssige Flüssigkeit ab. Bei langsamem Trocknen zerfällt der Mehlbrei in lauter sechseckige Stengel senkrecht zur Oberfläche. Selbstverständlich ist die Schrumpfung hier nicht durch Wärmeabgabe, sondern durch Wasserverlust verursacht. Verfolgen wir nun den Stollen weiter nach hinten, so treffen wir bald auf den Schacht, der den eigentlichen „Speckstein“ aufweist. Hier ist im Sandstein eine spannenbreite Kluftausfüllung angefahren worden, die aus feurig anzufühlendem gelblichweißem Steinmark besteht. Ganz sicher handelt es sich

hier auch um einen vollständig zeretzten ehemaligen Basaltgang, einen Seitenast des vorhin betrachteten Basaltstockes. Die alten Bergleute haben den Speckstein auf zwei Seitenflügeln auf etwa 15 m Länge ausgehauen und durch den Schacht nach der Tiefe zu verfolgt. Die geringe Mächtigkeit hat aber ein lohnendes Ausbringen verhindert.

Ein weiterer Ort, der durch die Verwitterung von vulkanischem Material gekennzeichnet ist, ist das Seufzergründel bei der hinteren Schleppe, das richtiger „Seifengründel“ heißen müßte: In den Vertiefungen der sommers trockenen Bachrunse liegen besonders im unteren Teile schwarze Mineralkörner angereichert (vorw. Titanisenerz). Der Bergmann nennt solche Mineralanreicherungen Erzseifen, und tatsächlich ist im Seufzergründel früher versuchsweise auf Edelsteine gewaschen worden, allerdings ohne wesentlichen Erfolg. Ein Rubin von hier soll in Freiberg aufbewahrt sein. Die Mineralkörner stammen nicht etwa aus dem Sandstein, sondern aus einem Basaltschlot im Quellgebiet der Runse. Da sie alle schwer angreifbar sind, bleiben sie bei der Verwitterung erhalten und werden vom Regen in das Tal hinabgespült.

* * *

Es gibt in der Sächsischen Schweiz noch eine ganze Anzahl anderer interessanter Vorkommnisse von Vulkangesteinen, doch möge diese Beschreibung genügen. Jeder, der mit offenen Augen unsere Berge durchstreift, kann noch eine Fülle von Einzelheiten erkennen. Zu ihrer Beobachtung anzuregen und sie leichter zu verstehen, soll der Zweck der vorliegenden Zeilen sein.

Die Marmolata-Südwand

Kurt Strunz

Endlich war unser langes Warten belohnt worden. Als wir am 20. 7. 1930 morgens 7 Uhr am Ombretta-Paß standen, strahlte der Himmel im schönsten Blau. Links von uns ragt abweisend unser heutiges Ziel, die Südwand der Marmolata, empor. Weit im Osten lenkt die furchtbare Nord-West-Wand der Civetta die Blicke auf sich. Doch was ist das! Ich höre Stimmen aus der Südwand. Sollte schon eine Partie vor uns sein? An Stellungsbauten aus dem Weltkrieg vorbeiequere ich hinüber zum Einstieg. Und richtig, auf einem kleinen Vorblock sitzen zwei Bergsteiger. Nach einigem Hin und Her erzählen sie uns, daß sie zu einer Gesellschaft von acht Innsbruckern gehören, von denen sechs schon in der Wand stecken. In aller Muße ziehen wir uns um, denn bis wir einsteigen können, müssen ja erst die anderen aufgebrochen sein. Noch einmal lasse ich mir die Route, wie ich sie gestern Abend vom Fuße der Tima-Ombretta aus gesehen habe, durch den Kopf gehn. Auf dem Wege durch die Südwand liegen zwei Terrassen, die die Wand in drei etwa gleich große Teile zerlegen. Wir sitzen hier am Fuße einer 150 m hohen Kaminreihe, die zur ersten Terrasse führt. Den Weiterweg vermittelt eine Rampe, die an der zweiten Terrasse endigt. Auf der zweiten Terrasse hat man etwa $\frac{2}{3}$ der Wand hinter sich. Von der zweiten Terrasse gibt es zwei Wege: Die Route der Erstersteiger Bettpa, Jayonel als Führer der Miß Thomasson (1901), und die Variante der Gebrüder Leuchs aus München. Die ersten 150 m gelten als das technisch schwerste Stück der Tour. Inzwischen sind die Inns-

brucker eingestiegen, und ich mache mich fertig. Zuerst geht es einige Meter auf leichten Schrofen aufwärts, dann folgt ein kleiner Querhang, der mir etwas zu schaffen macht, weil mich unser zweites Dreißig-Meter-Seil, das ich umbängen habe, stark nach außen drängt. Am Ende des Querhangs spreitze ich nun eine Kante und bin im Kamin. Er ist etwa einen Meter breit, und ab und zu sind gute Griffe vorhanden. In leichter Stenmarbeit kommen wir gut voran. Leider können wir unser gewohntes Tempo nicht einhalten, weil die vorauskletternden Innsbrucker sehr langsam gehen. Viele kostbare Minuten gehen so beim Warten verloren. Wieder einmal sitzen wir, vor Steinen gedeckt, unter einem Überhang, da holen uns zwei Münchener Kletterer ein, die wir an den Vajolettürmen kennen gelernt hatten, und die mit uns als zweite Zweierpartie gehen wollten. Nun sind wir glücklich zu zwölft in der Wand. Von unsern Vorgängern sehen wir nichts, nur das unangenehme Schwirren der Steine, und ab und zu ein emsiges Hämmern sagen uns, daß über uns im Fels noch Leben ist. Endlich geht es mal etwas schneller vorwärts. Der Kamin bietet für Hände und Füße gute Haltepunkte, so daß ich in rascher Spreitarbeit bald wieder den letzten Innsbrucker erreicht habe. Jetzt muß doch bald die schwere Wandstelle kommen, in der nach dem Führer 4 Mauerhaken stecken. Da stockt der Vormarsch wieder; der erste Innsbrucker scheint die Wandstelle erreicht zu haben. Endlos müssen wir warten und schimpfen weidlich über das langsame Tempo. Ein Pfiff ertönt — das Signal zum Nach-

Kommen für den letzten Innsbrucker. Er geht, und ich steige gleich hinter ihm her, um zu sehen, wie er die Stelle anpackt. An der rechten Wand des durch einen Überhang gesperrten Kamines geht er bis zur Kante, dann ist er verschwunden. Als ich auf der Kante stehe, kann ich die Wand gut übersehen. Weiter nach rechts zu hängt sie weniger stark über als am Kamin. Aber immerhin, einladend sieht die Stelle nicht gerade aus. Meinem Innsbrucker Vordermann macht sie jedenfalls schwer zu schaffen. Oben am letzten Überhang scheint er sogar „Nähmaschine“ zu bekommen. Doch, als er noch einmal ansetzt, kommt er hinauf. Ich mache mich auf Schwerstes gefaßt. An guten Griffen gehts nach rechts hinauf zum ersten Haken. Auch weiterhin finden sich an der ziemlich ausgesetzten Wand gute Griffe. Da bin ich auch schon unter dem letzten Überhang. Ich lasse den Karabiner in den Haken schnappen und lange vorsichtig auf seinen oberen Rand. Meine tastenden Finger erwischen einen Pfundsgriff und auch die linke Hand findet in einer Ritze Halt. Ein Klimmzug, und ich spreize das rechte Bein hinauf bis in Höhe der Hände. Jetzt kann ich mich durchstützen und sitze auch schon oben. Hier lasse ich meinen Freund nachkommen. Dicht hinter ihm erscheint der erste Münchener, der seinen zweiten auch gleich nachholt. Jetzt, da wir die schwerste Stelle hinter uns haben, hoffen wir alle durchzukommen. Wir haben hier ziemlich viel Platz und sitzen zu sechst, denn es sind noch die beiden letzten Innsbrucker dabei, auf einem mäßig steilen schrofigen Plätzchen. Ab und zu zuckt man zusammen und späht ängstlich nach oben, denn keiner hat Lust, einen Stein oder einen Eisbrocken auf den Kopf zu bekommen. Drüben in der großen Schlucht, die direkt vom Gipfel herunter zieht, poltert und kracht es unaufhörlich. Der letzte Innsbrucker macht sich fertig und steigt an. Der Weiterweg geht durch einen etwa

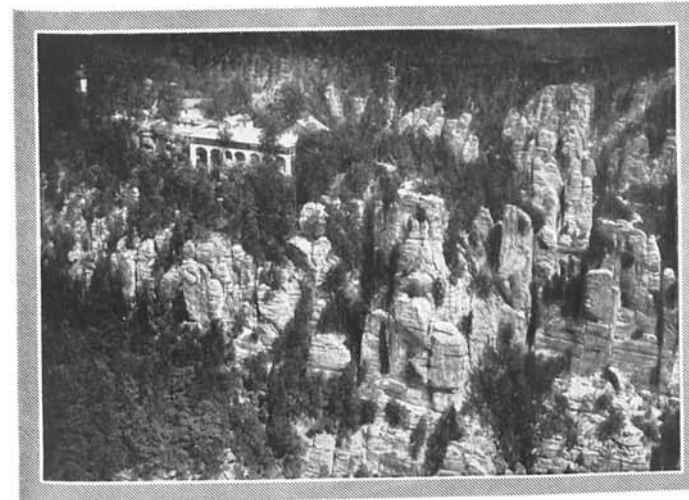
dreißig Meter hohen Kamin, der schräg nach links hinaufführt. Ich steige einige Meter hinter dem Innsbrucker her. Der Kamin ist ziemlich glatt, und an engen Stellen kommt man nur noch mit Raupentechnik vorwärts. Oben wird der Kamin durch einen Block geschlossen. Von unten sieht die Stelle recht kitschig aus, denn man muß ziemlich weit hinaus an die Talseite. Doch als ich mit der freien Rechten nach dem Block lange, ist dort ein guter Griff, und mit einiger Anstrengung, aber ohne besondere Schwierigkeiten erreiche ich den guten Stand auf dem Block. Mein Freund muß sich mit dem Rucksack, in dem er die Nagelschuhe trägt, ziemlich schinden, und schnaufend kommt er bei mir an. Vorsichtig gehe ich jetzt über eine brüchige Wandstelle und gelange wieder in den breiter werdenden Kamin, der mich über leichte Schrofen zur ersten Terrasse führt. Während ich nachhole, sehe ich nach der Uhr. Fünf Stunden haben wir gebraucht für eine Strecke, die sonst in 2–3 Stunden zurückgelegt wird. Wenn es weiter so langsam geht, müssen wir bivakfieren, denke ich und sehe besorgt nach dem Wetter. Noch ist es schön, aber drüben an der Cima-Ombretta hängt eine Nebelfahne. Es wird doch aushalten? Gott sei Dank, das Glück kommt uns zu Hilfe. Als wir nach den Schrofen der Terrasse wieder an der Wand stehen, sehen wir die Innsbrucker auf einem Band, das am Ende abbricht. Sie haben sich verstiegen. Wir ziehen den „Gallhuber“ und den „Hochtourist“ zu Rate, und bald haben wir den richtigen Weg ausgeknobelt. Wir rufen sie zurück und steigen nun voraus. Jetzt wird es schneller gehen, hoffe ich, denn nach der ersten Terrasse soll es ja leichter werden, und außerdem sind wir unsere Schrittmacher los. Bis zur ersten Terrasse war der Weg eis- und schneefrei. Doch schon auf den Schrofen trafen wir auf weichen, nassen Schnee, der unsere Kletterschuhe sofort durch-

nähte. Die „Freude“ des Kletterns durch vereiste Kamine sollten wir auch noch kennen lernen. — Der linke Rand einer großen Platte bildet mit der Wand einen Riß. An kleinen, teilweise vereisten Griffen komme ich langsam empor. Oben kann ich nur mangelhaft sichern, denn mein Stand ist nicht besonders gut. Über mir bauchen sich mächtige Überhänge aus, die den Weiterweg versperren. Als mein Freund neben mir steht und mich sichern kann, versuche ich es mit einem Quergang nach rechts. Die Griffe sind klein und fest und so geht es unter den Überhängen entlang, bis ein Wandvorbau den Weg versperrt. Ich lasse meinen Freund nachkommen und wir ziehen, da wir uns über den Weg nicht im Klaren sind, wieder unseren Führer zu Rate. Ja, da steht etwas von einem Kamin, den man binabsteigen muß. Der Vorbau bildet nämlich mit der Wand einen seichten Kamin. Ich klettere hinunter und kann auf einem gutem Bande nach rechts um den Vorbau herum geben und stehe am Fuße der berühmten Rampe, die zur zweiten Terrasse führt. Jetzt übernehmen die Münchener die Führung. Der Weg geht durch gutgriffige, aber brüchige Kamine und Risse empor. Die Gefährlichkeit wird durch die Vereisung noch erhöht. Der Erste muß dauernd mit dem Hammer Eis und Schnee abräumen. Ich, als Führer der zweiten Partie, habe es leichter, nur manchmal muß ich mit dem Hammer etwas Eis wegschlagen. Langsam, aber stetig kommen wir vorwärts. Der Fels ist nicht allzu schwer, durch den Eisbelag ist aber große Vorsicht geboten. Das Wetter verschlechtert sich. Bei uns scheint zwar noch die Sonne, aber drüben, jenseits vom Ombretta-Paß steckt die Cima-Ombretta schon im Dunst und Nebel. Ein gut gangbarer Kamin verengt sich oben und biegt nach links in einen engen Riß um, der dicht unter gewaltigen Überhängen endigt. Den ziemlich schweren, grifflosen Riß

überwinde ich im Reitsitz. Hier unter den Überhängen scheint die Rampe zu Ende zu sein. Der erste Münchener quert, durch einen Haken gesichert, nach rechts. Wir folgen und erreichen nach einigen Metern, die über leichte Schrofen führen, die zweite Terrasse. Jetzt stecken wir auch im Nebel. Das Eis hat uns sehr lange aufgehalten, es ist schon 4 Uhr nachmittags, und wir haben noch ein Drittel der Wand vor uns. Doch wir hoffen immer noch, ohne Biwak davon zu kommen. Ohne Raft geht es weiter. Rechts von einer steilen Schneerinne steht ein Felssturm vor der Wand, hinter ihm muß nach dem Führer unser Weg weitergehen. Wir schlagen einen Haken und vorsichtig quert einer nach dem anderen die von Lawinen glattgefegte Rinne. Wir stehen jetzt in der kleinen Scharte, die der Turm mit der Wand bildet. Über uns ragt aus der Wand eine kleine Kanzel hervor, die müssen wir erreichen. Ein enger glatter Riß ist durch Vereisung recht unangenehm, aber dann an der gutgriffigen Wand ist es besser. Nach zwei Seillängen stehe ich auf der Kanzel und hole wieder meinen Freund nach. Jetzt folgt der Weg einer seichten Verschneidung. Die Griffe sind klein aber fest, und so geht es in leidlichem Tempo aufwärts. Doch eine letzte griffarme Stelle macht mir zu schaffen, dann sehe ich, wie die Wand sich etwas zurücklegt. Es scheint leichter zu werden. Doch weil es flacher ist, liegt jetzt auch der Schnee wieder höher. Wir folgen dem linken Rande der Schlucht, die von der Scharte zwischen Marmolata di Rocca und Marmolata di Pema herabzieht. Wie Schemen huschen die Gestalten unserer Münchener Freunde im Nebel vor uns her. Nur manchmal hört man, wie der Hammer einen Tritt vom Eis befreit. So gewinnen wir rasch Höhe. Da hörten wir den Jodler der Münchener, die kurz vor uns sind. Sie haben den Grat erreicht. Ich biege um eine Kante, ein Windstoß zerreißt einen Augenblick den Nebel. Rechts unter

mir liegt die Scharte, nach Norden blicke ich auf den Gletscher der Marmolata hinab, den wir beim Abstieg begeben wollen. Der Grat zum Gipfel verschwindet im Nebel. Der Weg führt auf dem Grate über leichte Schrofen, und wir können gleich zu zweit gehen. Nach einigen Minuten haben wir den höchsten Gipfel der Dolomiten erreicht. Lachend schütteln wir uns die Hände, die Freude über den Sieg lacht jedem aus den Augen. Es ist 1/2 8 Uhr abends. 11 1/2 Stunden haben wir gebraucht, um die 600 m hohe Wand zu durchsteigen. Die Zeit ist ungewöhnlich lange. Ich erkläre sie mir aus den besonders ungünstigen Eisverhältnissen. Meiner Ansicht nach kann man bei guten Verhältnissen mit 5—6 Stunden oder noch weniger Zeit auskommen. Jedoch die Zeit drängt, wir machen uns bereit zum Abstieg. Unsere Münchener Gefährten gehen über den Westgrat zum Contrinhaus, während wir versuchen werden, über den Gletscher das Sedajer-Haus zu erreichen. Wir haben die Tagelschuhe angezogen und verfolgen die Spuren auf dem Firnrücken des Marmolata-Nordgrates. Bald leiten uns die Fußstapfen in die schrofigen Felsen, die zum Gletscher hin abfallen. Mehr springend als kletternd erreichen wir den Gletscher. In großen Schleifen die Spalten umgebend, zieht sich die Spur den Gletscher hinab. Es dunkelt schon, und wir gehen sehr schnell, um noch vor völliger Finsternis die Hütte zu erreichen. Bald sind wir auch am Ende des Eisstromes angelangt und stehen ratlos vor einem riesigen Geröllfeld, in dem bei der Dunkelheit, die inzwischen vollständig hereingebrochen ist, weder Spuren noch Mar-

fierung zu erkennen sind. Wir beschließen, einfach drauflos zu gehen, bis wir auf einen Weg stoßen. Nach längerem Stolpern in dem Geröll finden wir auch einen kleinen Pfad. Er führt weit nach links hinüber an alten Stellungsbauten vorbei, und bald werden wir uns klar, daß wir auf diesem Wege niemals nach Sedaja kommen. Wieder umkehren und die Sucherei von Neuem beginnen? Dazu hat keiner Lust. So folgen wir dem Weg über eine Stunde lang, bis er in endlosen Serpentina zu Tale zieht. Eine eingebrochene Brücke hilft uns noch über den Bach, und wir stehen auf einem Karrenweg, der unserer Berechnung nach bei Canadei auf die große Dolomitenstraße treffen muß. In scharfem Marsche gehts talauswärts. Ja, wir haben uns nicht geirrt, dort tauchen die Lichter von Penia auf! Dann eilen wir durch Alba und punkt zwölf klopfen wir ans Tor der „Albergo Stella Alpina“ in Canadei. Kein Mensch öffnet, alles bleibt totenstill. Kein Fenster steht auf, und all unser Rufen ist vergeblich. Schon machen wir uns mit dem Gedanken eines „Bivaks“ vor der Haustüre vertraut; da geht auf der Straße ein Gasschiff vorbei. Ich rede ihm an. Er zeigt auf das Hotel und fragt: „Dormire?“ So nickte ich, und er zieht einen Schlüssel aus der Tasche, schließt auf, weckt den Wirt und verschwindet wieder. Als wir dann unsere müden Knochen in den anständigen Betten ausstrecken konnten, schliefen wir bald ein, jedoch nicht ohne Mussolini einen freundlichen Gedanken gegönnt zu haben, dem wir doch letzten Endes diese Lagerstatt verdankten.



Flieger-
Aufnahme
Basteigebiet
Phot. W. Hahn
Dresden-A. 24

Als Bergsteiger im Flugzeug von Dresden nach Prag über das Elbsandsteingebirge

Richard Kutsche, Klub Mönchsteiner

Wenn ich an die Berge meiner Heimat denke, fällt mir immer eine derartige Fülle von Erlebnissen im Kampf mit dem Fels ein, daß ich mit Vergnügen in diesen Erinnerungen herumwühle. Gern nehme ich meine Bergtagebücher zur Hand, blättere darin und die Zeiten von einst werden wieder wach.

Ein besonderes Erlebnis für mich, dem sächsischen Bergsteiger, war es, als es mir im Kranze meiner Bergfahrten einmal vergönnt war, hoch droben im Flugzeug über das sächsische Felsengebirge dahin zu segeln. Ein Tag war's, wie man sich nur das Wetter zu einer Bergfahrt wünschen kann: schön, Sonnenschein, fast wolkenloser Himmel, dazu wunderbare Fernsicht!

In meiner Bergflucht, doch hatte ich die „Kniefreien“ mit dem schnittigen „Knicker-

bockern“ vertauscht, den Münchner Dolomitenhut auf, woran die Abzeichen der Mönchsteiner, des Bundes und das silberne Edelweiß des Alpenvereins prangten, bestieg ich das Auto, welches mich nach dem Flugplatz brachte. Ich war etwas aufgeregt, als ich auf dem Heller in Dresden ankam. Doch ich dachte an die vielen anderen, die sich schon dem Flugzeug anvertraut hatten. Ich sah die feste, starke Maschine, die eben erst von Berlin angekommen war. Sab zu, wie die Monteure mit größter Gleichgültigkeit prüften und wie sicher und ruhig der Pilot in seinen Führerstand stieg. Das gab auch mir nach und nach meine Ruhe wieder. Gelassen kletterte ich mit einem Japaner, einer Dame und noch einem Herrn die niedrige Stufenleiter empor und nahm in einem weichen Sessel an der linken Seite

Platz, ganz vorn hinter dem Führersitz. Neben mir saß der Japaner. Er schlug, noch ehe wir fuhren, eine Zeitung auf und las ununterbrochen bis Prag, wo er auch ausstieg. Schnellen Blickes umfaßte ich das Innere der Kabine. Es sah darin aus, wie in einem kleinen, bequemen Omnibus. Tiefe weiche Lederfessel standen in zwei Reihen an den Fenstern entlang. Die Wände waren fein tapeziert. An jedem Platze steckten dicke Papiertüten für „Luftkranke“. Vor mir konnte ich in den Führerstand blicken. — Das Anlassen der Motore störte mich in meinen Betrachtungen und unwillkürlich schaute ich zum Fenster hinaus. Die Grashalme bogen sich im Winde der Propeller. Einige Leute winkten. Die Fahrt begann. Mir war zu Mute, als führe ich mit dem Auto einen schlimm zerfahrenen Feldweg entlang. Das Holpern hörte dann plötzlich auf und ich hatte auf einmal das Gefühl, in einem Fahrstuhl zu sitzen, der eben nach oben abfährt. Dann huschten die Dächer der Flugzeugschuppen unter mir vorbei und wir schwebten schon über dem Häusermeer von Dresden. Alle Gedanken an irgendwelche Gefahren waren im Augenblick verschwunden. Ich mußte nur schauen und immer wieder schauen! Da war das Silberband der Elbe mit den Brücken, dort Zwinger, Schloß, Frauenkirche, Rathaus-turm, unendlich viel Straßenzüge, Dächermeer und Häuserblocks, darin bewegliches Leben. Die Loschwitzhöhen blieben zur Seite, auch der Borsberg. Schloß Pillnitz und die Elbinsel unter uns. Schon waren wir über Heidenau mit den vielen Fabrikgebäuden und da meine Heimat Pirna mit den ausgedehnten Werken von Hoesch und Küttner. Die Stadt mit ihren roten Ziegeldächern, wie ein Schwalbennest dicht angedrückt an das Schloß „Sonnenstein“, dessen viele Fenster golden in der Sonne glitzerten, lag unter uns in der Tiefe. Da — der winzige rote Punkt, im schattigen Grün — unser

Haus. Stolz schaute ich hinab! Könnte ich doch meinen Lieben ein Zeichen geben! Sie wußten ja von meiner lustigen Reise, hatten sie mir doch abzureden versucht.

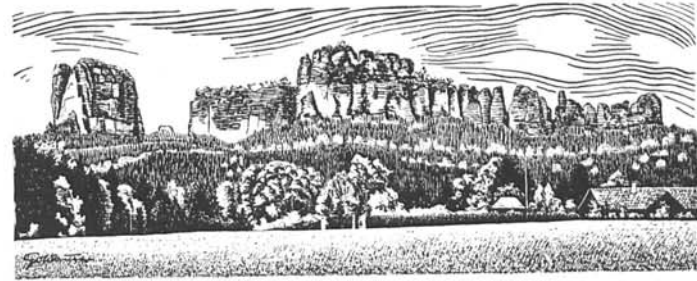
Nun ging es rasch der Sächsischen Schweiz zu. — Sonderbar sah sie aus mit den Ebenheiten, Tälern und Steinen aus solcher Höhe. Unsere Berge, klang es freudig in mir! Oft bin ich mit Kletterschuh und Seil im Kreise meiner Bergfreunde von Fels zu Fels, von Gipfel zu Gipfel geeilt. Ich schaute hinab. Es war, als hätten spielende Kinder im Sand tiefe Furchen gezogen und an den Bändern entlang hohe Napfkuchen aus Sand aufgeschüttet. Die Tafelberge lagen wie große Blöcke im dunklen Grün und der hohe Schneeberg mutete wie ein Sargdeckel an. Die weiten Wälder auf dem Erzgebirgskamm wirkten wie dicke, schwarzgrüne Teppiche und man verspürte Lust, sich in die weichen Polster hinabsinken zu lassen. Dann flogen wir über tschechisches Land, ein Stück Landkarte mit Höhen und Wasserläufen, Dörfern und Städten, Flur und Wald, für mich „böhmische Dörfer“.

Blickte ich mal nach rechts hinüber, so hatte ich immer das ewig lächelnde Antlitz des Vertreters der gelben Rasse vor mir. Prag kam in Sicht, die Landung verlief gut. Als wir im Gleitflug landeten, lief es mir eiskalt den Rücken hinab — ein komisches Gefühl. Ein Holpern wieder und wir hielten vor dem Verwaltungsgebäude des Flughafens.

Von höflichen Beamten wurde die Paßformalität erledigt und mit dem Japaner betrat ich die im Verwaltungsgebäude gelegene Gastwirtschaft, die für das leibliche Wohl der Fluggäste zu sorgen hat.

* * *

Mit großer Begeisterung, noch voll des Erlebten während meiner ersten Luftfahrt von Dresden nach Prag in einer Stunde, nahm ich Besitz von dieser Stadt.



Heimaturlaub in den Bergen

Alfred Gottlieb

Ein trüber Herbsttag, graue Wolken hängen am Himmel, ein Gemisch von Schnee und Regen durchstößt die feuchte Atmosphäre. Ich sitze am Fenster und sehe dem Rauch meiner Zigarre nach. Da fällt mein Blick auf eine schlichte Vase, geziert mit Tannengrün und herbstlich gefärbtem Eichenlaub. Noch eine Erinnerung an die letzte Bergfahrt. „Ein Blatt aus sommerlichen Tagen, ich nahm es so beim Wandern mit, auf daß es einst mir könnte sagen, wie laut die Nachtigall geschlagen, wie grün der Wald, den ich durchschritt!“ Dieser Vers aus einer der schönsten Erzählungen von Theodor Storm, die ich kenne, kommt mir in den Sinn und die Erinnerung an so viele schöne Stunden in den Bergen wird in mir geweckt. All die herrlichen Bergfahrten, ich erlebe sie im Geiste noch einmal. Besonders eine tritt mir heute lebhaft vor mein geistiges Auge und von ihr will ich jetzt etwas plaudern.

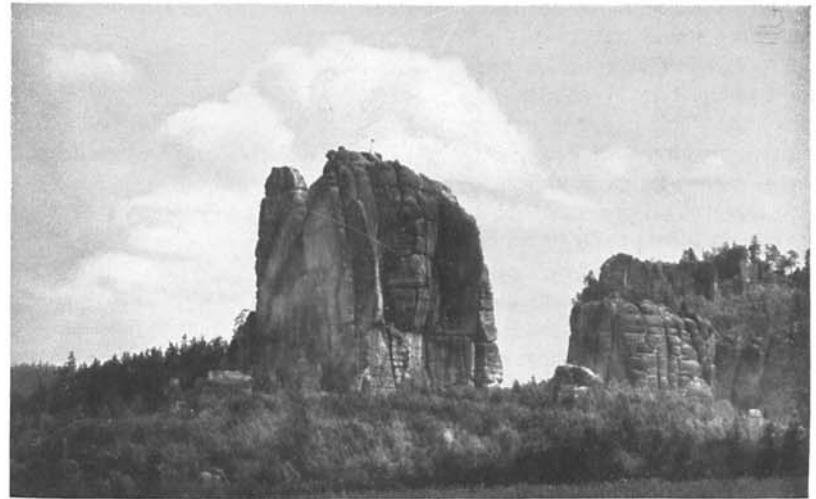
Es war im Juni 1916, nach fast zweijährigem Ausbarren im Schützengraben war ich das erste Mal auf Urlaub zu Hause. Da mußte natürlich auch den Bergen wieder ein Besuch abgestattet werden. An einem herrlichen Sonnabend fuhr ich mit Freund Hans und meiner Schwester

binaus. Krippen war unser Ziel. Auf leichtem Nachen schaukelten wir über die Elbe und drüben ging es durch das schöne Postelwitz, dann durch den Zahnsgrund, immer allmählich ansteigend, zuletzt ziemlich steil empor zur Hohen Liebe. Einen besseren Namen für diese Höhe hätte man kaum finden können. Die hohe glühende Liebe zur heimischen Bergwelt, wer sie noch nicht tief im Herzen trug, hier wurde sie wohl jedem eingefloßt!

Tief unter uns rauschende Wipfel, vor uns die wildzerrißene Schrammsteinferte und isoliert stehend — der König der Felsen — der Falkenstein. Auf ihm wollten wir heute noch ein Nachmittagsstündchen verbringen. Dahinter die blinkende Elbe und weit drüben die Hirschsteine und der Schneeberg. Hinter uns Tanzplan, Wachberg und die Lausitzer Höhen, zur einen Seite die gigantischen Affensteine, zur anderen das Rathener Felsgebiet. Dunkle Forsten, wogende Felder, blumengeschmückte Auen, kühne Felsbilder, hohe Berge, lieblich gebettete Dörfer, tief unten das Silberband der Elbe, dazu der Jubelchor der Vögel und lachender Sonnenschein — da zog auch uns Friede und Freude ins Herz hinein. Es war die Heimat, die Heimat in ihrem besten und schönsten Kleide,

wie sie sich heute uns offenbarte und uns kam zum Bewußtsein, warum wir wieder hinausziehen mußten. Wieder kommt mir eine schöne Stelle aus Storms Erzählungen in den Sinn, als Regina Gabriel fragt, warum er in den Krieg zieht: „Es ist für diese Erde, sagte er, für Dich, für diesen Wald, damit hier nichts fremdes wandle, kein Laut Dir hier begegne, den Du nicht verstehst, damit es hier so bleibe, wie es ist, wie es sein muß, wenn wir leben sollen, unverfälschte, süße, wunderbare Luft der Heimat!“ Ja, wunderbare Luft der Heimat, sie hatte uns umweht und ihren Zauber über uns ausgegossen. — Wie im Traume schritten wir abwärts dem Falkenstein zu. Ins Kletterhabicht geworfen und aufwärts ging's den Schusterweg, wohl einen der schönsten und abwechslungsreichsten Kletterwege. Wie lachte da das Herz bei den schönen Wandln, Kaminen, Bandln und Traversen. Dazwischen die prächtigen Tiefblicke oder empor die senkrechten Felswände, von der Wichtigkeit des eigenen Ichs redend, dann wieder ein wundervoller Blick auf die Affensteine mit dem gewaltigen, scharfumrissenen Bloßstock — oder ein zierliches Farnen oder Heidekraut dicht am Felsen verankert, ein hartes Dasein des Widerstandes und Kampfes fristend und doch eines Kletterers Herz mit mehr Freude erfüllend als duftende Blumenbeete in wohlgepflegten Gärten. — „Sich zu mühen und mit dem Widerstande kämpfen ist dem Menschen Bedürfnis, Hindernisse überwinden ist Vollgenuß des Daseins, der Kampf mit ihnen und der Sieg beglückt!“ sagt Schoppenhauer so schön und auch uns wurden seine Worte zur Wahrheit, als wir nach langer Kletterei den Gipfel besteigen und Gipfelkraft halten konnten. Den Blick noch einmal über die von letzten Sonnenstrahlen überflutete Landschaft werfend, ringsum die Felsen glühen in weiter Runde, die dunklen Wälder scheinen zu

brennen! Auf den Wipfeln der Tannenkronen aber schimmert der Refler des rötlichen Abendlichtes, das noch vor kurzem silbern schimmernde Band der Elbe ist in tiefes Rot getaucht. — Nur das zitternde Abendgeläut eines nahen Kirchleins unterbricht die Feierstunde der Natur, die an die zartesten Saiten der menschlichen Seele rührt, die uns erhebt über die Häßlichkeiten, Wichtigkeiten und Widerwärtigkeiten der Umwelt, die uns besser und reiner stimmt, unser Herz weiter und erfüllt mit Himmelssehnsucht. — Doch die langen Schatten der Felsen mahnen zum Abstieg, die Wälder sind noch schwärzer anzuschauen, die Felsen fast violett angehaucht und leise legt die Dunkelheit ihre Schwingen über die Natur. Mit übervollem Herzen steigen wir abwärts, höchstens ein aufgeschreckter Nachtvogel erschreckt uns. Dann wird umgezogen und durch den dunklen Märchenwald geht es dem Nachtlager zu. In solcher Stimmung muß Claudius sein schönes Nachtlied gedichtet haben: „Der Wald steht schwarz und schweigend und aus den Wipfeln steigt der Nebel grau und wunderbar!“ Unter dem duftenden Lindenbaum wurde beim Nachtmahl noch ein Stündchen verplaudert, dann wurden wir vom Klüstern des Wassers in den Schlaf gewiegt, um am anderen Morgen frisch gestärkt wieder aufzustehen. Mein Freund konnte noch verweilen, mich rief die Pflicht. Der Urlaub war zu Ende. Noch einen Blick auf die vertrauten Felsen, noch ein Händedruck, eine Abschiedsträne fiel darauf, ich schämte mich ihrer nicht, dann entführte mich der Zug hinaus in Grauen und Verwüstung und das Vergangene schien mir wie ein Traum und doch war es mir eine Quelle der Kraft, ein Born, aus dem ich schöpfte, wenn es draußen mal nicht mehr gehen wollte. Aber es war auch der Grund der schlimmsten seelischen Krankheit, die mich elend machte, tränenlos hinter dem Stachel-



„Falkenstein“

Aus den Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz (Phot. W. Hahn, Dresden-A. 24)

drabt nach Osten starren ließ oder an herrlichen Sommertagen auf harter Lagerstatt die heißesten Tränen weinen ließ. — Das Heimweh, die Sehnsucht nach den Bergen! Und jetzt habe ich die Heimat wieder, habe schon manchmal wieder auf den Bergen gestanden, auf dem Falkenstein, der Hohen Liebe, habe auf dem dort errichteten Ehrenmal der gefallenen Bergsteiger manch

Stündchen gefallener Bergfreunde gedacht! Ich habe einen Hort gefunden, eine Zufluchtsstätte, die erhaben über allen Kleinlichkeiten des Lebens steht, in der das Meer der Widerwärtigkeiten untertaucht und eine innere Zufriedenheit und Fröhllichkeit das Herz erfüllt und erstarft zum Kampfe des Alltags: den Wald und die Berge unserer Heimat!

Die Verbreitung der Alpenpflanzen über die Erde

Der Pflanzengarten Wehlen zeigt als Sensation hunderte von blühenden *Chrysanthemum* in vielen Arten.

6. Fortsetzung.

Nachdem wir allerdings sehr kurz und gedrängt eine Übersicht über das Leben und die Vorkommensbedingungen unserer europäischen Alpen gegeben haben, drängt sich die Frage auf, ob nicht gewisse Beziehungen

resp. Bedingungen bei allen Gebirgen wiederkehren, die überall gleich, überall die gleiche Flora entstehen lassen. Das ist teils mit ja, teils mit nein zu beantworten. Jedes Gebirge besitzt, wenn mitunter auch eine kleine

November 1931
12. Jahrg.
Leipzig, D. 1931

Zahl ihr eigener, dort entstandener Formen, die sonst nirgends auf der Welt vorkommen. Andererseits finden wir auf den Gebirgen der gemäßigten Zone, hauptsächlich der nördlichen Erdkugel in Skandinavien, den Karpathen, Sudeten, dem Apennin, Kaukasus, im Himalaja, Altai und den nordamerikanischen Hochgebirgen eine große Anzahl von Arten wieder, welche in unseren Alpen auch vorkommen. Wie erklärt sich das? Sollten sich in jenen so weit entfernten Gebieten etwa die genau gleichen Arten, vielleicht aus Tieflandsformen entwickelt haben? Das kann aus unserer heutigen Kenntnis über die Entstehung der Arten als sehr unwahrscheinlich angenommen werden. Die Wissenschaft nimmt an, daß überall in den Hochgebirgen ursprünglich nur ihnen eigene Arten entstanden sind, die sich zu Zeiten günstiger Erdperioden weit verbreiteten und so ein lebhafter Austausch, der ursprünglichen Arten nach benachbarten Gebirgen stattfand. So günstige Erdperioden mögen die Eiszeiten gewesen sein. Ungeheure Eismassen bereiteten sich über die Erde vom Norden tief nach Süden. Unsere Alpen- und Gletscher reichten bis in die mitteldeutsche Tiefebene. Die damals von Eismassen umgebene mitteldeutsche Hügellandschaft hatte ein wesentlich kühleres Klima als heute, sodaß es den Alpinen möglich war auch dort zu siedeln und so die Brücke zu bilden für eine Besiedelung von weither nach weithin. Später nach allmählichem Wärmerwerden, konnte sich die Alpenflora nur in der Nähe der Gletscher halten, zog sich langsam mit diesen in die Hochgebirge zurück. Demgegenüber besiedelte eine neue von Asien herkommende Tieflandsflora, die den wärmeren Verhältnissen angepaßt war, die Ebene. Von damals mögen auch die beiden europäischen Edelweißarten stammen, die unzweifelhaft asiatischen Ursprunges und sich hier zu dem entwickelten, was sie heute sind, und deren 34 andere Artgenossen alle

in Asien ihre Heimat haben. So mag sich die Ausbreitung der alpinen Pflanzenarten vollzogen haben. Aber wie kommen z. B. in die Nähe Berlins Frühlingsenzian oder in die Hochmoore und Heiden Norddeutschlands andere glaciale und alpine Pflanzen? Auch das erklärt sich leicht aus den Eiszeiten. Mit dem Zurückweichen der Gletscher blieben sie an günstigen Orten zurück. Ihr Gedeihen an solchen Stellen liegt begründet in der Tatsache, daß dort die Vegetationsfrist infolge ungünstiger örtlicher Verhältnisse klimatisch sehr gekürzt und deshalb für die Flora des Tieflandes eine Ansiedlungsmöglichkeit nicht gegeben ist. In engen Tälern und tiefen Schluchten, die von tiefen Wasseradern durchzogen sind, liegt im größten Teil des Jahres der Schatten, lange liegt hier der Schnee. Die sie durchfließenden Wässer sind lange eisig kalt, was in wärmerer Jahreszeit zu nächtlich starker Abkühlung und Nebelbildung führt. Dadurch wird das Erwachen der Vegetation lange hinausgezögert und gleichzeitig im Herbst ihr sehr zeitiger Abschluß bewirkt. Diese Verhältnisse sind glacialen und alpinen Pflanzen zusagend und da ein Wettbewerb mit Tieflandspflanzen ihnen also den Boden nicht streitig machen kann, finden sie hier Gelegenheit auch im Tiefland existieren zu können. Woher nun diese alpine Flora in die mitteldeutsche Tiefebene gekommen ist, darüber streiten sich die Gelehrten. Der eine meint aus den Alpen, Pyrenäen und Karpathen, andere vom Nordpol, wieder andere suchen nachzuweisen, das Zentralasien der Ausgangspunkt sei. Dies alles kann möglich sein, ja es scheint als ob alle Recht behalten können, wenn sie als Ausgangspunkt der Besiedelung die Eiszeiten annehmen und die Verbreitung der Pflanzen von jedem dieser Punkte nach allen anderen erfolgt ist. (Fortsetzung folgt.)



Marterl im Schnee
Aufgenommen mit Zeiß-Ikon-Kamera
(1 : 12,5 ¹/₁₀ Sek.) phot. Dr. Baumann

Um unsere Toten

R. H. Viebach

Weiß manchen Saum
Wo letzte Astern blühen, —
Seid Ihr das, Ihr Toten?

Sehe oft am Himmel
Wunden bluten und glühen, —
Seid Ihr das, Ihr Toten?

Und, Haupt am Fels,
Hör ich es raunend
klagen. — — — —

Weine Dich aus, meine Seele,
Du mußt es erliden
Und Tragen!

Sieh die Blumen am Felsen —
Und hoch in den Wolken
Die Brände!

Neige Dich —
Lauschend — dem Winde —
Und falte die Hände. — —

Watzmann-Ostwand

Max Hänsel

Heiß brannte die Sonne, als wir über den Königssee nach St. Bartholomä fahren. Ohne uns weiter umzuschauen ging es dem romantischen Eisbachtal zu. Tief eingebettet liegt es. Links erhebt sich jäh die steile Fackelwand und rechts die mächtigen Südabstürze von den Watzmann-Kindern. Vor uns die gewaltige Ostwand, deren oberes Drittel leider im Nebel verhüllt war. Stauend über diese gewaltige Höhe, kommen wir der Wand immer näher. Etwas entmutigt langten wir an der Eiskapelle an. Ein kühles Lüftchen wehte uns entgegen, was unseren erhitzten Körpern sehr wohl tat. Unter einem leidlich schattigem Block hielten wir Raft. Während wir aßen, flogen unsere Blicke immer wieder aufwärts in die Wand, einen Weg suchend. Lautes Donnern und Krachen erschreckte uns. Ein riesiger Felsblock löste sich von der Fackelwand und stürzte zur Tiefe. Auch in der Ostwand prasselten ab und zu Steine herab. Nach ausgiebiger Raft, es war mittlerweile um 3 Uhr geworden, stiegen wir an. Gut kamen wir, einigen Spalten ausweichend, über den barten Firnschnee. Doch plötzlich standen wir vor einem gähnenden Schrund. Wir mußten wieder etwas tiefer, hier ging es ohne Schwierigkeit über die Kluft. Über leichte Schroffen kam ich rasch höher. Nach etwa 15 Metern sah ich meinen Freund Willy immer noch an der Randkluft stehen. Er hatte keine rechte Traute zu dem Gestein. Er gewöhnte sich aber später sehr gut daran. Ich warf ihm das Seil zu, da ging es auch schon besser. Doch nur langsam gewannen wir an Höhe. Folgende Schroffen und steile Grashänge kamen wir höher. Ganz plötzlich standen wir mitten drin im

Nebel. Im Eifer hatten wir garnicht bemerkt, wie dieser immer tiefer gesunken war. Zu allem Unglück waren wir noch in eine falsche Schlucht geraten. Was nun? Die Uhr zeigte schon $\frac{3}{4}$ 7, auch wurde es sachte dunkel. Etwas absteigend hätten wir wohl die richtige Schlucht erreicht, von wo dann der Quergang nach der großen Schuttterrasse führt. Aber ob wir vor völliger Dunkelheit dorthin gelangen würden, war sehr zweifelhaft. Schweren Herzens entschlossen wir uns, umzukehren. Ungefähr 400 Meter waren es, die wir nun wieder zurück mußten. Nimmlich schnell ging der Abstieg und der Nebel jagte hinter uns drein. Gegen $\frac{1}{2}$ 8 Uhr standen wir wieder auf Geröll, stockdunkel war es. Wehmütig blickten wir zurück, nichts sahen wir mehr. Bis zur Eiskapelle war der Nebel gefallen. Nach einer kleinen Raft riefen wir der Ostwand Valet zu. Ich glaubte nicht, daß wir am nächsten Tag, um diese Zeit mitten in ihr stecken würden. Im Laternenschein taumelten wir trübselig nach St. Bartholomä.

Ein prachtvoller Tag wurde der 26. August. In der Ostwand krochen noch einige Nebelfetzen herum, immer höher steigend zum Grat, wo sie verschwanden. Von goldenen Strahlen umspielt, glänzte die Südspitze. In uns erwachte neuer Mut. Erst machten wir einige Übungen, damit unsere Knochen wieder gelenkig wurden. Sollten wir es nochmals versuchen? Ich teilte den Plan meinem Freund mit, er war sofort damit einverstanden. Wieder zogen wir das Eisbachtal aufwärts. Frei, ohne Nebel lag heute die Wand vor uns. Um 1 Uhr standen wir wieder an der Eiskapelle. Um 2



Watzmann-Ostwand

Am dritten Band

phot. Ernst Baumann

Uhr Anstieg. Gerade machte ich einen Schritt über die Randkluft, als wir ein Gepolter und Krachen über uns hörten. Vorsichtig lugten wir in die Höhe, doch glücklicherweise kam nichts. Einige Minuten lang schauten wir uns gegenseitig an, ohne ein Wort zu sprechen. Wir waren nahe daran, wieder umzukehren. Doch schließlich kam die Ruhe wieder über uns. Rasch ging es über die Schroffen. Bald waren wir in der richtigen Schlucht. Ein schöner luftiger Quergang brachte uns zur Terrasse. Mühsam ging es über Geröll, zu dem sehr steilen Firnschnee. Hier leistete uns der Pickel gute Dienste. Wie würde aber nun die Randkluft sein? Ging es doch schon Ende August zu. Wir wollten uns erst noch vergewissern, in welchem Zustande sie ist. Welch freudige Überraschung, als wir dorthin kommen! Keinen $\frac{1}{2}$ Meter war sie breit. Da, plautz, ein Steinregen ging über unsere Köpfe hinweg. Zwei Minuten früher hätten wir mitten drin gestanden. Mit Grauen

dachten wir daran. Um 5 Uhr. Wenn wir uns beeilen, könnten wir noch über die Schöllhornplatten kommen. Kurz entschlossen wechselten wir unsere Genagelten mit den Kletterstufen. In anregender Kletterei gingen die Platten hinauf. Von einem Band stiegen wir die letzte Hälfte direkt in einer Wasserinne empor, die von einem großen Wasserfall gespeist wurden. Dadurch wurden wir allerdings etwas naß, doch waren wir vor dem Steinschlag geschützt. Noch einige Meter über lehmbeschmierten Fels und wir standen in der Zellerhöhle. Somit hatten wir den Schlüssel dieser Wand hinter uns. Es war 7 Uhr abends, langsam begann es zu dunkeln. Beiwacht, noch dazu unsere erste! Schon lange knurrten unsere Mägen. Nach der Mahlzeit machten wir es uns gemütlich. Viel Platz war ja nicht vorhanden. Alle verfügbaren Sachen zogen wir an, dann krochen wir in die Schlaffäcke. Freund Willy schlief zuerst. Prächtig blinkten die

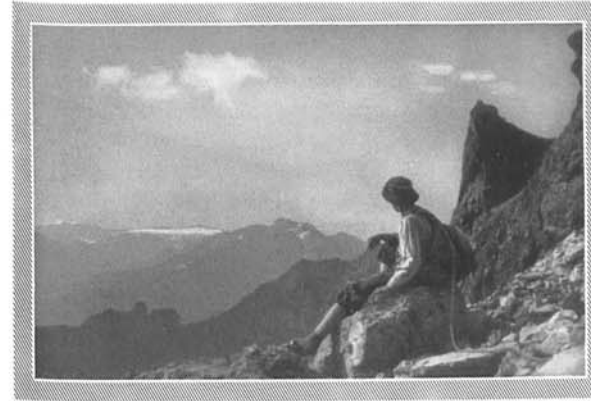
Sterne. Hier und da fiel eine Sternschnuppe herab. Lange war ich in dieses Schauspiel versunken. Es wurde merklich kälter, ich zog den Schlaffack enger um mich, und schmauchte eine Pfeife nach der anderen. Oft machte ich Licht, um nach der Uhr zu sehen, aber langsam nur verging die Zeit. Gigantisch und gespensterhaft muteten die Fackelwand, die Teufelshörner und viele andere mir gegenüber an. Nichts störte die Ruhe, als der Wasserfall und das Schnardhen meines Freundes. Ich dachte aber auch an den Weg, der noch vor uns lag. Hoffentlich würde das Wetter schön bleiben. Erst kurz nach 11 Uhr mußte ich eingeschlafen sein. Doch schon nach 2 Stunden richtete ich mich wieder auf. Später weckte ich Willy. Um 5³⁰ Uhr brachen wir auf. Bald erreichten uns die wärmenden Sonnenstrahlen.

Ich war ungefähr 20 Meter an einer Wand emporgestiegen, bis es nicht mehr weiter gehen wollte. Vorsichtig Griffe und Tritte suchend, kletterte ich wieder zurück. Dabei mußte ich einen Block benutzen, der zwar meine Belastungsprobe bestanden hatte, aber dann doch plötzlich unter meinen Füßen verschwand. Zum Glück bielten die Griffe. Zwei kostbare Stunden waren uns verloren gegangen. Nun stiegen wir in großen Mulden empor zu einem Band. Immer wärmer wurde es. Ein Glück, daß überall kleine Bächlein herabrieselten, wo wir unseren Durst löschen konnten.

Als Willy zum Band empor stieg, hörte ich ein helles Klirren. Da rief er auch schon, der Pickel sei abgegangen. Noch einmal wurden wir vom Steinschlag erschreckt, als wir einige Minuten verschaukelten. Ein faustgroßer Stein plautzte neben uns auf. Wir waren beide freideweiß geworden. Weiter ging es dem Bandende zu. Ohne Erbarmen brannte die Sonne auf uns. Da waren wir froh, als wir eine kleine Nische entdeckten. Hier bielten wir längere Rast. Von

den Watzmann-Kindern schallten Jodler zu uns herüber. Ganz kleine Pünktchen tanzten da herum. Tief unter uns spiegelte der Königsee. Viele Kähne schaukelten darauf, aber nur als winzige Punkte erkennbar.

Neu gekräftigt brachen wir auf. Immer schmaler wurde das Band, bis es ganz abbrach. An einem Ring seilten wir uns einige Meter ab. Um einen Pfeiler herum gelangten wir in eine Rinne, hier saßen wir wieder in der Klemme. Hier und da versuchte ich, doch nirgends kam ich weiter. Eine Stelle ist mir noch gut in Erinnerung. Über ein steiles, schmales Plattenband war ich 40 Meter hinaus, jetzt war nun das Seil zu Ende. Ich rief und schrie so laut ich konnte, aber nichts ließ sich von Willy hören. Es nützte alles nichts, ich mußte wieder zurück. Erst war ich froh, daß ich über die heiklen Stellen hinweg war, und nun mußte ich das noch einmal auskosten. Mein Freund war nicht wenig erstaunt, als ich bei ihm um die Ecke bog, und er das Seilende immer noch in den Händen hielt. Ich erklärte ihm nun, daß ich gerufen hatte, doch er hatte nichts gehört. Froh war ich aber, daß ich wieder bei ihm war. Eine Seillänge tiefer kamen wir dann ohne Schwierigkeit in die große Gipfelschlucht. Zurückblickend, zeigte ich meinem Freund die Stelle wo ich geklebt hatte, er machte ganz entsetzte Augen. Ein klares Bächlein erfrischte uns wieder. Das viele Wassertrinken hatte uns die nächsten Tage noch übel mitgespielt. Über Schneefelder und Geröll strebten wir dem Grat der Schlucht zu. Hier taute auch unser Humor wieder auf. Sahen wir doch nun endlich unser langersehntes Ziel, den Gipfel leuchten. In lustiger Kletterei ging es immer höher. Mehrmals bielten wir im Steigen inne, wobei unsere Blicke immer wieder in die schaurige, schöne Tiefe flogen. Punkt 1/24 Uhr betraten wir den Gipfel. Vor Freude, über den schönen Sieg umarmten wir uns.



*Hochkönig aus der
Watzmann-Ostwand
phot. Ernst Baumann*

Der langersehnte Wunsch war nun in Erfüllung gegangen. Hatte ich doch schon ein Jahr vorher, 1929, eine volle Woche darauf gewartet, doch vergebens, Tag für Tag Regen.

Durch eine seltene schöne Aussicht wurden wir belohnt. Die Bauerngipfel erglänzten alle im Neuschnee. Herrlich war ringsum der Ausblick. Uns gegenüber grüßte ein stolzer Recke, der Hochkalter, dem wir einige Tage später unsere Hüße aufs Haupt setzten. Nach einstündiger Gipfelrast brachen wir auf. Hatten wir doch noch die Überschreitung zur Mittelspitze? Hochdeck vor uns. 25 1/2 Stunden hatten wir in der Ostwand gesteckt, in zwei Nächten kaum 5 Stunden

geschlafen. Diese Strapazen machten sich jetzt stark bemerkbar. Unendlich lange dauerte die Überschreitung.

*

Die Sonne begann ihre letzten Strahlen zu senden, als wir vom Hochdeck herabstiegen. Qualvoll war dieser Abstieg. Mittlerweile war es auch finster geworden. Mehr als einmal stolperten wir, standen wir dann auf, so hätten wir schreien können, denn unsere Finger waren von dem spitzen Gestein arg zerstoßen. In freudetrunkener Stimmung über unsere gelungene Bergfahrt taumelten wir im zitternden Laternenschein unserem Quartier zu. Froh waren alle, als wir dort heil ankamen.

Im Herbst

K. W. Streit

*Die Kiefer rauscht.
Es brennt das gelbe Buchenblatt.
Mit Sonnenlichtern, die es hat,
Das Bächlein plauscht.*

*Der Himmel klar,
In seidiger Unendlichkeit
Er macht das arme Herze weit,
Das bange war.*

*Er macht es weit . . .
Von goldenen Frieden eingehüllt
Ruht es, wie ohne Wunsch erfüllt
In Reifezeit.*

*Ach, das ist schön —
Und hauchen Täler Schatten aus,
Die Seele hat ihr Heimathaus
Auf lichten Höhen.*

Der Skistiefel

seine Herstellung und sein Material

Alfred Hammer (Mitinhaber der Firma Sportschuhfabrik E. Hammer
Oelsa Bez. Dresden)

Die zunehmende Verbreitung des Skisportes und die damit steigende Bedeutung des Skistiefels auch für den Schuh- und Sportartikelhandel hat es bewirkt, daß sich immer mehr Schuhfabriken und Handwerker der Herstellung von Skistiefeln zugewandt haben und es ist nicht zu leugnen, daß hierin auch bedeutende Fortschritte gemacht worden sind, so daß heute für alle Ansprüche und für jeden Geldbeutel das Richtige zu haben ist.

Brauchbare Skistiefel sind heute in den Preislagen von 20 bis 45 RM im Handel. Leider gibt es hierunter auch eine Menge Erzeugnisse, welche für den Skisport höchst ungeeignet sind. Die Höhe des Preises ist nicht immer maßgebend für die Brauchbarkeit des Stiefels. Es gibt schon für 20 bis 25 RM Stiefel aus gutem Waterproof, mit durchgenähter oder holzgenagelter Doppelsonhle und Krampfen, die für geringere Ansprüche genügen, und die oft noch haltbarer sind, als mancher um 10 RM teurerer maschinenzweigenähter Schuh, denn unter diesen gibt es Fabrikate, die in ganz kurzer Zeit vollkommen unbrauchbar sind.

Die Bezeichnung „Handzweigenäht“ ist nicht immer eine Garantie für feine Handarbeit, es kommt vielmehr oft vor, daß der ganze Stiefel mit Maschine hergestellt, und nur eine Sohlennäht in Handarbeit ausgeführt ist. Diese Art ist oft die ungeeignetste, da der Preis nur um ein geringes niedriger ist, als bei reiner Handarbeit, die Haltbarkeit aber manchmal weit hinter den viel billigerem holzgenageltem oder durchgenähtem Schuh zurücksteht.

Der beste, aber auch teuerste Stiefel, der für den zünftigen Skiläufer, Wettläufer oder

Alpinisten bestimmt ist, und von dem ich heute sprechen möchte, muß unbedingt in reiner Handarbeit ausgeführt sein.

Schaft und Bodenmaterial muß aus den feinsten Teilen der besten Häute ausgewählt werden. Am Schaft dürfen so wenig Nähte als möglich vorhanden sein, sämtliche Sohlennähte müssen in Handarbeit ausgeführt sein, da beim Handnähen viel stärkerer und gut durchgedachter Faden verwendet werden kann, welcher die Näthlöcher fest und wasserdicht ausfüllt. Dies ist bei Maschinennähten nicht möglich, weil bei diesen Nähnaedel und Faden das Näthloch zu gleicher Zeit passieren müssen, das Näthloch bleibt also um die Stärke der Naedel unausgefüllt, der Faden hat in diesen weiten Löchern Spielraum, er bewegt sich bei jedem Schritt, wodurch er bald zerföhert ist und reißt. Außerdem hat das Wasser durch die nicht ausgefüllten Löcher Zutritt zwischen Sohle und Brandsohle und schließlich nach dem Innern des Schuhes.

Als Schaftleder kommt in der Hauptsache lohbares Rindleder, Waterproof oder Zuchtenleder in Betracht, dabei ist zu bemerken, daß in den letzten Jahren das lohbare Rindleder recht vernachlässigt worden ist und dies zu Unrecht. Lohbares Rindleder, selbstverständlich nur in bester Qualität, ist das widerstandsfähigste und wasserdichteste deutsche Oberleder, es steht über Waterproof und ist dem bestem Zuchtenleder mindestens ebenbürtig, besonders dann, wenn man hierfür dieselben Preise anlegt wie für jenes, es erfordert jedoch eine sorgfältige Behandlung und Pflege, wenn es geschmeidig und wasserdicht bleiben soll, und dies dürfte mit ein Hauptgrund sein, weswegen sich das

Waterproof so sehr eingeföhrt hat. Waterproof ist sehr weich und angenehm im Tragen und ist deswegen für Damenschuhe anderem Leder vorzuziehen. Waterproof bleibt auch weich wenn ihm einmal nicht die erforderliche Pflege zuteil geworden ist. In Bezug auf Festigkeit und Wasserdichtigkeit kommt es aber lohbares Rindleder nicht gleich. Russisches Zuchtenleder, das wegen seiner Weichheit und Wasserdichtigkeit schon lange vor dem Kriege Weltruf besaß, ist in den letzten Jahren für Skistiefel sehr begehrt worden, seine guten Eigenschaften verliert aber auch dieses sehr bald, wenn es nicht ebenfalls gut und sorgsam gepflegt wird.

Als Futter soll nur Kalbleder verwendet werden, dieses ist fest und bleibt weich, Rindleder wird bald hart, Schaf- oder Roßleder wird ebenfalls hart und reißt zu leicht. Für billigere Stiefel ist Strofutter zu empfehlen, für den teureren Strapazierstiefel ist es nicht fest genug.

Die Vorderkappe, die den Fuß vor dem Druck durch den Hebenriemen und den Backen schützen muß, sollte beim besseren Stiefel nur von Leder sein, hierzu muß ein ganz speziell geeignetes Leder verwendet werden, was eine ganz besondere Härte aufweist. Das Einarbeiten einer solchen Lederkappe erfordert die allergrößte Sorgfalt. Sie hat aber den Vorteil, daß sie trotz größter Festigkeit noch immer elastisch und porös ist, während die Zelluloidkappe eine steife unbiegsame Masse ist, welche entweder niemals nachgibt oder bricht. Für den billigeren Schuh möchte ich aber trotzdem der Zelluloidkappe den Vorzug geben, da diese noch immer besser ist als eine schlechte Lederkappe und dabei doch noch wesentlich billiger als diese ist.

Die Hinterkappe muß von bestem Wasschleder sein, da diese fest und dabei nicht allzuhart sein soll. Dasselbe gilt von der Brandsohle.

Nach dem Einnähen des Oberleders und des Schutzrandes müssen die Brandsohlen gut imprägniert werden, so daß alle Nagelöcher, die durch das Überholen des Oberleders entstanden sind, gut geschlossen werden, der Hohlraum zwischen Brandsohle und erster Sohle muß mit einer wasserdichten Masse ausgefüllt werden.

Zu den Sohlen ist nur bestes lohgegerbtes Leder zu verwenden, welches auch bei großer Nässe fest und federnd bleibt und sich weder in der Länge durch den Strammer, noch in der Breite durch die Backen durchbiegen läßt. Die Sohlen müssen über das Oberleder vorstehen, um letzteres vor Beschädigungen zu schützen. Sie dürfen an den Spitzen nicht zu sehr abgerundet, sondern müssen fast gerade sein, um beim Ausbreiten fest auf dem Ski zu stehen. Um leichter abzurollen, darf der Schuh nicht mit der ganzen Sohlenfläche flach aufstehen, sondern die Schuhspitze muß leicht gehoben sein. Die Krampfen, die seitlich in die Sohlen eingelassen sein müssen, um ein leichtes Hinein- und Herausfahren in die Bindung zu ermöglichen, müssen so angeordnet sein, daß ein dauernd fester Sitz in der Bindung garantiert ist. Es würde zu weit führen, alle Momente zu erörtern, die hierbei zu berücksichtigen sind, da mit einer ganzen Anzahl von Systemen gerechnet werden muß.

Ein mäßig hoher Absatz ist beim Skistiefel mehr zu empfehlen als ein absatzloser Boden, da dieser einen festeren Tritt auf dem Ski ergibt. Er darf nur leicht geköhlt sein, bei zu starker Köhlung ist ein festes Anziehen des Strammers nicht möglich.

Über die richtige Behandlung des Skistiefels werde ich in einer späteren Nummer sprechen.

Dem von uns hergestellten und in den Handel gebrachte Skistiefel Marke „Empor“ wurde schon vor mehreren Jahren als einem der ersten vom D. S. V. die Kennmarke „Sportlich geeignet“ zuerkannt.

Drei Gedichte

R. H. Viebach

Aufbruch zur Felsfahrt

Her mit der bunten Jacke,
Rin in den Rucksack das Seil
Heute blaut jede Zacke
Heute ist Kletterwetter,
Hei!

Schaut wie die helle Sonne
Selbst schon ins Blaue steigt steil.
Auf denn! Schenke gleiche Wonne
Heute ist Kletterwetter,
Hei!

Ran an die luft'gen Wände
Heut ist kein Hochglück zu steil,
Heute packts in die Hände.
Heute ist Kletterwetter,
Hei!

Genuß im Fels

Statt drin im Kamin zu steigen.
Geh ich lieber in die Wand,
Über graue Wälder Schweigen
Schweift das Auge rings ins Land.

Unter mir nur Tritt und Zacke,
Krause Leiste, blauer Duft, —
Fühl mich trotz zerschlissner Jacke
König in der Kletterkluft.

Raste auf besonntem Bande,
Breit genug in guter Ruh, —
Schau hinauf zur stolzen Kante
Und dem Spiel der Falken zu. —

Trunken brausen alle Lüfte, —
Licht aus Himmelshöhen sprüht,
Winddurchgeigt tönt das Geklüfte,
Lieddurchklungen mein Gemüt.

Hochglück im Fels

Leise scharrt der Kletterschuh
Und die alte Jacke
Hoch am Fels in tiefer Ruh
Über Sims und Zacke —

Unter mir verträumte Kluft
Dunkle Kiefernwißfel
Übern Ring in blauer Luft
Licht — umsäumt der Gipfel —

Sonne küßt mir meine Hand,
Morgenwind die Wange, —
Hei! — an griffefester Wand
Froh ich steig und hange. —

Wer so seinen Sommertag
Weihen darf den Wänden,
Hätt bei Fink- und Amselschlag
Glück in beiden Händen!



Waldweg

Aufgenommen mit Zeiß-Ikon-Kamera
(1 : 8 $\frac{1}{25}$ Sek.) phot. Dresel

Herbstgedanken

Friedrich Petzold

Nun ist der Herbst gekommen. — Urplötzlich, man kann fast sagen über Nacht, kam er und überschüttete mit seiner leuchtenden Farbenpracht Wald und Flur. Leise fallen die goldgelben Blätter von den Bäumen. Das Laub zu Füßen des Wanderers raschelt bei jedem Schritt. Es ist Herbstmusik. — Stundenlang könnte man so wandern. Und immer kürzer werden die Tage, immer rauber die Jahreszeit. Regenböden wechseln ab mit Sonnenschein, der aber nicht mehr uns wärmt, sondern nur sagen will: „Ich bin auch noch da!“ Sturm braust übers Land, und es wird langsam ungemütlich in der Natur — auch für den Wanderer. Es ist die Zeit, wo man trübselig ins Weite schaut. Zum Wandern ist keine rechte Stimmung, und zum Skilaufen ist's noch lange hin. Dann streifen die Freunde der Natur mißmutig durch die Straßen der Stadt, schauen sich das Barometer an, studieren die Wetterkarten und sind unzufrieden, wenn diese noch kein Tiefdruckgebiet mit Kaltluft anzeigen. Doch endlich — endlich kommen Tage, wo der Himmel mit tiefen, grauweißen Wolken bedeckt ist. Dann geht der schneefüchtige Mensch mit verklärtem Gesicht umher. Trifft er einen Gesinnungsgenossen, so heißt es gleich: „Du, mein Lieber! — merkst Du

was? — es riecht nach Schnee!“ — und richtig, die Zeitungen melden die ersten Schneefälle aus dem uns nahe liegenden Ostergebirge. Dann wartet man fiebernd auf das Ende der grauen Alltagswoche, überprüft zu Hause noch einmal schnell seine Brettl — und endlich ist der Sonnabend da! Stolz trägt ein jeder zum ersten Mal seine Latten zum Bahnhof — belächelt von all denen, die uns ob unserer Unternehmungslust spöttisch nachschauen. Und dann sitzt man in der Kleinbahn, welche sich in Windungen durch den Rabenauer Grund ihren Weg sucht. Die Augen blicken unverwandt zum Fenster hinaus, denn jeder will den ersten Schnee entdecken. Endlich — kurz vor Schmiedeberg — hört man: „Hallo — Kinder — seht raus!“ die Lippen des Entdeckers jubeln. Wie ein Napffuchen, vom Bäcker leicht überzuckert, so liegen die mit den ersten Schneeflocken bedeckten Felder da. In Buschmühle wird's schon mehr und in Kipsdorf ist die Schneedecke schon zusammenhängend. Doch die Hauptsache ist: Ganz sachlich schneit es — unzählige Millionen Flocken wirbeln nieder zur Mutter Erde, uns zur Freude, den Stubenhockern zum Leid. — Freudig werden die Skier geschultert und mit glücklichem Herzen stapft man bergan — hinein in die erste prächtige Winternacht.

Tag der Toten

Kurt Eschner

November-Sonntag. Tag der Toten!
Durch die Fenster des dahinjagenden Zuges schimmert in
fahlen Tinten der beginnende Tag.
Mit schwarzen Wolken vermischt, gleichend einem Firnhang
mit aperen Stellen. Und hinter dem Winterberg, gleichsam
die Welt abschließend, droht mächtig gen Morgen eine
dunkle Wolkenwand.

Die Natur gibt dem Tage der Toten ihr ernstes Gepräge.
Regenschauer sind unsere Begleiter.
Auf den Höhen von Ostrau orgelt der Oststurm, daß der
Berghut flattert. Einsam zieht der Weg durch regenfrischen
Wald zur geweihten Stätte der Berge.

H o h e L i e b e.

Droben steht ein sturmumbraustes Denkmal, das Wahr-
zeichen der toten Bergkameraden. Orkan reißt und zerrt
am Kranze des S.V.B. Barhäuptig stehen vier Bergsteiger
und auch weißes Haar flattert im Wind.

Vergangenheit zieht vorbei — Bergkameraden — Berg-
erleben — Krieg! — Abschied — Nimmerwiedersehen —
Kreuze — Kreuze in endloser Zahl auf blutiger Walfahrt
— Steine, stillragend auf den Kirchhöfen der Heimat —
und ein schlichtes Holzkreuz

an der Friedhofsmauer inmitten der großen Berge. —
Sie träumen von Gipfeln und Zinnen! —

Berge

Fritz Müller-Partenkirchen

Berge sind die Betonungszeichen auf der
Erde. Ohne sie wäre die Erde nur Ober-
fläche. Mit ihnen bekam sie Höhen und
Tiefen und Wandel.

Der mürrischste Berg in der Schweiz ist der
Rigi. — Warum? — Lassen Sie jährlich
vierzehn Zentner Käsekrumen und Butter-
papiere auf sich herumstreuen und sich vom
Samstag auf den Sonntag dreitausend
Menschen auf den Rücken steigen.
Berge sind Monarchen. Das revolutionäre

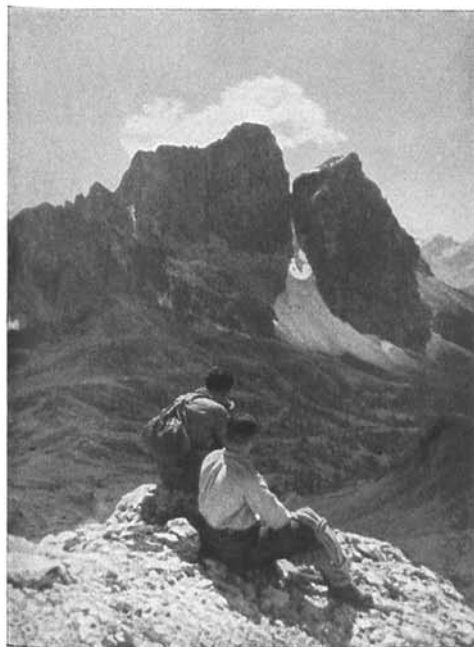
Zwillingspaar Wasser und Kälte unter-
wäscht sie und trägt sie Stück für Stück
ab ins Tal der Demokratie.

Die Berge überreden auch den Flachlands-
menschen zur Tiefe und zur Höhe.

Berge wollen bezwungen sein wie schöne
Frauen, die uns überwältigen, bevor wir
sie bezwingen.

Berge sind den Menschen ähnlich.

Am Fuße des Berges stand ein Hütchen,
sagt das Märchen.



Im Banne des Berges

Aufgenommen mit Zeiß-Ikon-Kamera
1 : 12, 1 Sekunde, 3fache Gelbscheibe
phot. Höhl

In Wolken hatte dieser Berg sein Haupt
gebüllt.

Des Berges Rücken flettern wir hinauf.
Im Herz des Berges trifft der Bergmann
auf die Adern.

Auch in den Eigenschaften:

hornig können Berge sein und lieblich, ma-
jestätisch, alt und jung, — frühlingsgleich
und launisch, wetterwendisch und vergrämt.
Nur in einem gleichen sie sich nicht:

Berge können schweigen. Oh, so wunder-
voll schweigen. Und Menschen? — Doch wir
wollten ja von Bergen reden.

Dieser Berg soll ohne Mitleid sein? Und
die Totenliste soll's beweisen? Ihr verkennt
den Riesen. Er hat sie nur umarmt und da
ist den armen Menschen gleich der Atem
ausgegangen.

Wer die Berge lieb hat, kann kein ganz
schlechter Mensch sein.

Die Berge haben ein doppeltes Gesicht:

„Die treuen Felsen“, sagt der eine, und sein
Auge glänzt.

„Die alten Stoana“, sagt der andere, und
sein Atem feucht.

Kommt so ein Grünling aus der Stadt
zum erstmal ins Hochgebirge und meint,
schon in der ersten Stunde müsse sich die
Schönheit des Gebirgs enthüllen.

„Ja, Schnecken!“ sagt der biedere Gebirgler.
Viele Liter Schweiß muß man vergießen,
eß' der erste Schleier fällt.

Seine letzte Schönheit zeigt der Berg den
Menschen einmal, unversehens und zwischen
zwei Atemzügen. Nachher ist er wieder stumpf
und steinern.

Sei's zufrieden! Verlang' es nicht ein zweites-
mal! Klopfe nicht und zerre nicht an seinen
Sanken: Höchste Schönheit wiederholt sich
nicht.

Dieses graue Berghaupt blickt schon hundert-
tausend Jahre in das Tal. Es rührt sich

nicht. Sein Auge zwinkert nicht. So ist es tot.

Sei still! Was weißt du denn vom Leben oder Sterben des Gesteins? Was das Gestein von dir? Eure Kreise können sich nicht schneiden.

Ich hatte einen Traum.

Ich war ein Stück von einem Fels, und Bergblut floß durch mich. Die Zeit

verschrumpfte, Menschenmassen schnurrten in ein Nichts zusammen. Mit Selsenaugen blickte ich ins Tal. Die Sonne schwang wie eine Fackel — Städte blähten sich — zerbröckelten zu meinen Füßen. Ich gähnte einmal — und Geschlechter wechselten. Ich legte mich ein wenig auf die andere Seite — und ein Dorf verschwand im niederstürzenden Gestein.

Die Verbreitung der Alpenpflanzen über die Erde

Thumm

Der Pflanzgarten Wehlen hat noch viele Arten blühende Pflanzen, vor allen die schönen japanischen Chrysanthemum.

7. Fortsetzung.

Viele Besucher des Pflanzgartens drückten mir ihr Erstaunen darüber aus, daß Pflanzen, die sie auf ihren alpinen Wanderungen massenhaft sahen, geschützt waren. Es ist deshalb angebracht, einmal zu zeigen, warum solche Pflanzen geschützt sind. Natürlich betrachten wir nur dabei die Alpen, denn warum heimische Pflanzen Schutz genießen müssen, das ist nun wohl bei allen Touristen fraglos geworden.

Was nun die österreichischen Länder mit ihren Schutzverordnungen betrifft, die schon in Vorkriegszeiten vielfach sehr gut waren, so gingen die einzelnen Bundesstaaten in ihren Schutzansprüchen sehr weit auseinander, ja es ging soweit, daß man nur über die deutsche Grenze zu gehen brauchte, um zu finden, daß alles, was hier geschützt war, dort sich jeder ungestraft aneignen konnte. Das ist jetzt wesentlich anders geworden, denn man sieht überall ein, daß man schützen muß, solange etwas da ist und nicht erst dann, wenn es fast ausgerottet ist.

Die Kärntner Wulfenia kommt ursprünglich im Himalaja, im Miocän, also lange vor der ersten Eiszeit, vom asiatischen Hochgebirge bis zu den Alpen vor. Jetzt kennt

man eine Art, *W. Amherstiae* vom Himalaja, die vom Gartnerkofel, von der man vor einigen Jahren noch einen ebenso begrenzten Standort in den Bergen Montenegro fand und des weiteren zwei verwandte Arten in Syrien und Albanien. Und gerade von dieser Seltenheit wunderte es einen Bergfreund, der sie am Gartnerkofel massenhaft sah, daß sie geschützt sei und ich sie als eine der seltensten Alpine überhaupt bezeichnete. Auch die schopfige Teufelkralle, ebenda vorkommend und fast gänzlich ausgerottet durch die dortige Bevölkerung, bei der sie dieselbe Rolle wie anderwärts das Edelweiß spielt, hatte der Unmensch in gepreßten Exemplaren gekauft, so die Ausrottungsbestrebungen der Einwohner unterstützend.

Im Berchtesgadener Land sind u. a. zwei Pflanzen geschützt, von denen man in Niederösterreich, Steiermark und Kärnten wohl kaum annehmen kann, das sie jemals ausgerottet werden können, das europäische Alpenveilchen und die Schnee- oder Christrose. Sie sind in den angegebenen Gebieten so häufig, wie bei uns die Gänseblümchen. Aber bei uns brauchen sie den Schutz.

(Fortsetzung folgt).



Winterzauber

Aufgenommen mit Zeiß Ikon-Kamera (1:18, 1/5 Sek., mittlere Gelbscheibe)
phot. Rubelt

Die Wetterprognose

Hans Gebler, Dresden

Ich habe stets eine große Hochachtung vor der Wissenschaft gehabt. Daß man errechnete, daß sich das Sonnenlicht mit einer Geschwindigkeit von 300000 Kilometer in der Sekunde fortpflanzt und in einem Jahre 9467477800000 Kilometer zurücklegt, war mir ein Mirakel, vor dem ich mich stumm ergriffen beugte. Nur mit

einer Wissenschaft, der ich bislang ebenso blind vertraute als den anderen, bin ich seit Jahresfrist auf Kriegsfuß geraten — der Wetterkunde. Und das kam so:

Mein Freund Emil und ich hatten die lobenswerte Absicht dem großstädtischen Niggerkral mit Jazz und Charlestone, Auto-wettfahrten auf den Straßen und tagbellen

Nächsten Valet zu sagen, um zu probieren, ob der heutige Mensch noch einmal in den Zustand sich zurückversetzen kann, wie ihn das „Es war einmal“ der zünftigen Handwerksburschen so anschaulich schildert.

Da man dabei nicht rechnen mußte, daß man sich nicht in ein Kino oder wenigstens Kaffeehaus retten, oder als Proletarier in einer Hausflur auf die nächste Elektrische warten konnte, wenn der Himmel es vorsog, anstatt des programmäßigen Sonnenlichtes Wasserscheußen aufzuziehen, konsultierten wir vorher als gewissenhafte Touristen die Wetterprognosen.

Nicht die räppischen einer vergangenen Epoche, denn wir lebten ja in dem aufgeklärten Zeitalter einer hochentwickelten Wissenschaft, die uns, außer Rundfunk und Luftschiff, auch die Bekanntschaft mit den Marsbewohnern vermittelt hatte. — Überdies war der letzte Überrest aus jener abgetanen Periode, ein Wetterhäuslein meines Freundes Emil, ohne viel Seufzer still ins Jenseits hinübergerutscht, nachdem ich unvorsichtigerweise mit einer brennenden Zigarre dem baumelnden Baumwoll-Schwänzchen, das sich je nach Laune krümmte oder streckte, zu nahe gekommen war, so daß es geräuschlos zu einem Abschlußlein zerfiel. Dies kam also sowieso nicht mehr in Frage und da Barometer auch meist sehr launenhaft sind, bielten wir uns streng an die Wissenschaft.

Sie klärte uns entgegenkommend schon seit Tagen darüber auf, daß ein Hochdruckgebiet vom Kanal her sich über Westeuropa breitete und seinen Wirkungsbereich binnen 24 Stunden bis nach dem Südosten Mitteleuropas vorschleichen würde. Diese 24 Stunden waren um 6 Uhr früh des vorangehenden Freitags abgelaufen, so daß es uns wenig Kummer bereitete, daß gleichzeitig verkündet wurde, eine Depression dränge vom nördlichen Eismeer herüber bis zur Oder, wo sie vorläufig baltmachen

würde. Die Oder ist ja allgemein bekannt und wir nahmen mit Recht an, daß diese Depression sie ebenfalls kennen würde, der Fluß ist ja auch breit genug um nicht übersehen zu werden und von Głöba weit genug entfernt, daß wir beruhigt ihr den Schauplatz jenseits überlassen konnten!

So waren wir beide, mein Freund Emil und ich, in der denkbar besten Stimmung, als wir uns früh an jenem bedeutungsvollen Tage am Bahnhofs trafen. — Die Straßen waren trocken, als hätte eine gewissenhafte Scheuerfrau sie paar Stunden lang frohrtiert, von dem Himmel konnte man schließlicherweise zu so früher Morgenstunde noch nicht verlangen, daß er seine beiterste Miene zeige, jedenfalls war er nicht grauer, wie die Häuser, die rundum mümmig ihn angriinsten.

Aber daß andere den hohen Wert der Wissenschaft ebenso zu schätzen wußten wie wir, bewies eine Unmenge von Damen in weißen, weitausgeschnittenen Frühlingkleidern, mit Sonnenschirmen und graziösen Halbschuhen, die neben Herren mit hellleuchtenden Butterblumen auf den Häuptern und Spazierstöcken die Bahnhofsallee füllten.

Ich kam mir in meinem Lodenzug etwas grüesgrämlich zwischen diesen vor, aber sie fahren ja wo anders hin wie wir, und mein Freund Emil hatte wenigstens sein Haupt mit einem steifen, schwarzen Hut geziert, so daß die helle Nuance seines hellen Raglans etwas gedämpft wurde und eine gewisse Harmonie zwischen uns beiden mit Not doch noch erzielt wurde.

Es war ein erhebendes Gefühl, am frühen Morgen in so ein Hochdruckgebiet vom Kanal her hineinzufahren!

Zwar sahen wir nicht viel, denn die Waldberge des engen Tales wudhreten sich höher und höher, dunkler und schwärzer und die programmäßige Sonne mußte irgendwo anders scheinen als in Borstendorf und

Pockau, an denen wir nacheinander vorbeifahren, aber das machte ja nichts, wir hatten ja noch zwei Stunden Zeit bis zu ihrem Erscheinen und droben auf den Bergen kommt sie ja nach einem alten Naturgesetz auch eher hin als in die Tiefe. 300000 Kilometer in der Sekunde sind ja auch für die Sonnenstrahlen keine Kleinigkeit!

Als wir in Neuhausen ausstiegen, war es sonderbarerweise aber ebenso dunkel wie im Tal und von den Bergzügen rundum sahen wir überhaupt nichts! Dazu blies ein verdammt kalter Wind, jedenfalls vom Kanal her, denn er war so feucht.

Ich konnte nicht umhin, ehe wir in die große Welt hineinschritten, Fritzsche's Karte der mitteleuropäischen Eisenbahnlagen aus dem Kursbuch verstoßen zu entfalten, um mich zu überzeugen, daß Neuhausen wirklich im Südosten Mitteleuropas sich befindet, — dann waren wir auch schon den letzten, schindelgedeckten Häuslein entronnen und vor uns lag weit und grau mit Wäldern und Tälern das, was man „Gegend“ nennt. —

Das Hochdruckgebiet vom Kanal schien jedenfalls auf diesen günstigen Moment gewartet zu haben, um sich mit einer blitzartigen Geschwindigkeit nach Westeuropa wieder zurückzuziehen, denn es kamen immer schwärzere Wolken über die so einsamen Bergwiesen herangezogen, die allerdings einen sehr beachtlichen Hochdruckbetrieb entwickelten, aber sehr deprimierend wirkten.

So entschwand uns auch Purschenstein. Jedem, der es nicht kennt, sei bemerkt, daß dies ein altes, stattliches Schloß aus dem Mittelalter ist, in einem Waldtal malerisch gelegen. Weniger durch seine historischen Erinnerungen, als dadurch, daß es für uns der Denkstein wurde, an dem wir endgültig unsere Ehrfurcht vor der Wissenschaft begraben, wurde es bedeutungsvoll — es be-

gann nämlich hier zu regnen! In feinen, gleichmäßigen Strichen, die so ausfahlen, als übe sich jemand im Schraffieren. Bleigrau zerfloß Schloß und Tal und Wald in ein Nichts. Auf dem steifen schwarzen Hut meines Freundes Emil klapperte es hohl wie auf einem umgestülpten Holzfaß und sein heller Raglan hob sich immer weniger ab von den dunklen Tönen meines Lodenzuges.

So waren auch wir zwei allmählich gleichgestimmt mit dieser Landschaft rundum. Sie war einsam genug, alle Erinnerungen an die Uranfänge dieser Erde wachzurufen. — Kein Haus, kein Mensch, kein Tier, — nur wir zwei und ein stundenlanges Bergwald. Es war so düster wie ein schlecht beleuchteter Kreuzgang und so geheimnisvoll wie die Katafomben Roms. Dazu glitschig wie das sorgfältigst gewachsene Parkett in den Edenfälen.

Wir hätten können umkehren, wozu hätten wir aber dann erst zwei Mark fünfundsiebzig Pfennige für die Bahnfahrt nach Neuhausen auszugeben brauchen und um fünf Uhr früh schon aufstehen? Vielleicht erkannte die Depression doch noch im Laufe des Tages ihren Irrtum, daß die Głöba beileibe nicht die Oder ist!

So kamen wir gegen 11 Uhr aus dem Wald heraus auf den Bergkamm. In verstärktem Tempo klapperte es auf dem steifen Hut Emils und der meinige sog sich voll wie ein Badeschwamm, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß letzterer weich bleibt, mein Hut aber steif wie Emils Halbfugel ward..

Wer die Erzgebirgshöhen noch nicht kennt, dem sei dringend empfohlen, sie an so einem Tage, wo ein Hochdruckgebiet vom Kanal her da war, aufzusuchen. Er hat dann nicht nötig, zu Studienzwecken an die Küste des nördlichen Eismeres zu fahren, denn er sieht dort genau so wenig wie hier! Wenn ich Böcklin gewesen wäre, ich hätte

meine Toteninsel unbedingt hier oben gemalt, etwa dort, wo das erste Haus von Böhmen Einsiedel sich erhebt, das wir gegen Mittag erreichten.

Für uns bedeutete dieses Bild „Land“ und jedenfalls haben die Griechen das Meer nicht freudiger begrüßt wie wir die trockne Insel des Gasthofes. Daß der aus seinen Sonntagsträumen jäh erwachte Hund uns wütend zwischen die Beine fuhr, störte uns nicht, aber daß der Wirt, der erschrocken etwas Kreuzlahm herbeihumpelte, uns mit den Worten begrüßte: „Jehsas Maria, wo kommens Sie denn hier, bei solch anen Hundewetter?“ beleidigte uns. Wir machten ihn höflichst indigniert auf das von Westeuropa auch bis nach Einsiedel sich erstreckende Hochdruckgebiet aufmerksam, worauf er mit einem höhnischen Grinsen an seinen Beinen entlang fuhr und verächtlich er-

klärte, daß wir Stadtmenschen „einen alten Schnarren wüßten“ und daß er schon seit acht Tagen an seiner Gicht gespürt hätte, es würde am Sonntag regnen! — Einsiedel ist berühmt durch seine Brauerei und dieses verführte uns allmählich mit dem Zusammenbruch unseres Glaubens an die wissenschaftliche Wetterkunde.

Eins aber gelobten wir uns doch, als wir drei Stunden lang in strömenden Regen wieder nach Neubausen schritten — daß wir nächstens, wenn wir wieder so einen Ausfall in die Freiheit unternehmen würden, Emils Schlummermutter (er war nämlich „möbliertes Herr“) konsultieren würden, denn sie litt auch an Gicht. Dann kam die Depression in Klöha stehen und das Hochdruckgebiet am nördlichen Eismeer — wenn die kein Reißer hat, fahren wir seelensrubig los! . .

Lilienstein

F. Gerhardt

*Noch immer weht mich an, verheißungsvoll ein Hauch
aus diesen Bergen, wie von etwas Lieben,
was mein gewesen oder dem ich erst begegne,
wenn seine rechte Stunde kommen mag.*

*All mein Erwarten ist kein leerer Trug
und jeder Stunde Rinnen bringt dem Ziel mich näher
und meine Wege, die ich wartend gehe,
sind Umweg alle nur, doch Irrweg nicht.*

*Wenn nahe Täler dunkeln, hell im Abendlicht
die hohen Tafelberge letzte Sonne trinken,
dann ist es mir, als müßte jäh sich öffnen
das Tor zu meiner Seele Heimatland.*



Letztes Leuchten
phot. Rud. Leonhard

Unserem Paul Gimmel

W. E.

Es ist nicht Bergsteigerart, einen der ihren auf einen Schild zu erheben und zu sagen: „Auf diesen sind wir stolz!“ Wenn Bergsteiger einem Menschen Dank sagen, so tun sie es schlicht und recht, aber es kommt vom Herzen. Wir machen nicht viel Worte.

Unser Paul Gimmel wird von den Zeiterhältnissen gezwungen, sein Amt dem Bergsteiger-Bund zurückzugeben. Daß er sich länger als ein Jahr dagegen gesträubt hat, erfüllt uns mit Stolz. Es beweist uns, daß er unserer Sache nicht nur mit seiner Arbeitskraft, sondern mit seinem ganzen Herzen diene. Wir sehen ihn ungern scheiden, aber wir hoffen, daß er eines Tages wieder die Führung übernimmt. Wir werden das, was er uns geschaffen, mit aller Liebe und Begeisterung erhalten.

Zum Schluß entbieten wir ihm ein herzliches „Verg-g-e-i!“

Winterliche Gipfelfahrt

Eckehart

Hiiii!! pfeift und heult der Sturm durch Klüfte und Kamine, mit lautem Röhren beugt sich die alte Wetterkiefer seinem Ansprung . . . Aufwirbelnd segt er den Schnee hinweg, häuft ihn an anderem Ort auf, frißt uns mit seinem Eishauch die letzte Wärme aus den Adern . . . Und wir hoffen beieinander, unter fargem Überhang,

den Hut tief ins Gesicht gedrückt, die Hände tief in den Taschen vergraben. Wir warten auf eine Atempause, die auch der schlimmste Wintersturm einmal haben muß. Er hat sie . . . Wie erschöpft von seinem Toben, hält er ein . . . Her mit dem Seil! Meine Finger fassen Fels, aber wie ganz anders ist er als zur Mittsommerzeit! Kaum daß

der Weg zum Gipfel sich finden läßt, so hat ihn Eis und Schnee verändert. Bald suche ich einen Tritt, bald tastet die Hand nach einem Griff, jetzt hat der Freund Tot, aus engem Riß die gährende, schneerfüllte Kluft zu überspreizen, oder durch Klemmböcke sich zwängend mir zu folgen . .

Dazu schon wieder Sturm, der heulend einfällt, gerade jetzt, wo wir die Gipfelscharte erreichen. Weiter, weiter!

Hände und Füße sind längst ohne jedes Gefühl, wir spüren, wie die Kälte an den Kräften zehrt, aber weiter, dem Gipfel zu! Den Schlußkamin emporstemmen — ein Stück vereiste Wand — nachholen — Schlußwand, im Sommer ein Kinderspiel, jetzt ein Kampf um Sein oder Nichtsein. Ha — endlich am Ziel!

Mich umfängt einen Blutschlag lang wohlige Schwäche, heiß wird mir, dann reißt es es mich empor — Heil! . . Heil! tönts zurück, der Freund kommt nach, jetzt schwingt er sich über die letzte Platte, die uns voneinander trennt. Wir reichen uns die Hände. Und wir stehen hier oben unter bleigrauen,

jagenden Wolken, fahles Gelb dort, wo die Sonne sich verbirgt, deren Licht uns von wirbelnden Schneeschauern und langflatternden Nebeltüchern streitig gemacht wird. Um uns ist ein wahrer Herensabbat, aber in Eis und Schnee; stöhnend neigen sich die Bäume vor dem ungestümen Atem des Nordwindes . . .

Gipfel der Heimat . . . Noch abweisender, noch unnahbarer als sonst schauen sie uns mit zeitlosem Anlitz an. Mit Gleichmut tragen sie die Mühen von Schnee, lassen sich ihre Flanken überzuckern und überpudern. Eigentlich ist alles noch wilder, noch dämonischer geworden . . . Meine Augen irren hilflos von einem Punkt dieses erdrückend gewaltigen Bildes zum anderen. Kälte — Fels — Sturm — Nebel, alles ein Spiegelbild unseres Schicksals . . . Mich faßt plötzlich ein Zittern und Schreien . . .

Da spürte ich Wärme an meiner Seite, einen Körper, den Freund, den Bergkameraden. Ich frage stumm, nur mit den Augen: Absteigen? Er nickt nur, aber Entschlossenheit und Siegesfreude leuchten aus seinem Blick.

Winterbesteigung

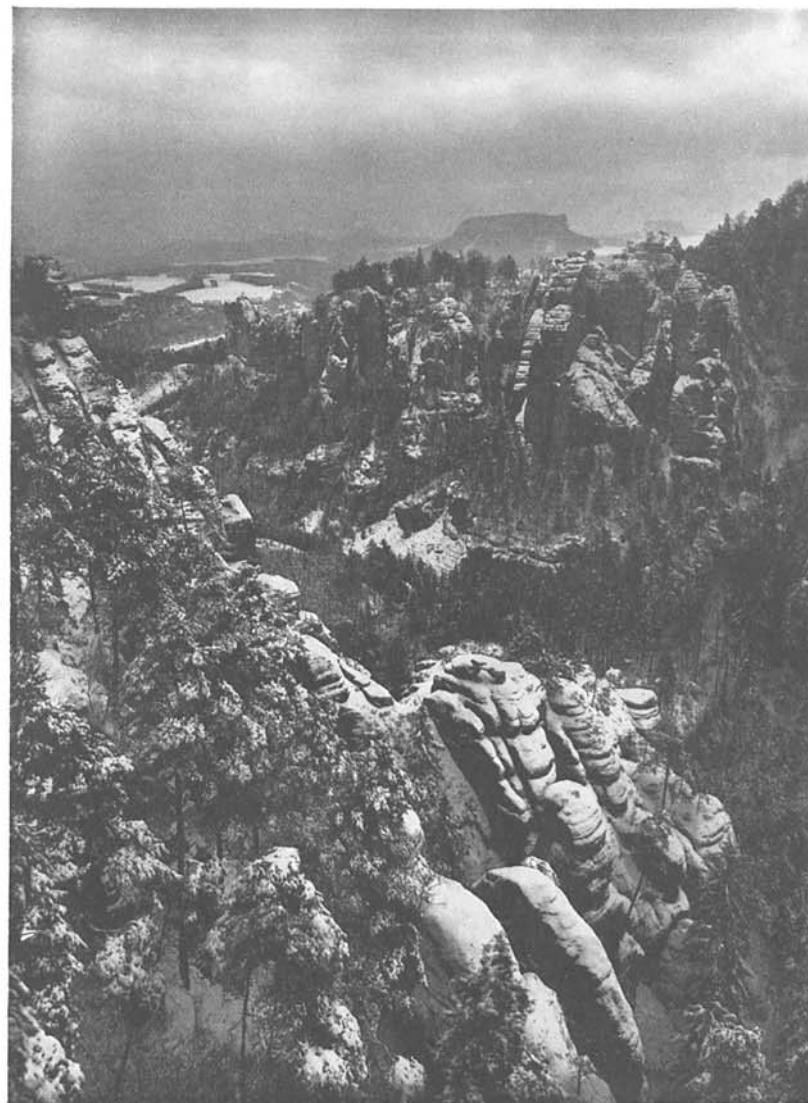
A. Goldammer

*Die goldnen Sonnentage sah'n wir scheiden
Und Blumen an dem Wiesenrain da unten,
Doch nicht das Glück, das wir so oft empfunden,
Noch nicht ... da wir auch heut zum Gipfel schreiten.*

*Zwar will uns Schnee und Eis den Weg verleiden ...
Vom Sturm zerzaust, durchfrozen und zerschunden,
Den steifen Fingern das Gefühl geschwunden ...
So sprechen Fels und Nordwind mit uns Beiden.*

*Gesiegt ... doch bleibt uns keine Rast zum Sitzen ...
Das Land ragt kalt in graue Wolkensäume,
Die Felsenhäupter tragen weiße Mützen,*

*Selbst Kiefern schauen aus wie Weihnachtsbäume ...
Und helles Leuchten, zauberhaftes Blitzen,
Erinnert uns verklung'ner Märchenträume . .*



Winterstimmung im Wehlgrunde

Aus den Mittelungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz

Der Berg in der Mondnacht

Wolfgang Herberg. A. S. D.

Es ist Winter. Schnee deckt den gefrorenen Boden, und als graue Schleier hängen die Wolken über dem Gebirge. Ein Abend senkt sich herein, ein Winterabend, an dem die Welt grau und wesenlos wird. Wir verlassen eine behagliche Hütte und wandern mit Riesenrucksäcken bepackt den Felsen zu. Eine Vollmondnacht ist heute, und trotzdem der Mond hinter Wolken steht, ist es hell. In eigenartigem unsicherem Licht unterscheiden wir Felder, Wald und Felsen. Abweisend sehen die verschneiten Wände aus. Wir denken: also doch Schnee auf den Felsen trotz des Südens? Wird es gelingen? Keiner spricht es aus, jeder denkt es nur. So schreiten wir schweigend zu zweit durch den Abend.

Stumm grüßen die Felsen hernieder. Wir kennen euch alle. Wir kennen euch von warmen Sommertagen her, vom stürmischen Herbst, und nun kommen wir auch im Winter. Die eigenartige Schönheit, die veränderten Verhältnisse und der Wille und das Können zu großer Tat ziehen uns. Dort ragt der Domerker und der stolze Domwächter gegen den Nachthimmel empor, dort stehen die phantastischen Gestalten des Wilden Kopfes und der Brosinnadel dunkel über weißen Hängen. Vorbei gehen wir, immer weiter, durch Schnee und über Eis. Da plötzlich stehen wir still, gebannt, fast halten wir den Atem an: vor uns erhebt sich gegen den mondbellen Wolkenhimmel eine ebenmäßige, schwarze, riesige Säule. Das ist unser Ziel, unser Berg, der Bloßstock.

Gibt es eine zweite, so bezaubernd Kühne und doch ungeheuer wuchtige Gestalt? —

Eine überragende Größe hat die Natur in dieser Stunde. Wir gehen schweigend das letzte Stück hinauf bis in die Kluft. Zwischen zwei dunklen senkrechten Wänden stehen wir hier und sehen oben Wolkenfetzen am Mond vorüberjagen. Hier machen wir uns fertig.

Der Plan ist schon bis ins Kleinste durchgesprochen. Wir sind uns der Schwierigkeiten wohl bewußt, denn es ist nicht unsere erste Wintertour. All die gesammelten Erfahrungen, alles Wissen und Können sollen hier mit einem Willen zum Sieg verhelfen. Sechzig Meter Seil, Schlingen, Karabiner, Lampe, warme Ersatzjacken, Handschuhe und ein wenig Proviant sind unsere Ausrüstung und werden in einem kleinen Kletterrucksack verpackt.

Als Weg wählen wir den Wenzel-Kamin, nachdem wir an dem Einstiegsriß des Originalanstieges zum alten Nordwege, durch den einst A. Kunze und Gehrmann einen Weg fanden, wegen Dunkelheit abgesc schlagen wurden. Das ist gut, denn wir hätten wohl den Gipfel nie erreicht, wenn uns dieser Einstieg gelungen wäre.

Schön. So durchsteigen wir den wilden Wenzelkamin, den wir ja vom Abstiege schon kennen. Über verschneite Blöcke steigen wir im Grunde der Schlucht hoch. Hier unten ist es dunkel, oben aber wird es dann freier und heller. Mein Gefährte leuchtet mir, während ich die breite Kluft hochspreize, dann in den Riß an der Südwand übergehe, und den Beginn des hohen Kamines erreiche. Der Rucksack wird aufgeleilt und nachgeholt.

Jetzt erst sind wir richtig am Berge. Fast

ist es ein Traum: in einer Wintervollmondnacht im Fels! Und es wird hier ein langgeräumter Traum zur Wirklichkeit. Langsam steige ich die ersten überhängenden Kaminstücke empor. Die vielen Jacken, die ich an habe, hindern etwas, sind aber beim Sichern recht angenehm. So oft wie möglich holen wir nach, denn so können wir besser sichern und der Rucksack zieht sich leichter. Jetzt ist es so hell, daß ich Tritte und Griffe gut sehe. Nach einem kurzen breiten Stück erreichen wir den Absatz mit dem zweiten Abseilring.

Auf das Peinlichste werden nun die Seile geordnet, denn jetzt kommt die lange Durchstiegsstelle durch den sich stark verengenden, überhängenden Kamin. Mein Gefährte bindet sich in den Ring ein, und zieht mein Sicherungsseil durch den Karabiner. Das Ersatzseil für den Rucksack ziehe ich mit.

Bis jetzt war der Kamin an der Südseite schneefrei. Nun aber kommen wir höher hinauf, wo es freier wird. Wie werden die Verhältnisse sein? Ein Blick auf die Uhr: $\frac{1}{2}$ 11 Uhr nachts. Jetzt kommt die Entscheidung. Erst stecke ich ganz hinten in dem verschneidungsartigen Kaminstück, dann zwängt es mich hinaus, immer weiter hinaus. Jetzt denke ich, ich komme schon oben durch. Aber nein! Das Licht hat mich getäuscht, immer wieder stoße ich mit dem Kopfe oben an. Noch weiter drängt es mich hinaus. Schon bin ich weiter draußen als mein Gefährte am Ring. Wo der Kamin stark überhängend abbricht, und die Füße kaum noch an der Wand sind, kann ich mich höher schieben. Es ist recht ausgesetzt, doch es kann nicht mehr weit bis zur Sanduhr sein. Plötzlich wird es ganz hell, und über die Wände huschen schwarze Schatten: Der Mond ist aus den Wolken hervorgetreten. Erstaunt blicke ich auf. Wieviel anders sieht die Landschaft so aus! Da habe ich die Sanduhr erreicht

und blicke hinab. Hell liegt die Bloßstockscharte nun schon tief unter mir und meinen Gefährten sehe ich im geisterhaften Licht am Ring stehen und emporblicken.

Ich lege eine Schlinge, binde mich ein und seile den Rucksack auf. Nachholen? Nein, denn der Stand am Ring ist bequemer. Aber der Rucksack wird sich nicht durch den engen Kamin ziehen lassen! Da sehe ich draußen an der Kaminwand einen Jacken und sofort weiß ich die Lösung: Wir hängen den Rucksack mit seinem Riemen an den Jacken und ziehen ihn erst vom Gipfel über die Wand hoch. Wenn wir den Gipfel aber nicht erreichen? Doch was soll uns noch hindern?

Kurze Verständigung nach unten zum Gefährten, der wachsam das Seil in treuen Händen hält, dann steige ich weiter. Eng wird der Kamin, doch außen sind einige Griffe. Plötzlich rutscht die Hand ab, es faßt sich so kalt: Eis! Aha, denke ich, das kann den Weg zum Gipfel sperren. Und dieser vereiste Griff war wirklich der erste Vorbote der kommenden Verhältnisse. Der Mond ist hinter den Wolken verschwunden, und greifbar nahe sehe ich die dunkle Nordwand des Kreuzturmes. Vorsichtig mich empor schiebend erreiche ich den ersten Abseilring und die Gipfelscharte. Doch die Gipfelwand! —

Ich lasse nachkommen. Meinem Gefährten ist die Abwechslung recht angenehm, denn beim langen Sichern wird es kalt. Im engen Kamin aber ist es sehr warm. Als wir zusammen in der Gipfelscharte sitzen, zeige ich stumm auf den Mittelgipfel. Da schau, heißt das, sieh dir die Eisschicht an, die den ganzen Gipfel überzieht. Wie wären wir da herübergekommen!

Trotzdem sind wir aber noch nicht auf dem Gipfel. Auch die Wand zum Hauptgipfel ist vereist. Doch es wird geben, denn sie hat große Löcher als Tritte. Mit dem Kletterhammer frage ich das Eis heraus

und erreiche nach einer Durchstöße auf Eis auf den Knien kriechend einen Absatz. Wie lang mir das vorkommt! Im Sommer huscht man über das Gipfelwändchen, daß es sich kaum in die Erinnerung einprägt. Nach links herum muß ich nun gehen und mit äußerstem Geschick ein ganz kleines, aber mit spiegelnden Eisflächen überzogenes Kaminstück bezwingen. Jetzt ist der Gipfel erreicht, und in dem selben Augenblick tritt der Mond ein zweites Mal aus den Wolken hervor, zu kurzem Gipfelgruß. Wir rutschen auf den Knien umher und binden uns auf der kleinen Gipfelstange fest, denn hier oben ist es wie auf einer Eisbahn. Die Uhr zeigt Mitternacht. Wir halten eine seltsame Gipfelrast. Es ist eigenartig schön. Zwischen dunklem Gels leuchten blasse Schneefelder herauf. Nach Norden sehen wir hinter schwarzen Wäldern eine weiße Ebene, die sich in Grau verliert. Am Himmel jagen Wolken, und überall im Tal hängen dicht über dem Boden weiße Nebelsetzen. Es sieht aus wie im Hochgebirge. Ein kleines Licht sehen wir vom Wasserfall, und das ist der einzige Punkt, der uns an die Wirklichkeit erinnert, denn ein Traum kann nicht eigenartiger sein als die Stimmung dieser Mitternachtsstunde. Gegen halb ein Uhr beginnen wir den

Abstieg. An der kleinen Gipfelstange seilen wir zunächst bis in die Gipfelscharte ab. Herrlich ist das nun folgende lange Stück vom ersten bis zum zweiten Ring, wo wir teilweise frei am Seil über der grauisigen Tiefe schweben. Wir sichern einander durch das Ersatzseil. Vom zweiten Ring erreichen wir den Grund der Klust, rutschen über die verschneiten Blöcke hinab und stehen bald darauf am Fuße der Wand bei unseren Rucksäcken. Wir packen sie, nehmen sie auf und treten den Rückweg an. Noch einmal stehen wir an der Waldecke still und werfen einen staunenden, aber siegesbewußten Blick hinüber zu jener hohen finsternen Säule. Da waren wir jetzt oben! Unglaublich klingt es, auch für uns, obwohl wir eben erst herabkommen.

Wir schreiten heimwärts. Endlos dehnt sich der Weg, und wir spüren eine große Müdigkeit. Kaum blicken wir auf, mit müden Schritten trotten wir nebeneinander her. Endlos scheinen uns die vielen Biegungen des Weges. Wann kommt die letzte Kurve? denkt jeder, doch keiner spricht es aus. Wir stolpern wortlos weiter, denken nur den einen Gedanken: wir haben es geschafft; und haben nur den einen Wunsch: schlafen, schlafen, schlafen.

*Sind Berge, Wellen, Himmel nicht ein Teil
von mir und meiner Seele? Ich von ihnen? —
Nicht in mir selbst leb ich allein, ich werde
ein Teil von dem, was mich umgibt, und mir
sind hohe Berge ein Gefühl.*

Byron

Die Verbreitung der Alpenpflanzen über die Erde

Thumm

*Im Pflanzengarten Wehlen blühen auch im Dezember noch ca. 20 Arten Blütenpflanzen
Himalaya-Steinbreche stehen in Knospen; ebenso die Schneerosen.*

Am meisten aber wundert man sich, daß die verschiedenen Enziane geschützt sind. Hier sind hohe und niedrige zu unterscheiden. Die niedrigen, fast alle blau blühend, mit verhältnismäßig großen und ganz auffällig enzianblau blühenden Blumen kommen wirklich meist massenhaft vor. Sie sind für die Gartenpflege die allgeruchtesten Pflanzen und hätte man der Geschäftsrührigkeit der in den Gebirgen sammelnden Raubsammler nicht einen Riegel durch die Schutzgesetze vorgeschoben, so könnte es wohl sein, daß mindestens der stengellose Enzian in einer Reihe von Jahren gänzlich ausgerottet wäre, zumal wenn man bedenkt, daß eine Pflanze, die gleichzeitig 5–10 Blüten hat, mindestens 8–12 Jahre alt ist. Es ist also das langsame Nachwachsen, was diese Pflanzen leicht ausrottbar erscheinen läßt. Von den 4 hohen Enzianen gilt das letztere Argument noch viel mehr, sie wachsen noch langsamer und der stattlichste, der bis 140 cm hochwerdende gelbe, ist der Ausrottung sicher. Aus seinen Wurzeln wird der Enzianschnaps hergestellt, außerdem Magentee. Wurzeln, Blätter und Blüten sind als Hausmittel bei der Bauernbevölkerung der Gebirge für Mensch und Vieh Universalmittel für fast alle Gebrechen.

Nachdem wir Alpenpflanzen von allen Gesichtspunkten aus betrachtet haben, müssen wir zuletzt noch einiger Eigenschaften gedenken, die den Tieflandspflanzen nicht in dem Maße eigen sind als wie den alpinen. Ich meine da den Besitz von Duftstoffen und von medizinischen Eigenschaften. Die Duftstoffe haben ihren Sitz in den verschiedensten Körperteilen der Pflanze, in

Blüte, Blatt, Stengel oder Wurzel und werden meist aus ihnen mittels Destillieren gewonnen. Ähnlich ist es bei den Pflanzen die zu medizinischen Zwecken verwendet werden. Wer kennt nicht die Unmenge der im Handel befindlichen Alpenkräuter-Tee, Likör und ähnlichen Mituren, Pillen und Essenzen. In früheren Zeiten war diese Verwendung der Alpenkräuter noch viel größer als heute und das Sammeln von Kräutern und Trogen war ein Geschäftszweig vieler armer Bewohner der Alpenorte. Aber auch heute verwendet sowohl die allopathische, als auch die homöopathische Medizin die chemischen Bestandteile vieler Alpenpflanzen. Wer kennt da nicht das homöopathische Siebermittel Aconit, von Acomitum napelus dem Eisenhut stammend, oder Pulsatilla, das Blutmittel von der Kuckuckshelle, um nur einige zu nennen. Viele der Alpenpflanzen sind sehr giftig und diese Gifte sind es, die die Medizin zu Heilstoffen verwendet.

In der Volksheilkunde werden einzelnen Pflanzen geradezu märchenhafte Eigenschaften zugeschrieben, die mehr oder weniger spekulativ erfunden und vom Volk geglaubt wurden. Bombastus Paracelsus, ein Zeitgenosse Martin Luthers, erbob die „Signatura rerum“ zum Systeme. Das ist die Lehre „Der liebe Gott hat jegliche Pflanze gezeichnet, wozu sie gut ist“. Hier ist nun der willkürlichen Auslegung weitester Spielraum gelassen, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß den Ausdeutungen sehr oft aus Erfahrung gewonnene Tatsachen zu Grunde liegen, die weitestgehend ausgeschmückt werden. Ein Beispiel gibt das Alpen-Aurifel *Primula auricula*. Die oft sehr schwer zu erlangende Blüten-

dolde des Ohrprimels, die meist in Rissen und Spalten stark zerklüfteten Gesteins wächst, ist ein beliebtes Anbandelungsmittel verliebter Burschen. Da ihre Besitznahme oft mit Lebensgefahr für den Pflücker verbunden ist, wird sie von den Mädchen gebührend eingeschätzt. Ihre Entgegennahme von der heimlich Geliebten eröffnet dem siegreichen Eroberer allerhand Ausichten. Kein Geschenk ist der Geliebten willkommener, zeigt es doch, daß der kühne Bursche selbst den Teufel nicht scheut. Denn kein anderer als der Teufel hat es so hoch in die Risse gepflanzt, der begierig ist, dem den Hals zu brechen, der die Hand danach auszustrecken wagt. Sie kommt in Höhen bis zu 2500 m vor.

P. A. Matthioli, *New Kreuterbuch*, Prag 1563: „Die natur dieses Krauts ist kalt und trucken / zeucht zusammen und stopfft / Hat groß lob zu allen wunden / brüchen / blutgang / und anderen überschwenklichen flüssen / wie die seyn mögen / in allen massen gebrauch / eußerlich wie innerlich. Das stolze Srawenzimmer leßt jnen allein die ausgerupffte Blümlein distillieren / zuvor mit Wein befeuchtet. Mit solchem wasser waschen sie jr anlit / in hoffnung / es sollen alle flecken / masen / spreckel / und dergleichen / durch tägliche nätzung daruon vergehen“. Und anderen Ortes:

„Daß das mit den gelben Blumen / in Wein getan ihm einen sondern guten Geruch gebe. Item daß es wider das Zahnwehe / so von kalten Flüssen verursacht / gut seye wenn mans wol zerbeiß; dero wegen es auch dem kalten Haupt und Nerven gut sey / Die Jäger in den hohen Gebürgen brauchen die Wurtzel wider den Schwindel“. „Auricula' ursi wird in Italien auch von denjenigen Mägdlein gebraucht, welche sich vor Jungfern ausgeben und nicht sind.“

Das ist gewiß allerlei: Aber diese uralten auf Erfahrung und Beobachtung beruhenden volkstümlichen medizinischen Kenntnisse, haben in neuerer Zeit durch die wissenschaftliche Forschung eine gewisse Bestätigung erfahren. Man fand, daß die Schlüsselblumengewächse zu den sogenannten Saponindrogen gehören. Ihre chemischen Inhaltsstoffe, die Saponine, wirken durch Anregen der gesamten Körperdrüsentätigkeit im Sinne eines beschleunigten Stoffwechsels. Saponinpflanzen sind zu allen Zeiten von allen Völkern als bevorzugte Blutreinigungsmittel und Wunddrogen in Gebrauch gewesen. Ebenso wie dieses Alpenprimel, ja auch unser wohlriechendes Himmelschlüssel, das sogenannte unter Schutz stehende Apotheker-Primel, *Primula officinalis*.

